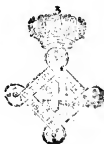






Müller.
Ex libr. patr. dil.





Die Stiftung des Schweizerbundes.

Historischer Bildersaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände

von

Christian Ferdinand Schulze,
Professor am Gymnasium zu Gotha.



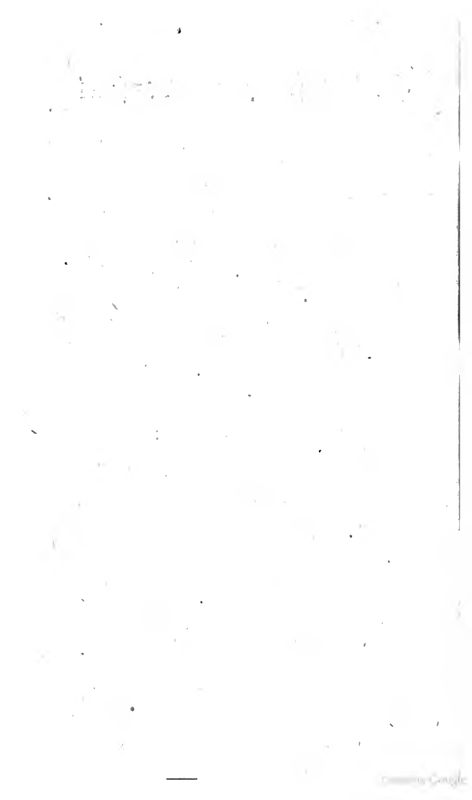


Vierten Bandes zweiter Theil.

Mit vierzehn Kupfern
nach Schubert'schen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bei Justus Perthes. 1822.



Vorrede.

Der gegenwärtige Theil dieses historischen Bildersaales enthält den Fortgang des vorigen, oder die fernere Darstellung der dort angegebenen Erzählungen und Schilderungen. Nachdem nämlich noch zum Schlusse des vorigen Theils diejenigen Erzählungen und Schilderungen, die sich auf die Geschichte der Kreuzzüge beziehen, mitgetheilt worden sind, folgen nun diejenigen, welche auf die Geschichte Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands, Spaniens, Ungerns rc. Bezug haben und zuletzt die, welche den Uebergang vom Mittelalter zu den neueren Zeiten bezeichnen.

Die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann auffallend erscheinen, weil hier keine Zeitfolge beobachtet, Gleichartiges getrennt, Verschiedenartiges zusammengestellt ist. Aber diese Ordnung oder Unordnung ward durch die im vorigen Theil enthaltene Darstellung der Hauptbegebenheiten bedingt. Da nämlich dort, nach Schilderung der Kreuzzüge, zuerst von den Geschichten der einzelnen Staaten Europa's, zuletzt von dem Fortschreiten des Zeitgeistes und den Vorbereitungen der Reformation geredet und dabei auf die hier folgenden Erzählungen im voraus verwiesen wurde; so schien es nöthig, diese

in

in eben der Ordnung folgen zu lassen, in welcher jene Hauptbegebenheiten, die ihnen zum Rahmen dienen, dargestellt sind. Auch kommt es gar nicht darauf an, in welcher Ordnung diese Erzählungen gelesen werden: jede besteht für sich, unabhängig von der andern; und der Jugend mag es als eine nützliche Uebung überlassen bleiben, sie entweder nach der Zeitfolge oder nach der Gleichartigkeit ihres Inhalts zu ordnen.

Uebrigens ist auf die Ausarbeitung und Ausstattung dieses Bandes dieselbe Sorgfalt verwendet worden, wie auf die früheren Bände, und Text wie Kupfer werden zeigen, wie sehr es sich Verfasser und Verleger angelegen seyn lassen, diesem Werke den Beifall zu sichern, den es bis jetzt gefunden hat.

Der folgende Band soll die Periode von der Reformation bis zur französischen Revolution enthalten. Verfasser und Verleger werden das Ihrige thun, um ihn so bald als möglich erscheinen zu lassen.

Gotha, den 1sten Juni 1822.

Christian Ferdinand Schulze.

Vierte Periode

von dem

Anfang der Kreuzzüge

bis zur

Reformation,

1096 — 1517.

(Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation.

(Fortsetzung.)

XI.

Erzählungen von den Welfen und den Weibern von Weinsberg.

Die Sage, welche gern Großes umstrahlt, hat sich auch für das berühmte Geschlecht der Welfen geschäftig bewiesen. Denn wie sie den Ursprung desselben weit hinaufrückt, so schmückt sie auch dessen Hervortreten in die Geschichte und dessen Einschreiten in die Lehnsverhältnisse mit wundersamen Erzählungen aus.

Bis hinauf in das fünfte Jahrhundert wird der Ursprung des Geschlechts der Welfen versetzt. Eticho, heißt es, der Ahnherr dieses Geschlechts, aus dem Volke der Scyrren, das von der Ostsee allmählich nach dem südlichen Deutschland sich hingezogen hatte, baute zu der Zeit, als Attila, der Hunnenkönig, das ganze Römerreich erschreckte, die Feste Altdorf im südwestlichen Schwaben, unweit der spätern Stadt Ravensburg. Daselbst erwarben sich seine Nachkommen Glanz durch Besitzungen, Ruhm durch Waffenthaten. Aber erst im achten Jahrhundert, zur Zeit Karls des Großen, treten sie deutlich und in unbestrittener Stammfolge hervor. Dieses Hervortreten, so wie den Ursprung des Namens Welfen hat die Sage mit folgender Erzählung bezeichnet.

Isenbart, Herr zu Altdorf, Sohn und Nachfolger Warins, der um 780 von Karl dem Großen zum Verweser des aufgelöseten Herzogthums Schwaben ernannt war, hatte Irmentrud, die Schwester der Kaiserin Hiltegard, zur Gemahlin. Einst ward sie vor den Thoren ihrer Burg von einer armen Frau, die eben Drillinge geboren hatte, um eine milde Gabe angesprochen. Aber Irmentrud stieß die Arme als eine ehebrecherische Dirne mit Unwillen von sich, behauptend, es sey unmöglich, daß sie von Einem Manne drei Kinder auf

einmal habe gebären können. Durch solche Behauptung tief gekränkt, flehete die Arme den Himmel an, der Gräfin auf einmal so viele Kinder zu geben, als Monate im Jahre sind. Ihr Flehen ward erhört. Irmentrud gebar, während ihr Gemahl abwesend war, auf einmal zwölf Söhne*). Hierüber bestürzt und wohl eingedenk dessen, was sie zu der armen Frau gesagt hatte, beschloß sie, den kräftigsten dieser Söhne zu behalten, die übrigen aber in den nahen Fluß Schussen werfen zu lassen. Eine ihrer vertrautesten Mägde sollte dieß verruchte Vorhaben ausführen. Diese verbarg die eilf Knäblein in einem verdeckten Korb, und ging damit dem Fluße Schussen zu. Da begegnete ihr Graf Isenbart, der eben zurückkehrte. Er fragte sie, was sie in dem verdeckten Korbe trage? Sie, in Verlegenheit, erwiederte: „Welfen", d. i. junge Hunde. Isenbart glaubte ihr nicht, und bestand darauf, daß sie den Korb öffnen sollte. Da erblaßte die Magd. Ausser sich vor Angst und Schre-

*) Auffallend ist, daß Aehnliches von mehreren Fürstenhäusern des Mittelalters erzählt wird. So heißt es, um nur Ein Beispiel anzuführen, von der Schwester des deutschen Königs Wilhelm von Holland, Margarethe, Gräfin von Henneberg, daß sie auf Anwünschung einer armen Frau, der sie eine Zwillingsgeburt zum Vorwurf gemacht habe, so viele Kinder auf einmal geboren habe, als Tage im Jahre sind. Diese 365 Kinder, zur Hälfte Knäblein, zur Hälfte Mägdlein, sollen nicht größer als ausgebrütete Küchelchen gewesen, und noch an ihrem Tauftage sammt der Mutter gestorben seyn.

Schrecken öffnete sie den Korb, warf sich ihrem Herrn zu Füßen, und gestand ihm, was geschehn und was ihr zu thun befohlen sey. Bei dem Anblick der schönen und zahlreichen Nachkommenschaft ward Isenbart gerührt. Er befahl unter nachdrücklichen Drohungen der Magd zu schweigen, und übergab dann einem vertrauten Müller die eilf Knäblein zur Auferziehung; seiner Gemahlin aber sagte er kein Wort über das Vorgefallene. Erst nach sechs Jahren ließ er bei einem festlichen Mahle, das er dazu veranstaltet hatte, die geretteten Knaben in schöner Kleidung aufs Schloß bringen. Hier fragte er seine Gemahlin: „ob sie wohl diese Kinder kenne?" Jetzt stürzte Irmentrud, ihrer Missethat eingedenk, voll bittrer Reue ihrem Gemahl zu Füßen, und bat um Verzeihung. Er verzieh ihr, und stiftete aus Dankbarkeit für einen so großen und wunderbar erhaltenen Kindersegen zu Altdorf ein Kloster. Sein Geschlecht aber, auf dessen Ausbreitung und wunderbare Schicksale diese Sage hindeuten mag, erhielt von nun an den Namen der Welfen.

Einer der Söhne Isenbarts war, wie weiter erzählt wird, Welf der erste, Vater der schönen Judith, der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen. Er und seine Nachkommen fanden ihre Ehre darin, niemandes Diener zu seyn; frei auf freiem Erbgut wollten sie leben; übertragene Lehen gal-

galten ihnen als Fesseln. Allein Heinrich mit dem goldnen Wagen, Welfs des Ersten Urenkel, der Sohn Etichos, verleugnete diese Freisinnigkeit seiner Ahnen. Er trat in kaiserliche Dienste, und nahm vom Kaiser Arnulf, dem Gemahl seiner Schwester Luitgard, 4000 Morgen Landes in Baiern zu Lehen. Auch diesen für das Geschlecht der Welfen merkwürdigen Vorfall hat die Sage nach ihrer Weise ausgeschmückt.

Heinrich, erzählt sie, bat einst den Kaiser Arnulf um so viel Aecker, als er zur Mittagszeit mit einem goldenen Wagen umfahren könne. Der Kaiser sagte ihm diese Bitte zu. Darauf ließ Heinrich einen kleinen goldenen Wagen verfertigen, und an mehreren Stellen des Landes, das er zu besitzen wünschte, etliche starke Pferde hinstellen. Als alles in Bereitschaft war, setzte er sich zur Mittagszeit, da der Kaiser schlief, in einen leichten Wagen, nahm den kleinen goldenen Wagen vor sich, und fuhr so schnell er konnte. So oft die Pferde müde wurden, ließ er andere anschirren. Zuletzt sollte ihn eine Stute auf einen Berg unweit Ravensburg hinaufziehen; aber die Stute vermochte dieß nicht, obschon Heinrich weder Scheltworte noch Peitschenhiebe sparte. Darum ward dieser Berg der Mährenberg genannt, und kein Welfe bediente sich hinfort einer Stute. Doch

hatte

hätte Heinrich auch ohne diesen Berg viel Land gewonnen, und der Kaiser, obschon zürnend über die List, von welcher jener den Beinamen erhielt, blieb dem gegebenen Versprechen treu, und sagte ihm das Gewonnene als Lehen zu. Aber mit Unwillen vernahm dieß der alte Eticho. Er meinte, sein Sohn habe dadurch, daß er Dienste und Lehen angenommen, den reinen Glanz seines Hauses befleckt. Trauernd hierüber entwich er in das Tyrolerland, und lebte daselbst mit zwölf seiner Diener, die ihn begleiteten, als Einsiedler bis an seinen Tod.

Seit Heinrich mit dem goldenen Wagen hielten sich die Welfen immer mehr an den Kaiser, und gelangten dadurch zu hohen Würden und ausgedehnten Besitzungen. So bekam Welf III. vom Kaiser Heinrich III. (1047) das Herzogthum Kärnthen sammt der Markgrafschaft Verona, und Welf IV., mit dem das jüngere Geschlecht der Welfen anhebt *), bekam vom Kaiser Heinrich IV. (1071) das Herzogthum Baiern. — Bald nachher, als nach dem Tode Heinrichs V. Lothar deutscher König geworden war (1125 — 1137), erhob sich der berühmte Kampf zwischen den Welfen und Gibellinen (oder Hohenstaufen). An-

*) Welf III. war 1055 kinderlos gestorben. Da bewirkte seine Mutter, daß sein Neffe Welf IV., der Sohn des Markgrafen Azo von Ligurien und Kunigundens, der Schwester Welfs III., diesem im Besitz aller seiner Güter folgte.

Anfangs schien dieser Kampf das Haus der Welfen zur höchsten Erhebung hinzuführen; denn um den Enkel Welfs IV., Heinrich den Stolzen, zur Bekämpfung der ihm verwandten Hohenstaufen zu bewegen, gab ihm Lothar nicht nur seine Erbtochter zur Gemahlin sondern auch zu dem Herzogthum Baiern, das er schon besaß, das Herzogthum Sachsen, so daß nun die Welfen von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere herrschten, und Hoffnung hegten den deutschen Thron zu besteigen. Aber wie ganz anders wurde es, als es den Hohenstaufen gelang, nach Lothars Tode diesen Thron an sich zu bringen. Jetzt ward das Haus der Welfen von seiner Höhe herabgestürzt. Heinrich der Stolze wurde von Konrad III., dem ersten deutschen König aus dem Hause der Hohenstaufen, geächtet, und der Herzogthümer Sachsen und Baiern verlustig erklärt (1138); sein Sohn Heinrich der Löwe, ward durch eben den Kaiser, der ihn aufs neue erhoben hatte, Friedrich I., gestürzt (1180), sein Haus verlor den alten Glanz, und konnte erst in späteren Jahrhunderten wieder aufblühen. — Doch alles dieses werden wir bei einer andern Gelegenheit, im Leben Heinrichs des Löwen, ausführlicher erzählen. Inzwischen möge hier eine Sage, die sich auf die ersten Zeiten dieses Kampfes bezieht, ihre Stelle finden.

Als nach dem Tode Heinrichs des Stolzen (1139) sein Bruder Graf Welf VI. für die Rechte seines Hauses mit Nachdruck in Baiern kämpfte, überfiel König Konrad III. die welfischen Erbgüter in Schwaben. Daselbst belagerte er das feste Städtchen Weinsberg unweit des Neckars, am Fuße eines weinreichen Berges. Auf diese Nachricht eilte Graf Welf VI. herbei, und zwischen beiden kam es zur Schlacht. Da hieß es auf der einen Seite: „Hie Welfen!" auf der andern: „Hie Gibellinen!" — ein Feldgeschrei, das zur Entstehung der berühmten Partheinamen der Welfen und Gibellinen Veranlassung gegeben haben soll. Die Schlacht selbst lief unglücklich für die Welfen ab. Viele von ihnen wurden getödtet, die andern zerstreut, und gleich darauf mußte sich Weinsberg dem Sieger ergeben. König Konrad III. war bieder, aber auch jähzornig, und in seinem Zürnen oft hart und unbillig. Auch Weinsberg sollte dieß erfahren. Tod oder Kriegsgefangenschaft wurde allen Männern daselbst angekündigt; nur Weiber und Kinder sollten freien Abzug haben, doch ohne etwas mit sich fortzunehmen. Allein Frauentreue und Frauenlist milderte die Härte dieses Beschlusses. Nach gemeinsamen Berathschlagungen wendeten sich die Weiber von Weinsberg an den König, fielen ihm zu Füßen, und bewirkten durch ihr Flehen, daß ihnen der König erlaubte, so viel mit sich zu nehmen

men, als sie auf den Schultern wegschleppen könnten. Nun zeigten die Weiber, daß Rettung ihrer Männer ihnen mehr gelte als Putz und Hausgeräthe. Denn jede von ihnen nahm ihren Mann auf den Rücken, und trug ihn durchs feindliche Lager. Mit Unwillen bemerkte dieß des Königs Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben. Seinem Verlangen gemäß sollte den Weibern nicht gestattet werden, die Männer dem Tode oder der Gefangenschaft zu entziehen. Doch König Konrad erwiederte: „Einem König geziemt es nicht, sein Wort zu brechen", — und erfreut über das Verfahren der Weiber, überließ er ihnen nicht nur ihre Männer, sondern auch einen Theil ihrer Habe.

Man hat die Wahrheit dieser Begebenheit in Zweifel gezogen, und wahr ist es, daß sie nur wenige und meistens spätere Zeugnisse für sich hat. Aber darum darf sie von der Geschichte nicht übergangen werden. Denn wie überhaupt Sagen wichtig sind, wenn sich in ihnen herrschende Sitten und Vorstellungsweisen spiegeln, so ist auch diese wichtig, da sie zeigt, wie ehrenvoll das Mittelalter von dem weiblichen Geschlechte urtheilte, und welche Gesinnungen und Handlungen es demselben zutraute.

XII.

XII.

Friedrich Barbarossa und die Lombarden.

Die Kämpfe zwischen Friedrich Barbarossa und den Lombarden nehmen in mehr als einer Hinsicht unsre Theilnahme in Anspruch. Denn wie sie Friedrichs Tugenden und Fehler, seinen Herrschersinn und seine Heldenkraft, seinen Stolz und seine Härte am anschaulichsten entfalten, so machen sie uns auch mit den Einrichtungen und Bestrebungen der großen Städte Italiens, deren Herrlichkeit und Leiden, deren Freiheitssinn und Uebermuth bekannt; und wie sie von dem Großen und Schrecklichen zeugen, dessen Menschen fähig sind, so zeugen sie auch von der hohen Kraft der Freiheitsliebe und dem wechselvollen Gange menschlicher Schicksale. Hoffentlich werden also meine Leser der folgenden Erzählung ihre Aufmerksamkeit nicht versagen.

Seit dem zehnten Jahrhundert hatten sich in Oberitalien oder der Lombardei große Städte erhoben, die nach aussen hin stark waren durch Mauern und Graben, und im Innern durch Gewerbfleiß und bürgerliche Freiheit. Bei dem stürmischen Drängen der italienischen Großen nach Oberherrschaft (seit dem Ausgang des neunten Jahrhunderts) und bei den räuberischen Anfällen der Ungern hatten sie

sie von ihren Beherrschern das Recht erlangt, sich durch Mauern und Graben zu sichern; und Kaiser Otto I., der sie (961) ans deutsche Reich knüpfte, hatte sie um so mehr begünstigt, je mehr es in ihnen ein Gegengewicht gegen die Gewalt mächtiger Grossen fand. Demnach hatten sie sich unter seiner Beistimmung eine Verfassung gegeben, ähnlich der der altrömischen Municipalstädte. Es hatte sich nämlich in jeder Stadt die Bürgerschaft zur Stadtgemeinde gebildet, und mit der Erlaubniß die Waffen zu tragen zugleich die Verpflichtung, die Stadt zu vertheidigen, übernommen. An ihrer Spitze standen zwei Consuln, als Oberrichter im Frieden und als Hauptleute im Kriege, die alljährlich aus der Bürgerschaft erwählt wurden; neben den Consuln aber ein doppelter Senat, ein enger und ein weiterer, der die Regierungsgeschäfte besorgte, das Betragen der Consuln beobachtete, und die Vorschläge entwarf, welche der Stadtgemeinde zur Entscheidung vorgelegt wurden. Je mehr nun bei dieser Verfassung die Städte durch Handel- und Gewerbfleiß emporkamen, desto mehr suchten sie ihre Gerechtsame zu erweitern. Sie entzogen den Bischöfen die Gerichtsbarkeit, und nöthigten den benachbarten Adel sich mit ihnen zu vereinigen. Auch die Oberherrschaft der deutschen Könige und Kaiser, denen sie seit Otto I. den Eid der Treue leisten mußten, wurde ihnen verhaßt, sie strebten sich derselben zu entziehen, und völlige Un-

Unabhängigkeit zu behaupten. Die unruhigen Zeiten unter den letzten Kaisern fränkischen Stammes hatten dieß Streben begünstigt; während dieser Zeiten waren sie oft von den Päbsten des Gehorsams gegen ihre Oberherren entbunden worden, und hatten eben dadurch gelernt, der Gerichtsbarkeit der kaiserlichen Statthalter zu widerstreben. Doch gegenseitige Eifersucht und Feindschaft trat unheilbringend unter ihnen hervor. Die beiden Hauptstädte, Pavia und Mailand, im Streit um Vorrang, hegten entgegengesetzte Gesinnungen. Pavia, weiland der Sitz der lombardischen Könige, bewahrte theils aus Haß gegen Mailand, theils aus Erinnerung an die Verdienste Otto's I. den deutschen Kaisern unerschütterliche Treue; dagegen suchte Mailand, das an Größe, Festigkeit, Reichthum und alterthümlichem Glanz Pavia überstrahlte, sich von den deutschen Kaisern loszureißen, und andere Städte der Lombardei zu unterdrücken. So hatte es erst (1107 — 1111) das benachbarte Lodi erstürmt, dann auch (1118 — 1122) die Stadt Como zur Unterwerfung gezwungen. Daraus waren Partheiungen entstanden. Mehrere lombardische Städte, als Como, Lodi, Cremona und Novara waren mit Pavia; andere, als Crema, Tortona, Brescia rc. standen aus Furcht oder Vorliebe auf Mailands Seite.

So war die Lage der Lombardei, als Friedrich Barbarossa den Gedanken faßte, um die Majestät des

des alten Kaiserreichs zu erneuern, die alten Kaiserrechte in Italien wieder herzustellen. Er haßte die Lombarden als anmaßende Emporkömmlinge, ihr Streben nach Unabhängigkeit schien ihm Beeinträchtigung seiner Würde; namentlich war er gegen die Mailänder erbittert, denn sie hatten das Schreiben, worin er sie aufforderte Lodi wieder in Freiheit zu setzen, mit Füßen getreten, und den Ueberbringer desselben mit Mißhandlungen bedroht. Aber zugleich mußte er auch fühlen, wie schwierig es war, die Lombarden zu bekämpfen. Sie waren von Freiheitssinn begeistert, zu jedem Opfer bereit, konnten zahlreiche Heere aufstellen, und im schlimmsten Falle durch feste Mauern sich schützen. Dagegen waren die Deutschen den Zügen nach Italien abhold, und wenn sie dazu bewogen wurden, so machten sie sich nur auf kurze Dienstzeit verbindlich. Doch Friedrichs hoher Geist erhob sich über diese Schwierigkeiten. Durch seine Persönlichkeit wie durch die Vorstellung, der Zug gegen die Lombarden sey eine Forderung der Nationalehre, gewann er die Willfährigkeit mehrerer deutschen Fürsten, namentlich Heinrichs des Löwen und Otto's von Wittelsbach. Ein zahlreiches Heer kam zusammen, mit dem er im Herbste des Jahres 1154 zum ersten Male nach Italien aufbrach.

Die Macht, mit der er erschien, schreckte die Lombarden. Sie schickten, als er im November

auf

auf den roncalischen Feldern *) einen Reichstag hielt, Abgeordnete mit Geschenken an ihn ab. Auch die Mailänder suchten ihn auf solche Art zu begütigen. Er aber achtete nicht der Bitten und Gaben, sondern nur der Klagen, welche der Markgraf von Montferrat gegen Asti und Cairo (oder Chieri), Pavia gegen Tortona, Lodi und Como gegen Mailand bei ihm anbrachten. Er gebot den Städten Frieden zu halten, und zog dann weiter, die Widerspenstigen zu züchtigen. Asti und Cairo wurden geplündert und geschleift; gleiches Schicksal hatte nach langer und rühmlicher Gegenwehr (Febr. bis Apr. 1155) das feste Tortona, das mit Mailand verbündet war. Mailand selbst entging für jetzt dem drohenden Strafgericht: zur Brechung seiner starken und ausgedehnten Mauern bedurfte es einer größern Macht, als Friedrich damals hatte; doch ließ er, als ihn mailändische Wegweiser auf dem Zuge gegen Asti in verwüstete Gegenden geleitet hatten, einige mailändische Aecker und Schlösser verheeren, und den Mailändern andeuten, daß sie nicht eher auf Frieden rechnen könnten, als bis sie den Städten Como und Lodi Genugthuung geleistet hätten. Zu Pavia, das ihm treu ergeben war,

*) Roncaglia, eine Ebene an beiden Ufern des Po, zwischen Cremona und Piacenza, wo die deutschen Kaiser, wenn sie nach Italien zogen, Versammlung der italienischen Stände, Gericht und Heerschau zu halten pflegten.

wär, ließ er sich zum König der Lombardei krönen (Mai 1155); dann begab er sich nach Rom, um auch die Kaiserkrone auf sein Haupt zu bringen.

Auf dem römischen Stuhle saß damals Hadrian IV., der, obschon erschreckt durch die furchtbare Annäherung der Deutschen, doch nicht geneigt war, auch nur eine Anmaßung des römischen Stuhles aufzugeben. Nach hinlänglicher Erforschung der Gesinnungen Friedrichs kam er zu ihm ins Lager zu Viterbo. Friedrich empfing ihn sehr ehrerbietig, ohne ihm doch beim Absteigen den Steigbügel zu halten. Hierüber erbittert, verweigerte ihm Hadrian den Friedenskuß, und nach tagelangem Streite bequemte sich wirklich der ehrgeizige Friedrich zum Halten des Steigbügels. Nun zog Hadrian mit ihm nach Rom, und setzte ihm (18. Jun. 1155) die Kaiserkrone auf. Aber die eiteln Römer, deren Geldforderungen Friedrich zurückgewiesen, und ohne deren Beistimmung er die Kaiserkrone empfangen hatte, waren bis zu blutiger Rache entrüstet. Unvermuthet griffen sie ihn an und brachten ihn in Lebensgefahr. Zuletzt schlug er sie glücklich zurück; ja er würde sie zur völligen Unterwerfung gezwungen haben, hätten ihn nicht Seuchen, Mangel an Lebensmitteln und das herannahende Dienstende seiner Lehnmiliz zum Abzug genöthigt. Im Herbst des Jahres 1155 zog

er über Spoleto, das er wegen Betrügereien strafte, und über Verona, wo er mit Mühe einer bübischen Meuterei entging, nach Deutschland zurück.

Kaum war er fort, so erhob sich die Herrschsucht der Mailänder von neuem. Vor seiner Gewalt hatten sie schweigen müssen; aber desto lauter und ungestümer suchten sie nun diese Kränkung ihres Stolzes zu rächen. Sie bekriegten Pavia, des Kaisers Verbündete, bauten Tortona, das er zerstört hatte, wieder auf, und verheerten mit grausamer Härte das unglückliche Lodi, das bei dem Kaiser sie angeklagt hatte. Eine solche Verunglimpfung seines kaiserlichen Ansehns konnte Friedrich bei seinem Herrscherſinn nicht ungerochen lassen. Er bot daher schon im Jahre 1156 die deutschen Fürsten zu einem zweiten Feldzuge nach Italien auf; doch erst im Jahr 1158 kam derselbe zu Stande.

Ein so zahlreiches Heer, wie jetzt, war noch nie nach Italien gezogen. Alle angesehene, deutsche Fürsten, und unter diesen Heinrich der Löwe, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, und Wladislav von Böhmen, dem Friedrich kurz vorher den königlichen Titel ertheilt hatte, waren seiner Aufforderung gefolgt. Ehrerbietung und Schrecken zog ihm voran. Zwei seiner Abgeordneten, seit

ver-

verständiger Kanzler Rainold und der unerschrockene Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, bereiteten die Italiener auf seine Ankunft vor; und als er (im Jun. 1158) die Alpen hinabgestiegen war, sammelten sich zu ihm die Truppen von Pavia, Cremona und anderer Italiener.

Schon hatte sein Vortrab das widersetzliche Brescia, Mailands Verbündete, bezwungen und zur Geldstrafe genöthigt, als er auf Rath der Rechtsgelehrten, die um ihn waren, Gericht über Mailand hielt. Vergebens suchte dieß jetzt seinen Zorn zu beschwichtigen: es wurde in die Reichsacht erklärt. Darauf setzte Friedrich über die reissende Adda, eroberte das mailändische Schloß Trezzo und umlagerte Mailand. Hatte dieß vorher den drohenden Sturm durch Schmeichelkünste abzuwenden gesucht; so setzte es nun dem hereinbrechenden kräftigen Widerstand entgegen. Mannhaft beschirmte die kriegerische Bürgerschaft ihre festen Mauern, mannhaft vollführte sie kühne Ausfälle. Aber nicht mindere Mannhaftigkeit zeigten die Deutschen, Fürsten und Gemeine ohne Unterschied. So geschahen tapfere Thaten von beiden Seiten, aber auch schreckliche Unmenschlichkeiten. Besonders trieb dazu der grimmige Haß der Lombarden gegen einander. Die Bürger von Pavia und Cremona, die sich bei Friedrichs Heere befanden, zerstörten alle Weinstöcke,

Feigenbäume und Oelbäume um Mailand, und mißhandelten jeden Einwohner dieser Stadt, der in ihre Gewalt gerieth, aufs grausamste. Dagegen rissen die Mailänder die Gefangenen von Pavia und Cremona in Stücken, und schleuderten diese gegen das feindliche Lager. So dauerte der Kampf vier Wochen lang, als Hunger, Pest und das Zureden des Grafen Guido von Blandrate, der sich in Mailand befand, letzteres zur Unterwerfung bewog. Friedrich froh, so weit gekommen zu seyn, genehmigte die Unterwerfung; doch verlangte er, die Mailänder sollten ihm den Eid der Treue schwören, ihre Consuln von ihm bestätigen lassen, 9000 Mark Silber und 300 Geißeln stellen, einen kaiserlichen Palast zu Mailand aufbauen, die Gefangenen zurückgeben, und die Städte Como und Lodi forthin unangetastet lassen. Sie nahmen diese Bedingung an, und mußten nun, um von der Reichsacht entbunden zu werden, am 8. Sept. 1158 vor dem Kaiser erscheinen. Er saß in stolzer Pracht auf einem hohen Thron, umgeben von Fürsten; sein Heer bildete eine lange Gasse. Durch diese kamen die Mailänder als Niedergebeugte, die Geistlichkeit voran, mit bloßen Füßen und mit Kreuzen in den Händen; hierauf die Consuln und die vom hohen und niedern Adel, gleichfalls barfuß und mit bloßen Schwertern auf dem Rücken; dann das Volk mit Stricken um den Hals. Vor dem Thron des

des Kaisers warfen sie sich nieder, bekannten sich des Majestätsverbrechens schuldig und fleheten um Gnade. Der Kaiser verzieh ihnen und ermahnte sie zum Gehorsam. Hierauf ließ er die kaiserliche Fahne in Mailand aufrichten, das verheerte Lodi aus der Asche wieder emporsteigen, und, was das Wichtigste war, den Umfang der kaiserlichen Gewalt genauer bestimmen.

Bisher war es zweifelhaft und darum oft streitig gewesen, was des Kaisers sey, oder welche Forderungen er zu machen habe. Viele Kaiser hatten sich nicht darum bekümmert, und die italienischen Städte hatten bei zunehmender Freiheitsliebe immer mehrere Rechte an sich gerissen. So sollte es nach Friedrichs Sinn nicht bleiben. Er veranstaltete daher auf dem Reichstage, den er im November 1158 auf den roncalischen Feldern hielt, daß vier Rechtslehrer von Bologna nebst den Consuln der lombardischen Städte den Umfang der kaiserlichen Gewalt genau bestimmten, und zwar nach Grundsätzen des römischen Rechts, das damals in Italien wieder auflebte, und bei Herrschern um so mehr Beifall fand, je mehr es der Herrschermacht zusagte. Nach langen Berathschlagungen erfolgte nun der Ausspruch, daß alle Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, ferner die Bestallung der Consuln und Richter, die Münz- und Zollge-

rech-



rechtigkeit, alle Nutzung von Hafen, Flüssen und Teichen, die Erhebung von Kopf- und Grundsteuern, die Einforderung des Unterhalts des kaiserlichen Hofes und Heeres während dessen Anwesenheit in Italien (das Fodrum) zu den kaiserlichen Vorrechten gehörten. Die Italiener waren über diesen Ausspruch betreten: sie verloren durch denselben ungemein viel von dem, was sie bisher als ihre Rechte und Freiheiten angesehen hatten; allein sie wagten nicht, auf der Stelle sich dagegen zu erklären. Die Demüthigung des stolzen Mailand hatte alle erschreckt. Auch bewies Kaiser Friedrich anfangs kluge Mäßigung. Zwar nahm er die ihm zugesprochenen Vorrechte an, zwar setzte er in den lombardischen Städten Fremde als Richter (oder Podesta's) ein, und verordnete als Herr über Krieg und Frieden einen allgemeinen Landfrieden; dagegen ließ er denjenigen, die einige der Herrscherrechte (Regalien) auf rechtmäßige Weise erhalten hatten, den fernern Besitz derselben, unter dem Beding einer jährlichen Steuer, wodurch sein Einkommen auf 30000 Mark Silber vermehrt worden seyn soll.

Doch eben die Beschlüsse des roncalischen Reichstages, die des Kaisers Herrschaft sichern sollten, führten zu neuen Erschütterungen derselben. Den Lombarden erschienen sie als ein willkürliches Ansinnen der Herrschermacht; ihr Freiheitssinn fühlte

sich

sich tief gekränkt. Sie blieben daher dem Kaiser abgeneigt, widersetzten sich der Ausführung jener Beschlüsse, und griffen wieder zu den Waffen, als ihnen die Händel, in welche Friedrich jetzt mit dem römischen Stuhl gerieth, Ermunterung und Gelegenheit dazu boten.

Schon ehe Friedrich zum zweiten Male nach Italien gezogen war, waren Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Pabst entstanden. Im Jahre 1156 hatte Hadrian IV. ohne alle Einwilligung und Beistimmung des Kaisers den normännischen Fürsten Wilhelm zum König von Sicilien, Herzog von Apulien und Fürsten von Capua ernannt. Darauf hatte er im Jahre 1157 in einem Schreiben dem Kaiser zu verstehen gegeben, daß dieser seine Würde von ihm zur Lehn habe. Durch beides ward Friedrich beleidigt. Er sah ersteres als eine Verletzung seiner Hoheitsrechte an, und erklärte gegen letzteres, daß er seine Würde von Gott und der freien Wahl des deutschen Volkes ableite. Nur durch die mildere Deutung, die der Pabst seinen Aeusserungen gab, war Friedrich damals besänftigt worden. Hierauf war es eine Zeitlang zwischen beiden ruhig gewesen, bis die Beschlüsse des roncalischen Reichstages neue Händel erregten. Auch Hadrian IV. war damit unzufrieden, indem er sie als eine Verletzung der päbstlichen Hoheit und des päbstlichen Ge-

Gebiets betrachtete. Er erließ daher erst ein beleidigendes Schreiben an den Kaiser, hetzte dann die Lombarden gegen ihn auf, trat mit den Städten Mailand und Brescia, und mit dem König Wilhelm von Sicilien gegen ihn in Verbindung, und war nahe daran, ihn in den Bann zu thun, als er (am 1. Sept. 1159) starb. Nun entstand eine zwiespältige Pabstwahl. Vierzehn Cardinäle, die es mit der sicilianischen Parthei hielten, wählten Alexander III., neun andre kaiserlich gesinnte Victor IV. Friedrich nahm sich des letztern an, der ihm mit Ergebenheit entgegen kam, suchte die Könige von Frankreich und England für ihn zu gewinnen, und veranstaltete, daß selbiger auf dem Concil zu Pavia, im Febr. 1160, bestätigt wurde. Aber er erreichte seine Absicht nicht! Zwar hatte Alexander III. von Rom nach Frankreich flüchten müssen; aber hier that er den Kaiser samt dem Gegenpabst Victor IV. in den Bann; die Könige von Frankreich und England und alle, die nach Verminderung der kaiserlichen Macht trachteten, erklärten sich für ihn, und er wurde auf dem Concil zu Toulouse bestätigt (1161). So hatte also Friedrich zu gleicher Zeit wider geistliche und weltliche Waffen zu kämpfen, und den Lombarden war ein Verbündeter zu Theil worden, der ihren abermaligen Aufstand zu heiligen schien.

Auch

Auch jetzt war es Mailand, das mit verführerischem Beispiel den übrigen lombardischen Städten voranging. Erbittert über die Demüthigungen, die es erlitten, und noch mehr über die Beeinträchtigung seiner Freiheiten durch die roncalischen Beschlüsse, hatte es die kaiserlichen Abgeordneten, die Steuern erheben und Podesta's einsetzen sollten, mit solcher Wuth überfallen, daß diese kaum das Leben retten konnten (Jan. 1159). Hierauf zur Verantwortung vorgeladen (2. Febr. 1159), hatte es erklären lassen, daß es zwar einen Eid, nicht aber die Beobachtung desselben zugesagt habe. Auf eine zweite und dritte Vorladung hatte es gar keine Abgeordnete geschickt. Wegen dieses Treubruchs sprach Friedrich (gegen Ostern 1159) aufs neue über die Mailänder die Reichsacht aus. Auch dadurch ließen sie sich nicht schrecken: forderte doch der Pabst selbst zur Widersetzlichkeit sie auf, war doch der Kaiser nach Entlassung des größten Theils seiner Lehnmiliz ohne bedeutende Macht, erschienen doch die roncalischen Beschlüsse ihnen als das unerträglichste Joch. Sie rüsteten sich also, verstärkten die Befestigung ihrer Stadt, erstürmten das Schloß Trezzo, das eine kaiserliche Besatzung hatte, suchten das neu auflebende Lodi zu zerstören; ja sie sendeten sogar Meuchelmörder ab, die den Kaiser tödten sollten.

Gleich

Gleich bei Erneuerung dieser Feindseligkeiten hatte Friedrich die deutschen Fürsten und selbst seine Gemahlin aufgefordert, frische Heere herbeizuführen. Ehe diese anlangten, that er mit den Haufen, die er noch um sich hatte, den Mailändern, so viel er konnte, Abbruch. Er besetzte alle zu ihnen hinführenden Pässe, verheerte ihre Früchte, und schlug die, welche es wagten die Mauern zu verlassen, nachdrücklichst zurück. Hierauf verließ er das mailändische Gebiet, theils weil es ihm daselbst an Lebensmitteln fehlte, theils weil es ihm nöthig schien, erst die Stadt zu erobern, die damals mit Mailand am engsten verbunden war, und sich gleichfalls gegen die roncalischen Beschlüsse aufgelehnt, und seine Abgeordneten beschimpft hatte. Im Jul. 1159 begann er die Belagerung von Crema, und mit verstärktem Nachdruck wurde dieselbe fortgesetzt, als im August die frischen Heere anlangten, die seine Gemahlin, Herzog Heinrich der Löwe und andre deutsche Fürsten ihm zuführten. Aber Crema war fest durch zwiefache Mauern und tiefe Wassergräben, durch die Verstärkungen, die es von Brescia und Mailand erhielt, und mehr noch durch den gewaltigen Freiheitssinn seiner Bürger. Vergebens bot Friedrich ihnen Gnade an: sie verwarfen eine Gnade, die sie mit Unterwerfung unter die verhaßten Beschlüsse des roncalischen Reichstags erkaufen sollten, und je mehr sie bedrängt

drängt wurden, desto mehr wuchs ihr Widerstand. Spottend sangen sogar ihre Frauen in den Gassen: Friedrich werde, wie einst Lothar, mit Schimpf vor ihnen zurückweichen müssen. Aber auch bei den Belagerern stieg die Erbitterung: sie fochten für Ehre, wie jene für Freiheit. Dabei wurden von beiden Seiten die unmenschlichsten Grausamkeiten begangen, und Friedrich selbst ward durch seinen Zorn zu solchen hingerissen. Eines Tages ließ er an einem neuerrichteten Thurm, den er nach den Mauern hinbewegte, vierzig Geißeln von Crema und Mailand, größtentheils Knaben und Jünglinge aus den edelsten Häusern, anknüpfen, um dadurch die Cremenser abzuhalten seinen Belagerungsthurm zu zerstören. Umsonst! Die Cremenser erhoben ein lautes Jammergeschrei; aber bald sprachen sie ihren Kindern und Freunden Muth ein, priesen sie selig, daß sie, noch so jung, den Tod fürs Vaterland sterben und die Gräuel der Verwüstung nicht schauen sollten, und schleuderten dann ungeheure Steinmassen gegen den feindlichen Thurm, und damit zugleich gegen die geliebten Kinder und Freunde. Neun derselben wurden zerschmettert, zwei hingen lebend, aber mit gebrochenen Gliedern herab, und der Thurm wurde fast zertrümmert. Da ließ ihn Friedrich zurückziehen. Nicht lange darauf unternahm er einen neuen Sturm gegen Crema, und gleichfalls vergebens. Doch endlich nach sechs blu-

tigen

tigen Monaten, völlig erschöpft durch ununterbrochene Anstrengungen, durch vielfältige Verluste und durch nagenden Hunger, und verlassen von den Mailändern, die auf die eigene Sicherheit bedacht waren, sahen sich die Cremenser genöthigt, wegen der Uebergabe mit dem Kaiser zu unterhandeln. Friedrich schenkte ihnen das Leben; doch sollten sie die Stadt räumen, und von ihrer Habe nicht mehr mitnehmen, als was jeder auf den Schultern forttragen könne. So zogen am 27. Jan. 1160 zwanzig tausend Menschen von jedem Alter und Geschlecht unter Thränen und Wehklagen aus Crema gen Mailand. Ein bejammernswerther Anblick! Friedrich selbst wurde gerührt. Er unterstützte die Auswandernden, und trug auf eigenen Armen einen Kranken durch einen engen Paß. Doch gleich darauf ließ er Crema plündern und zerstören.

Als Crema gefallen war, zogen die meisten der deutschen Fürsten, deren Dienstzeit abgelaufen war, wieder in die Heimath. Friedrich aber blieb auch dießmal in Italien zurück. Ihn beschäftigte die schon erwähnte, strittige Pabstwahl; aber noch dringender lag ihm die Bezwingung Mailands am Herzen. Nur wenn ihm diese gelang, glaubte er Herr der Lombardei, und dadurch Herr von ganz Italien zu werden. Mailand selbst zu bezwingen, war er jetzt zu schwach; auch fielen die

Ge-

Gefechte mit demselben nicht immer zu seinem Vortheil aus. Erst im Frühling 1161, als auf sein wiederholtes Verlangen die angesehensten deutschen Fürsten wiederum nach Italien gezogen waren, umlagerte er Mailand mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann. Aber diese große und feste Stadt war nicht so wohl durch Gewalt der Waffen als durch die Qualen des Hungers zu besiegen: das hatte die frühere Belagerung gezeigt. Friedrich gebrauchte also seine große Macht dazu, Mailand von allen Seiten einzuschließen, alle Zugänge dahin zu besetzen, alle Zufuhr dahin zu verhindern, und belegte mit blutigen Strafen diejenigen, die über den Versuch, Lebensmittel dahin zu schaffen, ergriffen wurden. Diese Maßregel erreichte ihr Ziel. Die Mailänder unterlagen nach muthvoller Vertheidigung ihrer Stadt dem Hunger, vielleicht auch innern Zwistigkeiten. Im Gefühl ihrer Ohnmacht erboten sie sich zu großen Opfern: sie wollten ihre Mauern niederreissen, einen Podesta annehmen, Steuern bezahlen und die übrigen roncalischen Beschlüsse anerkennen; aber dem Kaiser war dieß nicht genug. Er verlangte, sie sollten sich ohne alle Bedingung unterwerfen. Auch dazu verstanden sie sich, am 1. März 1162. Darauf erschienen sie, Edle und Gemeine, mehrere Tage nach einander als Gnadeflehende vor ihm zu Lodi. Sie überbrachten ihm die Stadtschlüssel, die Fahnen der

Stadt,

Stadt, und das Carrocium — einen mit vier Paar Ochsen bespannten Heerwagen, von rother Farbe, in dessen Mitte sich ein mit Eisen beschlagener Balken erhob, dessen Spitze in eine vergoldete Kugel auslief, und an welchem ein Kruzifix und das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzheiligen Mailands, sich befand. Auch wurden die Posaunen der Stadt überbracht, die wie zur Todesfeier Mailands zum letzten Male schmetterten, als sich das Carrocium dem Kaiser nahete. Alles Volk von Mailand flehete um Erbarmen. Die Umstehenden wurden gerührt; nur Friedrich nicht. Zwar schenkte er auf Fürbitten einiger Freunde den Einwohnern Leben und Habe; aber mit unerbittlicher Härte bestand er auf den Untergang der großen und herrlichen Stadt. Die Einwohner mußten, nachdem sie den Eid der Treue aufs neue geleistet und vierhundert Geißeln gestellt hatten, binnen acht Tagen mit ihrer Habe nach vier verschiedenen Burgflecken ihres Gebiets hinziehen, wo sie unter Aufsicht kaiserlicher Beamten gestellt wurden. Dann befahl Friedrich, daß Mailand mit Ausnahme der Hauptkirchen zerstört, ja, wie einige hinzufügen, daß der Boden beackert und mit Salz bestreut werden sollte*). Die Feindschaft derer von Pa-

*) Es ist zweifelhaft, ob dieser Zusatz von Friedrich ist, und gewiß, daß der Inhalt derselben nie zur Ausführung kam. Wahr-

Pavia, Cremona und Lodi gegen Mailand half diesen schrecklichen Befehl zur Ausführung bringen. Mit aller Wuth eines lang genährten Hasses begannen sie die Zerstörung, und obschon es wahrscheinlich ist, daß des Kaisers Befehl nicht buchstäblich erfüllt wurde: so ist doch nicht zu zweifeln, daß der größte Theil von Mailand seinen Untergang fand. Verödet also und verwüstet ward die erste unter den lombardischen Städten, herrlich durch Alterthum, Reichthum und Macht, verödet und verwüstet, weil sie über andre hatte herrschen wollen, weil sie willkürliche Beschlüsse verachtet, und nachdrücklich ihre Freiheit vertheidigt hatte. Mitleid verdient ihr Schicksal; ihre Anmaßlichkeit und ihr Treubruch ward schrecklich bestraft, und Friedrichs Härte gegen sie kann nur dann Entschuldigung finden, wenn man annimmt, daß er von der Gerechtigkeit seiner Sache innigst überzeugt war, und an der Befestigung derselben bei Mailands Fortblühn verzweifelte.

Wirklich gelangte er jetzt auf den Gipfel seiner Größe. Denn erschreckt durch das grausenhafte

Wahrscheinlich sollte er nur eine Andeutung von der Größe des kaiserlichen Zornes seyn, nach dem Ausspruch des Horaz (Od. I, 16, 18):

Irae . . . altis urbibus ultimae
Stetere causae, cur perirent
Funditus, inprimeretque muris
Hostile aratrum exercitus insolens.

hafte Strafgericht, das er über Mailand verhängt hatte, unterwarfen sich ihm Brescia, Bologna, Piacenza und andre Städte, die es mit Mailand gehalten hatten. Alles zitterte vor ihm. Jetzt setzte er sich zu Pavia die Krone wieder auf, die er vor drei Jahren abgenommen hatte, mit dem Gelübde, sie nicht eher wieder zu tragen, bis er Mailand bezwungen habe. Schon dachte er auch an die Unterwerfung Unteritaliens, und verlangte dazu Flotten von Pisa und Genua. Aber veränderlich, wie das Glück des Privatmannes, ist das Glück des Fürsten, und eben das, was zum Gipfel der Macht hinführt, kann oft auch die Ursache des Falles werden. Beides mußte Friedrich erfahren, und seine Erfahrung ist eine Mahnung an den Wechsel menschlichen Glückes und eine Warnung vor Mißbrauch der Uebermacht.

Bald nach der Verheerung Mailands, im Aug. 1162, war er nach vierjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt, im festen Glauben, die Lombarden so weit gebracht zu haben, daß sie nicht wieder wagen würden, sich gegen ihn aufzulehnen. Aber er irrte sich. Das unglückliche Schicksal Mailands hatte den Neid gegen dessen Größe und den Haß gegen dessen Uebermuth versöhnt. Man fing an, die Mailänder als unglückliche Vertheidiger der gemeinsamen Freiheit zu bemitleiden, den

Kaiser

Kaiser aber als einen Despoten zu hassen, der mit wildem Grimme alles verfolge, was seiner Herrschgier widerstrebe. Hierzu kam, daß die Aufseher und Podesta's, die er jeder Stadt vorgesetzt hatte, ihre Gewalt mißbrauchten, den sechsfachen Ertrag des ehemaligen Steuerfußes erhoben, und selbst den armen Bürgern von Crema und Mailand kaum ein Drittel der jährlichen Erndte ließen. Kein Wunder also, daß bald nach Friedrichs Entfernung neue Gährungen entstanden. Er hörte es, und ging im Oct. 1163 zum dritten Male nach Italien. Nur wenige begleiteten ihn; denn als Herr, nicht als Eroberer, wollte er auftreten; versuchen wollte er, die neuen Gährungen durch den Glanz seiner Majestät zu beschwichtigen. Aber das gelang ihm nicht. Er selbst that nichts, um den vielfachen Beschwerden, die bei ihm angebracht wurden, abzuhelfen, und vermehrte durch die Erlaubniß, die er denen von Pavia ertheilte, das neue aufgebaute Tortona zu schleifen, den gegen ihn aufflammenden Unwillen. So geschah es nun, daß Verona, von Venedig unterstützt, während er noch in Italien war, mit den Städten Vicenza, Padua und Treviso einen Bund zur Wiederherstellung der vorigen Freiheit schloß (1164), und darauf die kaiserlichen Beamten, die das Volk am bittersten haßte, zur Flucht nöthigte. Sobald Friedrich von diesem Veroneser-Bunde Nachricht erhalten hatte, suchte er

er ihn erst durch gütliche Unterhandlungen, dann durch Waffengewalt zu unterdrücken. Beides vergebens. Die Unterhandlungen fanden weder Eingang noch Fortgang, und als er (im Jun. 1164) mit den Lombarden, die ihm anhingen, und den wenigen Deutschen, die um ihn waren, bis gegen Verona anrückte, mußte er sich vor den überlegenen Feinden wieder zurückziehen. Darauf suchte er seinen Anhang in der Lombardei durch neue Gunstbezeigungen an sich zu ketten, und im Oct. 1164 ging er nach Deutschland zurück, doch mit dem Vorsatz wiederzukommen, um seine Herrschaft mit Gewalt der Waffen zu behaupten.

Jetzt schon fing seine Herrschaft in Italien zu wanken an. Die Lombarden hatten einsehen lernen, daß sie vereinigt ihm widerstehen könnten, und seine Entfernung gab ihnen Gelegenheit, sich zum verstärkten Widerstand zu rüsten, zertrümmerte Mauern aufzubauen, Truppen zu üben, und neue Verbindungen zu schließen. Zu ihrem Bunde trat Pabst Alexander III., der jetzt noch mehr als vorher gegen den Kaiser erbittert war, weil dieser nach dem Tode Victors IV. (im April 1164) einen neuen Gegenpabst, Paschalis III., anerkannt hatte, und jetzt noch mehr als vorher ihm schaden konnte, weil er auf Einladung der Römer von Frankreich nach Rom zurückgekehrt war (im Herbste 1165).

und

und seine Verbindung mit dem König Wilhelm von Sicilien erneuert hatte. Friedrich fand es also nöthig, baldigst nach Italien zu ziehen; allein theils verschiedene Händel in Deutschland, theils auch der Widerwille der deutschen Fürsten gegen die italienischen Feldzüge hielt ihn zurück. Erst im Herbste des Jahres 1166 konnte er mit einem zahlreichen Heere seinen vierten Zug nach Italien antreten.

Sein Absehen ging jetzt, wie der Erfolg zeigte, dahin, den Pabst Paschalis in Rom einzusetzen und die Verbindungen der Lombarden auf gütlichem Wege zu trennen. Ohne Schwertschlag zog er daher durch die Lombardei, und auf dem Reichstage zu Lodi (Nov. 1166) versprach er den Bedrückungen, über welche die Städte klagten, abzuhelfen. Den Winter über blieb er in dem, ihm treulichst zugethanen Pavia. Dann zog er gen Rom. Sein tapfrer Feldherr, Christian Erzbischof von Mainz, bahnte ihm hierzu den Weg durch einen glorreichen Sieg über die Römer bei Tusculum (30. Mai 1167). Er selbst drang stürmend in Rom ein (24. Jul.), und bemächtigte sich mit Feuer und Schwert der tapfer vertheidigten Peterskirche. Pabst Alexander mußte flüchten, und dessen Anhang sich unterwerfen; Paschalis aber wurde nach Rom geführt, bestieg daselbst den apostolischen Stuhl und er-

erneuerte (1. August 1167) die Krönung des Kaisers.

Allein während das deutsche Heer außerhalb Roms in der heißesten Jahreszeit und umgeben von Leichen lagerte, brach unter demselben eine tödtliche Seuche aus. Die edelsten Männer wurden davon hingerafft, selbst des Kaisers Vettern, der Herzog von Schwaben, Friedrich von Rothenburg, und Welf der Jüngere, Rainold Erzbischof von Cöln, des Kaisers Kanzler, ihm eine Stütze im Felde und im Rathe. Mehr als 2000 Ritter starben und überaus viel Gemeine. Die aber, welche am Leben blieben, geriethen in Kleinmuth. Sie betrachteten die Seuche als ein Strafgericht des Himmels, weil sie auf die Bannflüche des Pabstes Alexander nicht geachtet, und das Heiligthum der Peterskirche mit Feuer und Schwert angetastet hätten.

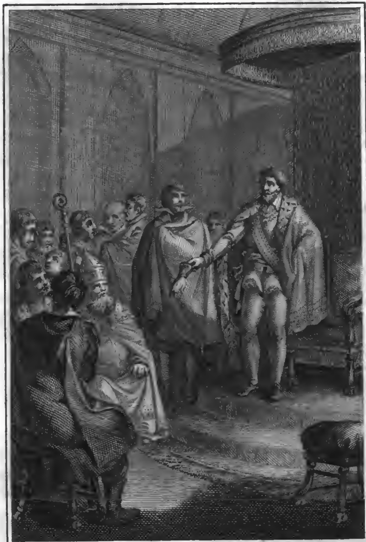
Indessen hatte sich auch von einer andern Seite her ein furchtbares Ungewitter aufgethürmt. Die Lombarden, in ihren Hoffnungen auf Friedrichs Versprechungen getäuscht, von seinen Beamten aufs härteste bedrückt, und nun überzeugt, daß sie nur von sich, nicht von ihm, dem Kaiser, Abhilfe ihrer Leiden zu erwarten hätten, hatten während seines Zuges nach Rom einen Bund geschlossen, „sich

„sich gegenseitig zu unterstützen gegen jeden, der es wagen würde, ihre alten Rechte und Freiheiten anzugreifen." Dieser Lombardenbund war am 7. April 1167 in dem Kloster Puntido, unweit Bergamo, zu Stande gekommen, anfangs nur zwischen denen von Verona, Cremona, Bergamo, Brescia, Ferrara, Mantua und Mailand; bald aber traten ihm fast alle lombardischen Städte bei. Auch schritt dieser Bund bald zu offenbaren Feindseligkeiten. Er stellte (im Mai 1167) Mailand wieder her, zwang Lodi zum Abfall vom Kaiser und eroberte das Schloß Trezzo, wo der Kaiser unter dem Schutze einer deutschen Besatzung seine Schätze zurückgelassen hatte.

So von den verbündeten Lombarden bedroht, und von den Trümmern eines durch Seuchen und Kleinmuth geschwächten Heeres umgeben, war Friedrich in einer sehr bedenklichen Lage. Doch er bewährte, was dem Manne ziemt, standhaften Muth und kluge Thätigkeit. Er ließ die Kranken seines Heeres gegen Geißeln in den Händen der Römer und zog mit denen, welche die Waffen tragen konnten (nicht ohne Furcht von Seiten der Lombarden), durch Toskana nach Pavia (12. Sept. 1167). Hierhin berief er seine Vasallen und Abgeordnete von den lombardischen Städten. Nur die Abgeordneten von Pavia, Vercelli, Novara

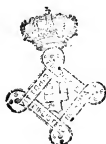
und Como nebst einigen Baronen folgten seinem Rufe, und er konnte daraus auf das Sinken seines Ansehns schließen. Innigst erbittert sprach er nun, (zu Pavia am 21. Sept.) die Reichsacht aus über den lombardischen Bund, und indem er nach Rittersitte seinen Handschuh mitten in die Versammlung warf, betheuerte er feierlichst, er werde die Frechheit der Rebellen züchtigen*). Für jetzt fehlte es ihm hierzu an Macht; er konnte nur mit Hilfe derer von Pavia, Novara, Vercelli und der Barone, die ihm treu geblieben waren, einige Streifereien unternehmen, wodurch in der Hauptsache nichts geändert wurde. Dagegen zogen die Lombarden ansehnliche Streitkräfte zusammen, und Friedrich lief Gefahr, von ihnen eingeschlossen zu werden. Er knüpfte daher täuschende Friedensunterhandlungen an, und als man während derselben weniger auf ihn achtete, entwich er mit dreißig Personen und mehrern Geißeln (März 1168). Doch bald wurde sein Entweichen ruchbar, und die Lombarden setzten ihm mit gewaffneter Hand nach. Da soll er seine Verfolger, wie Medea ihren Vater, durch eine schreckliche Grausamkeit aufgehalten haben. Er ließ, heißt es, von lombardischen Geißeln, die er mit sich führte, die Vornehmsten da und dort an Bäumen aufknüpfen; die Lombarden aber wurden bei diesem Anblick von Wehmuth und Jam-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVI.



Schubert del. 1822. Meno Haas sculp.

Kaiser Friedrich I.
im Kampfe gegen die Lombarden.



Jammer ergriffen und im weitern Nachsetzen aufgehalten. Kurz, er entkam glücklich nach Susa. Doch hier umringten ihn neue Gefahren. Die Einwohner zwangen ihn, die noch übrigen Geißeln loszugeben; ja sie würden ihn vielleicht gefangen und ermordet haben, wenn er nicht bei Nacht, als Knecht oder Knappe gekleidet, entflohen wäre. Ein deutscher Ritter, Hartmann von Siebeneich, ihm ähnlich an Gestalt, blieb in seinem Zimmer und Bette zurück. Ihn fanden die Susaner, als sie am andern Morgen in Friedrichs Zimmer drangen, und sie ließen ihn samt dem übrigen Gefolge ungefährdet abziehen.

Italien war nun fast gänzlich für ihn verloren. Nur Pavia und der Markgraf von Montferrat blieben ihm unerschütterlich treu; aber die von Como, Novara, Vercelli und Asti traten theils freiwillig, theils gezwungen den Verbündeten bei. Denn diese säumten nicht, nach Friedrichs Entfernung alle, die es mit ihm hielten, zu befehden, die kaiserlichen Beamten zu verjagen, und die Schlösser, die kaiserliche Besatzung hatten, zu erstürmen. Auch legten sie, um eine Vormauer gegen Pavia und Montferrat zu haben, am Zusammenflusse des Tanaro und der Bormida eine neue Stadt an (1168), die sie dem Kaiser zum Hohn, nach dem Namen des ihm verhaßten Pabstes Alex-

an-

andrien nannten, mit festen Mauern umgaben, und so volkreich machten, daß sie schon im ersten Jahre ein Heer von 15000 Mann aufstellen konnte. Andrerseits arbeitete auch Pabst Alexander III. an Friedrichs Verderben. Er that ihn 1168 aufs neue in den Bann, erklärte ihn des Königreichs Italiens und des Kaiserthums verlustig, und sprach seine italienischen Unterthanen von dem Eid der Treue gegen ihn los. Doch Friedrich ward dadurch nicht geschreckt. Er hielt fest an seinen Plan, sich Italien zu unterwerfen. Rache und Ehrgeiz bestimmten ihn dazu.

Sechs Jahre verstrichen, ehe er wieder etwas Ernstliches gegen Italien unternehmen konnte. Indessen suchte er die Ruhe im Reiche zu sichern, die Macht seines Hauses zu vermehren, und (jedoch vergeblich) durch Unterhandlungen, die er einzeln mit dem Pabste, mit dem König von Sicilien und einigen lombardischen Städten anknüpfte, die Verbündeten zu trennen. Auch sendete er (1171) seinen jetzigen Kanzler, den Erzbischof von Mainz, Christian, nach Italien, der durch Klugheit und kriegerische Thätigkeit den gänzlichen Untergang der kaiserlichen Parthei daselbst verhütete. Als er endlich die Fürsten Deutschlands zur Fortsetzung des Kriegs in Italien gewonnen, und auch durch eigene Schätze viele Kriegsvölker zusammengezogen hatte,

so

so trat er im Sept. des Jahres 1174 seinen fünften Zug nach Italien an. Jetzt sollte die Schmach ausgetilgt werden, die er vor sechs Jahren erlitten hatte; jetzt die Auflösung des Lombardenbundes, die Demüthigung des Pabstes, die Unterwerfung Italiens erzwungen werden. Ein kräftiges Heer stand ihm zur Seite, eine gewaltige Kraft fühlte er in sich selbst, und sein Herrscherstolz blickte mit Geringschätzung auf die Anstrengungen des Freiheitssinnes. Aber das Glück seiner früheren Tage hatte sich von ihm gewendet; ganz anders als seine Erwartungen war der Ausgang seines Unternehmens.

Ueber den Berg Cenis nach Italien gelangt, stürzte er zuerst auf Susa. Vor sechs Jahren hatte es ihn zur schimpflichen Flucht genöthigt; jetzt mußte es, den Flammen Preis gegeben, das Schreckliche seiner Rache empfinden (Oct. 1174). Das erschreckte Asti ergab sich ihm ohne Widerstand. Darauf wendete er sich gegen Alexandrien. Er wollte diese ihm zum Hohn erbaute und benannte Stadt vertilgen; aber hier zuerst scheiterte sein Glück! Alexandrien war mit hohen Wällen und tiefen Gräben umschlossen, von einer großen Anzahl freiheitliebender Bürger vertheidigt, und, wie es schien, vom Himmel selbst beschirmt. Denn der jetzt eintretende Winter war einer der unfreundlichsten; Regen und Schneegestöber wechselten un-

auf-

aufhörlich ab, die Flüsse traten aus. Sechs Monate lag Friedrich vor dieser Stadt und konnte nichts gegen sie ausrichten. Alle seine Angriffe wurden zurückgeschlagen, seine Maschinen zerstört, Krankheiten rafften Menschen und Pferde dahin, Kleinmuth bemächtigte sich seines Heeres. Endlich als die verbündeten Lombarden mit Heeresmacht zum Entsatz herbeirückten, die Alexandrier aber bei einem kühnen Ausfall das deutsche Heer zurücktrieben, und dessen Kriegsmaschinen verbrannten, sah er selbst, daß er Alexandrien jetzt nicht erobern würde. Er steckte daher sein Lager in Brand, und nahm seinen Weg nach Pavia (zu Ostern 1175). Sein Heer war erschöpft und ein großer Theil zog, da die Dienstzeit verstrichen war, nach Deutschland zurück. Jetzt knüpfte er, um Zeit und während derselben neue Streitkräfte aus Deutschland zu gewinnen, mit dem Pabste und den Lombarden Friedens-Unterhandlungen an, die eine Zeitlang fortgesetzt wurden, dann, weil es keinem Theile Ernst damit war, fruchtlos zerfielen.

Im Frühling des Jahres 1176 kam die längst erwartete Hilfe aus Deutschland über die Alpen; nur einer fehlte, der mehr galt als alle, der mächtige und tapfere Herzog von Sachsen und Baiern, Heinrich der Löwe. Vergebens hatte ihn Friedrich, der deshalb von Pavia nach Chiavenna ge-

geeilt war, bei einer persönlichen Zusammenkunft flehentlich um Beistand gebeten: der Starrsinnige hatte sich nicht erweichen lassen, und der Kaiser war unverrichteter Sachen von Chiavenna nach Como gegangen. Hier empfing er die neu angekommenen Heere, und suchte sie nun mit den Truppen des Markgrafen von Montferrat und seinen übrigen Verbündeten zu vereinigen. Dagegen suchten die Mailänder samt andern Lombarden diese Vereinigung zu hindern, und so kam es bald zu einem entscheidenden Schlage.

Begeistert von dem Verlangen, ihre vorigen Niederlagen, die Verwüstung ihrer Stadt, und die seit langen Jahren erlittenen Bedrückungen an dem Urheber derselben zu rächen, waren die Mailänder gegen ihn ausgezogen. Bei ihnen befanden sich Schaaren von Verona, Brescia, Novara, Vercelli, Lodi und Piacenza; aber den Kern ihres Heeres bildete der Todesbund, eine Schaar von neunhundert Mailändern, die sich durch feierliche Eide verbunden hatten, wenn es zum Treffen gegen Friedrich kommen würde, eher zu sterben als einen Schritt zurückzuweichen. Bei Lignano (am 29. Mai 1176) trafen die beiderseitigen Heere zusammen. Der Anfang der Schlacht schien den Lombarden keinen günstigen Ausgang derselben zu versprechen. Kühn und kräftig drangen die Deutschen

auf

auf sie ein; ihre Reiterei ward zurückgetrieben; es wankte die Schaar des Carrocium (dreihundert Jünglinge, die sich wie die Schaar des Todes durch feierliche Eidschwüre zur Vertheidigung des Carrocium verbunden hatten); dieser selbst schien schon verloren. Da stürzte die Schaar des Todes, ihren feierlichen Eid wiederholend, grimmig gegen den furchtbaren Feind. Auf einmal änderte sich der Gang der Schlacht. Der Führer des kaiserlichen Panniers ward getödtet, das Pannier ging an die Feinde verloren; dem Kaiser, der in den ersten Reihen kämpfte, ward das Pferd, das er ritt, erschossen; er sank darnieder. Schrecken überfiel nun sein ganzes Heer; es floh; die Zerstreuung und Niederlage desselben war entschieden. Das ganze Lager des Kaisers samt allem Gepäcke und der reichen Kriegskasse fiel in die Hände der Sieger. Von den flüchtigen Deutschen wurden viele getödtet, und als Vaterlands-Verräther alle Bürger von Como, die bei ihnen waren. Den Kaiser selbst suchte man unter den Todten; sogar seine Gemahlin beweinte ihn als einen Todten, und legte seinetwegen Trauerkleider an. Doch er war gerettet. Während die Mailänder über den erfochtenen Sieg jubelten, hatte er sich ihrer Aufmerksamkeit entzogen, und auf Umwegen das getreue Pavia erreicht.

Aber

Aber in welcher Lage, und mit welchen Empfindungen! Er war allein, ohne Heer, ohne Hilfsmittel zur Fortsetzung des Kriegs. Vernichtet waren alle glänzenden Hoffnungen, mit denen er Italien betreten hatte; vereitelt die unsäglichen Mühen und Anstrengungen, die seit zwei und zwanzig Jahren auf die Unterwerfung Italiens verwendet worden waren. Schwach und muthlos war sein Anhang in Italien, und aus Deutschland war keine abermalige Hilfe zu erwarten. Nichts blieb ihm also übrig, als den Frieden, den er oft täuschend verheißen hatte, jetzt ernstlich zu suchen.

Er wendete sich zuerst an den Pabst, der damals zu Anagni war. Alexander III. war zum Frieden geneigt; nur sollte Friedrich ihm als dem rechten Pabste Unterwerfung bezeigen, und zugleich mit dem Könige von Sicilien und den Lombarden Frieden schließen. Doch bestand er nicht hartnäckig auf den letztern Punkt, vielmehr willigte er ein, daß mit beiden nur ein Waffenstillstand, mit dem König von Sicilien auf funfzehn, mit den Lombarden auf sechs Jahre abgeschlossen wurde. Dieß geschah zu Venedig, wohin Alexander III. in eigener Person sich begeben hatte (24. März 1177). Eben dahin kam auch Friedrich (am 23. Jun.), nachdem alle obwaltenden Anstöße nach langem Zwiste entfernt, und der oft über ihn ausgesprochene

chene Bann vom Pabste zurückgenommen worden war. Mit einem Gepränge, das die nachfolgenden Demüthigungen nur desto auffallender machte, wurde er empfangen. Der Doge, der Patriarch, die Geistlichkeit und das Volk von Venedig führten ihn zur Markuskirche. Vor den Thoren derselben stand der Pabst im prunkenden Schmucke, umgeben von Cardinälen und Bischöfen. Beim Anblick desselben warf Friedrich den kaiserlichen Mantel von sich, ließ sich dann vor ihm aufs Knie nieder, und küßte ihm den Fuß. Der Pabst hob ihn auf und ertheilte ihm den Segen und Friedenskuß. Hierauf traten beide in die Kirche, wo ein festliches "Herr Gott dich loben wir" angestimmt wurde. Nach geendigtem Hochamte führte der Kaiser den Pabst zu dessen Pferde, hielt ihm beim Aufsteigen den Bügel, und nahm dann den Zügel, um das Pferd fortzuführen. Letzteres lehnte der Pabst ab; er erklärte, er wolle solches als geschehen annehmen.

Wie weit verschieden war dieser Auftritt zu Venedig von jenem zu Lodi, wo Friedrich, auf seinem Throne sitzend, die Gnade flehenden Mailänder empfing, und wie viel mochte es seinem Stolze kosten, sich vor eben dem Pabste zu demüthigen, dem er so lange widerstrebt, und den er, wie er auf dem Reichstage zu Würzburg (1165) geschworen hatte, nie für einen rechtmäßigen Pabst aner-

anerkennen wollte. Gleichwohl schienen den Anhängern des Pabstes diese Demüthigungen des Kaisers nicht genug. Sie vergrößerten sie durch erdichtete Zusätze, und suchten diese durch Gemälde zu beglaubigen. Der Pabst, sagen sie, trat dem Kaiser, der sich vor ihm niedergeworfen hatte, auf den Nacken, und sprach dazu die Worte des Psalmisten: "Auf Schlangen und Ottern wirst du gehen, und treten auf die jungen Löwen und Drachen". Unwillig rief ihm Friedrich zu: "Nicht ihm, sondern dem heiligen Petrus erweise er diese Unterwerfung". Allein der Pabst, den Fußtritt wiederholend, rief: "Mir sowohl als dem heiligen Petrus gebührt sie." So wenig diese Angabe durch irgend ein zuverlässiges Zeugniß beglaubigt werden kann, so gewiß zeigt sie doch, was man dem Pabste zutrauete, und wie groß ihm und seinem Anhang der Triumph über einen der kräftigsten Kaiser erschien.

Von Venedig ging Friedrich nach Toskana und Genua, und von da über Burgund nach Deutschland zurück. Auch jetzt noch gab er das Hauptstreben seines Lebens nicht völlig auf. Mitten unter den Händeln, die er in Deutschland, besonders mit Heinrich dem Löwen, zu bestehen hatte, warf er seine Blicke nach Italien, und suchte durch Verträge mit einzelnen Städten den Lombardenbund

bund zu trennen. Dieß gelang ihm bei einigen. So trat im Febr. 1183 Bologna vom Bunde ab, indem es den schon früher mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag erneuerte; ferner (gleichfalls im Febr. 1183) Tortona, bewogen durch des Kaisers glänzende Versprechungen; und etwas später (im März 1183) aus Furcht vor seiner Rache Alexandria, das nun von ihm den Namen Cäsarea erhielt. Gleichwohl kam, als der sechsjährige Waffenstillestand zu Ende lief, zwischen beiden Theilen (zu Costnitz am 25. Jun. 1183) der Friede zu Stande. Kraft desselben erkannte Friedrich den Bund an, gab zu, daß die lombardischen Städte bei demselben verharrten, und ihn, so oft sie es nöthig fänden, erneuerten. Er gestand den Städten alle herrschaftlichen Vorrechte (Regalien) im Umkreis ihrer Mauern zu samt allen Rechten, die sie durch Herkommen und Verjährung erworben hatten; auch hob er alle Verfügungen auf, die während des Kriegs zum Nachtheil der Städte getroffen wären. Dem Kaiser blieb bloß die Oberlehnsherrlichkeit, die Einsetzung der Consuln, ein Appellationsgericht, die Erhebung der Regalien ausserhalb der Städte und das Fodrum, oder die Erhebung des Unterhalts seines Hofes und Heeres während seiner Anwesenheit in Italien.

So endigte sich der lange und blutige Kampf in Italien mit einem Siege des Freiheitssinnes über

über den Herrscherstolz. Ein edles Streben beseelte die Lombarden bei diesem Kampfe. Sich dem Joche eines ausländischen Fürsten und der noch gehäßigern Willkür seiner Beamten zu entziehen, durch gemeinsame Anstrengung die Unabhängigkeit ihrer Städte zu erkämpfen, und frei in dem freien Vaterlande zu leben: das war es, was die Lombarden wollten, als sie verbunden gegen Friedrich auftraten. Sie erreichten das Ziel ihres Strebens! Doch bald nach Entfernung der allgemeinen Gefahr war der Geist dahin, der den Bund ins Leben gerufen, und groß und mächtig gemacht hatte. Es erkaltete der Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland, es entfloh der Sinn für Eintracht und festes Zusammenhalten, es verlor sich das Vergessen des eigenen Vortheils. Volk und Adel, die während des Kriegs zusammengehalten hatten, traten während des Friedens auseinander; mehrere Städte suchten durch freiwilliges Anschmiegen an den Kaiser diesen für sich zu gewinnen; sie fingen wieder an, sich gegenseitig zu befehden, und unterlagen bald darauf wilden Tyrannen. Also zeigt sich auch hier, daß hochsinnige Völker zwar muthig nach Freiheit zu streben, und kräftig sie zu erlangen verstehen, selten aber sie weislich zu benutzen und dauernd zu behaupten im Stande sind.

Dagegen mußte Friedrich und noch mehr seine Nachkommenschaft erfahren, wie aus dem, was der

Mensch als glänzendes Glück erstrebt, oft eine Erndte des Unheils hervorgeht. Als er im Jahr 1184 noch einmal, das sechste Mal, nach Italien gezogen war, nicht als Eroberer, auch nicht als strafender Richter, sondern als befreundeter Oberherr, bewirkte er eine Vermählung seines Sohnes Heinrichs VI. mit Rogers Tochter Constantien, der Erbin Neapels und Siciliens (27. Jan. 1186). Hierdurch brachte er Neapel und Sicilien an sein Haus, und nun konnte er hoffen, daß dereinst seinen Nachkommen gelingen würde, was ihm in Italien nicht geglückt war. Aber weit entfernt, daß jener Erwerb die Unterjochung Italiens erwirkte, so ward er vielmehr der Anlaß zu unsäglichen Kümmernissen und zum baldigen Untergange des hohenstaufischen Hauses.

XIII.
Der Fall Heinrichs des Löwen.

Unter Schwierigkeiten und Schrecknissen, die den Schwächling niederbeugen, den Starken aber kräftigen und erheben, war Heinrich der Löwe, der berühmteste Sproße des welfischen Stammes, aufgewachsen.

Sein Vater, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachsen, hatte durch die Größe seiner Macht und das Anmaßliche seines Wesens das Mißtrauen und die Eifersucht der Hohenstaufen gegen sich erregt. Der erste deutsche König aus diesem Hause, Konrad III., hatte ihn geächtet und der Herzögthümer Baiern und Sachsen, die er besessen, entsetzt (1138): letzteres dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Bär, ersteres dem eigenen Stiefbruder Leopold, Markgrafen von Oestreich, zugesprochen. Dagegen hatte Heinrich der Stolze die Waffen ergriffen, um wenigstens Sachsen zu retten, wenn auch Baiern für ihn verloren gehen sollte. Aber ehe es ihm gelang, nur einen jener Beschlüsse rückgängig zu machen, ereilte ihn der Tod (20. Oct. 1139). Sein plötzliches Hinsterben brachte seinen Sohn in eine höchst bedenkliche Lage. Denn dieser (geboren zu Ravens-

burg in Schwaben, 1129) war damals erst zehn Jahre alt; der Haß des Reichsoberhauptes lastete auf seinem Stamm; ungewiß war es, ob er von den vielen Besitzungen seines Vaters auch nur einiges erhalten würde: was anders schien er also damals als ein hoffnungsloser Knabe, zu armseliger Niedrigkeit bestimmt? Doch er fand in Sachsen und Baiern Freunde, die sich seiner annahmen, in ihm selbst entfaltete sich jene Heldenkraft, die ihn auch in der Niedrigkeit erhoben haben würde, und begünstigt vom Glücke wurde er, wie sein Vater, der mächtigste Reichsfürst.

Schon Konrad III. fand es räthlich (1142), das Herzogthum Sachsen dem Sohne Heinrichs des Stolzen zurückzugeben (Baiern kam damals, nach Leopolds Tode, 1141, an dessen Bruder Heinrich Jasomirgott). Aber damit begnügte sich Heinrich der Löwe nicht. Sobald er die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, machte er auch auf Baiern Ansprüche. Die damals aufgekommene Erblichkeit der Lehen gab diesen Ansprüchen das Gewicht gerechter Forderungen, und er erhielt von Konrad III. wenigstens Vertröstungen. Nach Konrads Tode (1152), erneuerte er seine Ansprüche, und der nunmehrige Kaiser, Friedrich I., der den kräftigen Vetter (Friedrichs Mutter war die Schwester Heinrichs des Stolzen) achtete, dessen Muth und Macht

für

für seine italienischen Züge zu gewinnen wünschte, vielleicht auch dessen Forderung gerecht fand, sprach ihm auf einem Fürstentage zu Goslar (Jun. 1154) das Herzogthum Baiern zu; doch wurde die wirkliche Bestallung, da Heinrich Jasomirgott diesem Spruche sich widersetzte, bis nach Vollendung des Römerzuges, den Friedrich I. jetzt im Werke hatte, verschoben. Heinrich der Löwe beruhigte sich mit dieser Verfügung. Er folgte dem Reichsoberhaupte nach Italien (1154), zeigte sich bei allen Unternehmungen überaus thätig und tapfer, und fand vorzüglich zu Rom Gelegenheit, dem Kaiser die wichtigsten Dienste zu leisten. Als nämlich nach vollzogener Kaiserkrönung (18. Jun. 1155) die Römer in Aufstand geriethen, das kaiserliche Lager plötzlich überfielen, und den Kaiser selbst in Lebensgefahr brachten: so war es Heinrich der Löwe, der sich mit Entschlossenheit den Aufrührern entgegenstellte, in die dicksten Haufen derselben eindrang, und mit Gefahr des eignen Lebens das Leben des Kaisers rettete. Der Kaiser erkannte, was er seinem Retter schuldig war. Er pflegte des Verwundeten und übergab ihm nach der Rückkehr aus Italien den völligen Besitz von Baiern (Regensburg, im Sept. 1156). Zwar wurde dasselbe beträchtlich verkleinert, denn die ganze östliche Mark (Oestreich), bisher ein Lehen von Baiern, wurde davon getrennt, und dem seitherigen Besitzer

Baierns,

Baierns, Heinrich Jasomirgott, als ein freies und unabhängiges Herzogthum übergeben; aber zum Ersatz dessen, was hier verloren ging, dienten die großen Eroberungen, die Heinrich der Löwe im Slavenlande jenseits der Elbe, von der Eider bis zur Peene, im heutigen Mecklenburg und Pommern, unter einem Wechsel von Niederlagen und Siegen machte (1156—1172). Auch erhielt er für diese neuen Erwerbungen vom Kaiser (um 1160) das königliche Vorrecht, Bißthümer zu errichten und Bischöfe einzusetzen und zu belehnen.

So wurde Heinrich der Löwe der mächtigste und angesehenste Reichsfürst seiner Zeit. Ausser den Herzogthümern Sachsen und Baiern, die er vom Reiche zu Lehen trug, und ausser den Slavenländern, die er sich unterwarf, besaß er große Allodialgüter in Sachsen, Baiern und Schwaben; im ganzen deutschen Reiche stand niemand über ihm als der Kaiser, und dieser war sein naher Verwandter, sein Gönner und Freund. Er selbst war solcher Größe würdig! Denn mit der Macht, Großes wirken zu können, verband er den Sinn und das rastlose Streben, Großes wirken zu wollen. Er hielt fest auf Recht, Ordnung und Sicherheit in seinen Ländern; durch ihn stiegen die Städte München (1157) und Lübeck (1158) empor; er verschönerte und befestigte Braunschweig,

seinen Lieblingssitz; er betrieb die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in den slavischen Landen, baute daselbst Kirchen und Städte, und suchte Deutsche und Slaven mit einander zu verschmelzen. Durch ihn ist der Nordosten von Deutschland für deutsche Bildung gewonnen worden. Doch bei allen Vorzügen, die er besaß, und bei allem Guten, was er schuf, hatte sein Seyn und Wirken auch vieles Nachtheilige. Sein Starrsinn und hochfahrendes Wesen kränkte Freunde und Feinde, verwickelte seine Vasallen und Untergebenen in fast endlose Fehden, und widerstrebte der Einigung und Erstarkung des deutschen Reichs. Denn fern von der vaterländischen Denkart, die in der Beförderung der Wohlfahrt des Ganzen die eigene Wohlfahrt und den schönsten Ruhm findet, trachtete er nur nach persönlichem Glanze und Ansehn. Der Gedanke, daß zum Besten des Ganzen der Kaiser in Ansehen, die Reichsfürsten in Gehorsam bestehen müßten, schien ihm auf seine Person nicht anwendbar. Er gehorchte nur, so weit es ihm gut dünkte; ja man hat Grund zu glauben, daß er damit umging, das gesammte Slavenland, vielleicht samt mehreren seiner Besitzungen, zu einem eignen, von dem übrigen Deutschland abgesonderten Reiche zu erheben. Selbst von Seiten der Kirche, so religiös er übrigens gesinnt war, und so reichlich er die Geistlichen beschenkte, ertrug er

es

es nicht, wenn sie sich seinem Vortheile entgegenstellte, oder seine Einkünfte und sein Ansehen beschränken wollte. Aber wie viel er auch Andern durch die Fehler seines Wesens wehe that, am meisten schadete er dadurch sich selbst. Durch sie erfüllte er sein Leben mit Kampf und Mühe, und zog den Unstern herbei, der ihn von seiner Höhe schrecklich hinabstürzte.

Seine Macht hatte den Neid vieler deutschen Fürsten geistlichen und weltlichen Standes erregt, und sein Stolz steigerte diesen Neid zu dem glühendsten Hasse. Besonders waren die sächsischen Fürsten gegen ihn erbittert. Sie schlossen daher im Jahr 1166 zu Merseburg einen Bund, der zum Zweck hatte, seine Macht zu zertrümmern. Besonders thätig zeigten sich hierbei der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der Bischof Herrmann von Hildesheim, der Landgraf von Thüringen Ludwig II., der Markgraf von Brandenburg Albrecht der Bär; ja selbst einige von Heinrichs eignen Lehnsleuten, als die Grafen Wetekind von Dasenburg und Christian von Oldenburg. Am Ende des Jahres 1166, als der Kaiser in Italien war, fielen sie von mehreren Seiten in seine Lande. Der Landgraf Ludwig nahm die Stadt Aldesleben unweit Magdeburg, und der Graf von Oldenburg Bremen ein. Herzog Heinrich aber schauete unerschrocken in den

den Sturm, der ihn umbrausete. Er traf die nöthigen Rüstungen, setzte seine Schlösser und Städte, besonders Braunschweig, in Vertheidigungsstand, und um seinen Feinden zu zeigen, wen sie angriffen, und was sie von ihm zu erwarten hätten, ließ er (wie erzählt wird) einen riesenmäßigen Löwen mit offenem Rachen aus Erz gießen und vor seiner Burg zu Braunschweig aufrichten. Im Frühling 1167 wendete er sich zuerst nach Ostsachsen, verjagte die Feinde, die nirgends Stand hielten und verwüstete das Land von Magdeburg bis Thüringen. Dann wendete er sich nach den Westgegenden Sachsens, vertrieb die Bischöfe von Lübeck und Bremen, brachte Bremen und Oldenburg wieder zum Gehorsam, und umlagerte Goslar, das den Verbundenen beigetreten war. Bald darauf (im März 1168) kam Kaiser Friedrich aus Italien zurück, unmuthig über die Unfälle, die ihn betroffen hatten, und entschlossen, sie sobald als möglich zu rächen. Diesem Entschlusse standen die Händel in Sachsen entgegen, weil sie ihm Streitkräfte für sein Beginnen entzogen. Er verwies daher den sächsischen Fürsten die verübten Feindseligkeiten, und entschied nach mehreren Versammlungen dahin, daß jeder von ihnen sein Besitzthum wieder erhalten sollte.

Glücklich also war Heinrich der Löwe der Gefahr entkommen, die ihm der Bund seiner Gegner

ner drohete; aber er achtete der Warnung nicht, die sie enthielt. Statt durch Milde seine Feinde völlig mit sich auszusöhnen, fuhr er fort, durch Stolz und Starrsinn sie zu beleidigen; statt durch Ergebenheit sich immer mehr in der Gunst des Kaisers zu befestigen, gab er dem Unwillen nach, der ihn allmählich gegen denselben ergriff.

Schon die Bitterkeit, mit welcher Friedrich I. dem Pabste Alexander und dessen Anhang entgegenstrebte, konnte Heinrich'n, der im Stillen diesen kräftigen Pabst verehrte, mißfallen. Dann konnte auch die Entscheidung seiner Händel mit den sächsischen Großen ihn, der wahrscheinlich auf deren Bestrafung gerechnet hatte, unzufrieden machen. Aber noch mehr wurde er erbittert, als Kaiser Friedrich seit der letzten Rückkehr aus Italien mit bedenklicher Hast und selbst zu Heinrichs Nachtheil die Macht des hohenstaufischen Hauses zu vergrößern suchte. Denn nicht genug, daß derselbe damals große Herrschaften in Franken und Schwaben an sein Haus brachte, so kaufte er auch dem kinderlosen Grafen Welf VI., Heinrichs Oheim, alle italienischen und deutschen Besitzungen ab (1168), auf welche Heinrich als auf eine gewisse Erbschaft gerechnet hatte; ja er war sogar, während Heinrich im Jahre 1172 einen Pilgerzug nach Jerusalem unternommen hatte, in Sachsen gewesen, hatte daselbst Lehnsleute von

von ihm abzuziehen gesucht, und sie aufgefordert, im Fall der Herzog auf dem Pilgerzuge sterben sollte, ihre Besitzungen von ihm zu Lehen zu nehmen. So entstand nach und nach, aber um desto stärker, tiefer Groll gegen den Kaiser in Heinrichs Herzen, und weder Klugheit, noch Dankbarkeit, noch Familienbande konnten die auflodernde Leidenschaft hemmen. Lang zurückgehalten, brach sie endlich im Jahr 1176 gewaltsam hervor, als der Kaiser des Herzogs persönlichen Beistand für seine italienischen Kriege ansprach. — Die Art, wie dieß geschah, wird verschiedentlich angegeben; ich erzähle sie hier, wie sie mir nach Vergleichung der Quellen und neuesten Forschungen am wahrscheinlichsten dünkt.

Kaiser Friedrich I. war im Jahre 1174 zum fünften Male nach Italien gezogen, um den Schimpf zu rächen, den er sechs Jahre zuvor (1168) daselbst erlitten hatte, und die Unterwerfung Italiens zu vollenden. Allein der Erfolg war seinen Wünschen entgegen. Vor den Mauern Alexandriens scheiterte sein Glück. Er konnte diese Stadt, wie lange und mühevoll er sie auch umlagerte, nicht erobern; sein Heer wurde erschöpft, und ein Theil desselben zog, als die Dienstzeit verstrichen war, nach Deutschland zurück. Er forderte daher, während er mit dem Pabste und den

Lom=

Lombarden unterhandelte, die deutschen Fürsten zu schleuniger Hilfe auf, und vor allen Heinrich den Löwen. Dieser Mächtige war nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, im Jahre 1164 mit nach Italien gezogen; er war in Deutschland zurückgeblieben, vielleicht weil er nach seiner Rückkehr aus Palästina (1173) in seinen eigenen Ländern genug zu thun hatte, vielleicht auch aus Gründen der Eifersucht und der Erbitterung gegen den Kaiser. Auch jetzt hatte er nicht Lust zu einem Zuge nach Italien, der nicht ihm, sondern nur dem Kaiser nützen konnte. Hierauf suchte dieser durch mündliches Zureden das zu erreichen, was ihm durch Gesandte nicht gelungen war. Er ladete ihn daher zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Chiavenna, nördlich vom Comersee. Er selbst zog im Frühling des Jahres 1176 von Pavia aus, wo er den Winter zugebracht hatte, mit seiner Gemahlin und einigem Gefolge nach Chiavenna. Heinrich der Löwe erschien daselbst, nicht mit einem Heere, sondern nur mit einem ansehnlichen Gefolge sächsischer Fürsten, im Innern voll Ingrimms und Rachgier. Jetzt, glaubte er, jetzt sey die Zeit gekommen, um Rache zu nehmen an dem Kaiser, gegen den ihn so vieles erbitterte. Kein Wunder also, daß die Unterredung nicht den erwünschten Ausgang hatte! Friedrich begann sie mit freundlicher Zusprache. Es werde, sagte er, der Herzog von den

Lom-

Lombarden so gefürchtet, daß sie, wenn er persönlichen Beistand leistete, gewiß sich unterwerfen würden. Kalt erwiederte der Herzog, daß durch die vielen Kämpfe und Heereszüge seine Körperkräfte geschwächt wären; Gold und Silber, auch wohl ein Heer wolle er dem Kaiser zur Hilfe darbieten, nur persönlichen Dienst könne er nicht leisten. Doch ein Mann, wie der Herzog, galt Friedrich'n, der Größe zu würdigen wußte, mehr als Gold und Silber und Heereshaufen. Er wiederholte daher die Bitte: der Herzog möchte persönlich mit nach Italien ziehen. Jetzt versprach Heinrich, unedel des Kaisers Verlegenheit benutzend, um ihm etwas abzutrotzen, was er auf andere Weise zu erbitten sich nicht getraut haben würde — er versprach persönlich ihm zu folgen, wenn der Kaiser ihm Goslar als Lehen schenkte. Der Kaiser erstaunte. Goslar, ein so wichtiges Reichslehn, mit dem der Genuß der Silberbergwerke des Harzes verbunden war, der einzigfeste Platz, den der Kaiser in Sachsen hatte, und mit dessen Abtretung Heinrichs Unabhängigkeit im Norden gleichsam entschieden war — dieß Goslar abzutreten, hielt er wider Pflicht und Ehre. Doch stand er nicht ab, durch sanftes Zureden den Herzog zu gewinnen. Eindringlich führte er ihm zu Gemüthe, wie Dankbarkeit gegen Gott, der ihn so hochgestellt, und mit Ehre, Macht und Reichthum vor allen Reichsfür-

fürsten gesegnet habe, es ihm zur Pflicht mache, die Macht des Reiches zu vermehren; wie ferner Dankbarkeit gegen den Kaiser, der ihn bisher bei jeder Gelegenheit begünstigt und beschirmt habe, und wie endlich (des Eides nicht zu gedenken, den der Herzog dem Reiche geschworen) die Bande der Blutfreundschaft ihn auffordern müßten, der Wohlfahrt des Reiches seine persönlichen Dienste zu weihen, und ihm, seinem Herrn, Vetter und Freund, gegen die Lombarden beizustehen. Allein der Starrsinnige war nicht zu beugen. Er wiederholte die schon angeführten Ausflüchte und leeren Versprechungen. Da sprang der Kaiser übermannt von seinen innigsten Wünschen auf, und warf sich dem Herzog zu Füßen, noch einmal ihn beschwörend, er möchte ihn jetzt nicht, in dieser Bedrängniß nicht verlassen. So hatte noch kein Kaiser einen Reichsfürsten angefleht; zu einem solchen Fußfall konnte nur die dringendste Noth den Stolz eines Barbarossa beugen! Selbst Heinrich ward erschreckt; er fühlte, daß hier etwas geschehen sey, was nicht geschehen durfte, und eilte den Kaiser aufzuheben: — oder, nach Andrer Erzählung, er vergaß es, den Kaiser aufzuheben, vergaß es vor Entsetzen, und einer seiner Diener rief ihm zu: "Laßt Herr, die Kaiserkrone zu eueren Füßen kommen; bald wird sie auf euer Haupt kommen." Zugleich, heißt es weiter, stürzte die Kaiserin herzu, richtete ihren Ge-

Gemahl auf und sprach: "Herr, stehet auf; gedenket aber dieses Fußfalles, so wie Gott seiner gedenken möge!" Wie dem auch sey (die Nebenumstände merkwürdiger Begebenheiten lassen sich selten mit Bestimmtheit ausmitteln), so viel ist gewiß, der Herzog blieb, troß aller Bitten und troß aller Erniedrigung des Kaisers, starrsinnig auf seiner Weigerung, und als erbitterte Feinde schieden beide von einander. Friedrich begab sich nach Como, um hier die Ankunft der Deutschen, die seinem Aufgebot Folge geleistet hatten, abzuwarten; Heinrich aber ging nach Baiern und Sachsen zurück.

Die Folgen seines Starrsinns äusserten sich bald und schrecklich für ihn und seine Lande. Denn kaum war es kund geworden, daß er sich vom Kaiser getrennt habe, so erhob sich aufs neue gegen ihn der Haß der Fürsten, den das Machtgebot des Kaisers nur niedergehalten, nicht ausgetilgt hatte. Vor allen zuerst trat Ulrich, ein alter Feind Heinrichs, jeßt auf Anstiften des Kaisers wiederum zum Bischof von Halberstadt ernannt, im Bunde mit den ostsächsischen Fürsten, gegen ihn auf (1177); dann auch Philipp, Erzbischof von Cöln, der (1178) verwüstend in Westsachsen einfiel. Dieser Feinde erwehrte sich Heinrich. Bald aber thürmte sich ein weit drohenderes Ungewitter wider ihn auf, unter dessen Streichen er erliegen sollte.

Im

Im Herbste des Jahres 1178 kam Kaiser Friedrich nach Deutschland zurück, mit Ingrimm über die Demüthigungen, die er in Italien erlitten, und voll Rachgier gegen den Herzog, den er als Urheber derselben betrachtete. Dieser eilte ihm bis Speier entgegen und forderte von ihm Gerechtigkeit gegen die Bischöfe von Halberstadt und Cöln. Aber der Kaiser, ohne auf diese Forderung zu achten, setzte ihm einen Tag zu Worms: dort sollte er wegen der Klagen der Fürsten gegen ihn Rede stehn. Heinrich, zu stolz, da Rede zu stehn, wo er als Kläger aufzutreten das Recht hatte, und überzeugt, daß er im Kaiser nur einen rachsüchtigen Feind, nicht einen unpartheiischen Richter finden würde, stellte sich nicht. Darauf setzte der Kaiser einen andern Tag zu Magdeburg an (1179), wo der Markgraf Diedrich von Landsberg den Herzog, der die Slaven wider ihn aufgehetzt hatte, des Reichsverraths verklagen wollte. Aber zum zweiten Male blieb der Herzog aus. Dagegen besprach er sich mit dem Kaiser zu Aldesleben, um ihn mit freundlichen Worten zu begütigen. Als aber der Kaiser 5000 Mark Silber von ihm forderte, als Zeichen der Achtung gegen das kaiserliche Ansehn, und ihm dafür Aussöhnung mit den beleidigten Fürsten versprach: so schien ihm diese Forderung zu hart, und er trennte sich von dem Kaiser abermals ohne Nachgiebigkeit. Nun setzte die-

dieser ihm einen dritten Tag zu Goslar (1179) und zum dritten Male blieb Heinrich aus. Da trat der Kaiser in die Mitte der Versammlung, fragend: was das Recht über den Herzog bestimme, der, dreimal gesetzlich vorgeladen, dem Gerichte sich entzogen habe. Ihm antworteten die Fürsten: das Recht bestimme die Reichsacht und Entziehung des Herzogthums und aller Lehen. Der Kaiser genehmigte diesen Spruch. Indessen erhoben sich einige Stimmen zu Gunsten des Herzogs, und Friedrich setzte ihm noch einen vierten Tag zu Würzburg (wahrscheinlich im Jan. 1180) an; aber Heinrich, sey es aus stolzem Trutz, oder in der Ueberzeugung, er werde durch persönliche Erscheinung den drohenden Beschluß nicht zurückhalten, erschien auch jetzt nicht. Nun bestätigte der Kaiser das von den Fürsten ausgesprochene Urtheil. Demnach ward Heinrich der Löwe als einer, der die Güter der Kirche und die Gerechtsame der Reichsfürsten angetastet, und wider die Majestät des Kaisers durch Ungehorsam gegen dessen Ladungen gefrevelt habe, geächtet und aller Lehen und Würden, so er vom Reiche besessen, verlustig erklärt.

Mit den Besitzungen des Geächteten verfuhr Friedrich nach eignem Ermessen. Nicht gemeint, so viele und große Länder länger in Einer Hand zu lassen, was dem kaiserlichen Ansehn und dadurch

dem Reiche Gefahr und Nachtheil drohte, vertheilte er sie unter Viele. Das Herzogthum Baiern übertrug er, einige Monate später (im Oct. 1180) seinem treuen Waffengefährten, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (dessen Haus noch jetzt daselbst herrscht); doch wie er schon vorhin Oestreich von demselben getrennt hatte, so trennte er jetzt Steiermark davon, das er zu einem besondern Herzogthum, und Regensburg, das er zur freien Reichsstadt erhob. Noch mehr ward Sachsen zerstückelt. Das Herzogthum Sachsen ward dem Grafen Bernhard von Anhalt, einem Sohne jenes Albrecht, den einst Konrad III. zum Herzog von Sachsen ernannt hatte, übertragen; doch ward dasselbe nur auf den Umkreis von Wittenberg und Lauenburg beschränkt. Getrennt davon wurden die westlichen Länder, Westphalen und Engern, die theils der Erzbischof von Cöln, theils andre geistliche Herren erhielten. Ueber die Slavenländer jenseits der Elbe wurde zuerst nichts verfügt; erst späterhin wurden die Fürsten der Pommern, Bogislaus und Kasimir, zu Reichsfürsten erhoben. Die Allodien oder Erbgüter Braunschweig und Lüneburg wurden Heinrich dem Löwen nicht geradezu abgesprochen, nur als Geächteter galt er ihrer verlustig; sie blieben seinen Erben, oder ihm, wenn er von der Acht befreit würde.

Aber

Aber diese Beschlüsse waren leichter gefaßt, als zur Ausführung gebracht. Denn Heinrich der Löwe wa so wenig als sein Vater geneigt, sich fügsam Beschlüssen zu unterwerfen, die er nicht als eine Forderung der Gerechtigkeit, sondern als das Werk rachgieriger und habsüchtiger Feinde betrachtete. Zuerst erklärte er selbige für widerrechtlich, da über ihn, den in Schwaben gebornen, nur auf schwäbischem Boden habe gerichtet werden können. Dann, als auf diese Erklärung nicht geachtet wurde, forderte er seinen Schwiegervater, den König von England, Heinrich II., zum Beistand, späterhin auch den Dänenkönig Waldemar; aber er fand durch beide nicht, was er hoffte. Um so mehr bauete er auf sich selbst. Er griff zu den Waffen, und suchte, wie sein Vater, zuförderst Sachsen als den Stützpunkt seiner Macht zu behaupten. Noch ehe seine Feinde zum Kriege vereinigt waren (1180), verheerte er die Gegend um Goslar, verbrennte er Nordhausen, schlug er auf dem Eichsfelde den neuen Herzog Bernhard samt dem Landgrafen von Thüringen, Ludwig III., und nahm letztern gefangen. Zu gleicher Zeit trieb er die Slaven zum Einfall in die Lausitz, und ließ durch Vasallen seine Feinde in Westphalen bekämpfen. So stritt er mit gleichem Löwenmuthe wie vormals gegen seine Feinde, aber nicht mit gleichem Erfolge. Die Lage der Sachen hatte sich verändert.

Der Kaiser, vormals sein Schild und Schirm, hatte sich von ihm gewendet; er war ein Geächteter, mit welchem, wer dem Reiche gehorsam war, keine Gemeinschaft haben durfte; viele seiner Anhänger, die bisher Furcht und Hoffnung an ihn gekettet hatte, fielen jetzt in den Zeiten seines Unglücks von ihm ab, und von den wenigen, die ihm treu blieben, stieß er durch Stolz, Argwohn und unzeitigen Eigensinn einige der hilfreichsten von sich, als den Grafen Adolf von Holstein, den Grafen Bernhard von Ratzeburg, und den König von Dänemark Waldemar. Friedrich selbst säumte nicht, mit Heeresmacht wie mit Kaisergewalt ihn anzugreifen. Er drang im Sommer 1180 in Sachsen ein, und forderte die Vasallen des Herzogs bei Verlust ihrer Lehen auf, den Geächteten zu verlassen. Dieß wirkte. Viele sächsische Edle übergaben sich und ihre Burgen dem Kaiser. Nur das treue Braunschweig hielt fest an den Herzog, und widerstand tapfer den Angriffen des Kaisers.

Noch mehr wurde Heinrich der Löwe im folgenden Jahre (1181) bedrängt. Friedrich kam abermals mit Heeresmacht nach Sachsen. Hier ließ er die festen Plätze durch die Bischöfe von Mainz, Cöln und Paderborn belagern; er selbst setzte über die Elbe und belagerte Lübeck. Heinrich wurde dadurch genöthigt, nach Stade zu flüch-

ten;

ten; und Lübeck, das er nicht schützen konnte, mußte sich nach tapfrer Gegenwehr ergeben. Friedrich ehrte die Treue dieser Stadt. Er erhob sie mit beträchtlichen Vorrechten zur freien Reichsstadt, und zog dann gen Lüneburg.

So seiner Herzogthümer entsetzt, nahe dem Verluste aller seiner Allodien, und ohne Hoffnung, sie durch Waffengewalt längerhin zu behaupten, suchte Heinrich nun gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Er bat, vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen, und dazu um sicheres Geleit. Beides wurde zugestanden, und er begab sich von Stade nach Lüneburg. Auf dem Wege dahin begegneten ihm mehrere von des Kaisers Kriegsleuten, vielleicht solche, die ihn geleiten sollten. Sie grüßten ihn friedlich; er aber, im Gefühl seiner jetzigen Lage, erwiederte ihren Gruß mit der Bemerkung: "Sonst war ich gewohnt, in diesen Gegenden Geleite zu geben, nicht zu empfangen!" Hierauf gelangte er zu Unterhandlungen mit dem Kaiser und bewirkte bei dem Bemühen, selbigen für sich zu gewinnen (weshalb er auch mehrere Gefangene, namentlich den Landgrafen von Thüringen, frei gab), wenigstens so viel, daß seine Sache im Rathe der Reichsfürsten noch einmal nach den Regeln des Rechts untersucht werden sollte. Ein Tag zu Quedlinburg ward ihm dazu angesetzt. Heinrich, jetzt nicht

nicht mehr der Stolze, der die Ladungen zu Reichstagen verschmähete, erschien zu Quedlinburg; aber ein Streit mit seinem Feinde, dem Herzog Bernhard von Sachsen, vereitelte das eingeleitete Friedenswerk. Nun setzte ihm der Kaiser einen andern Tag in Erfurt an (Nov. 1181). Auch dießmal erschien Heinrich. Er selbst mußte einsehen, daß bei dem Hasse der Reichsfürsten gegen ihn und nach den Verfügungen, die in Rücksicht seiner Länder und Würden bereits getroffen waren, die völlige Wiederherstellung seiner ehemaligen Größe nur von der Gnade des Kaisers zu hoffen sey. Wie viel es also seinem Stolze kosten mochte, er warf sich im Angesichte der Fürsten, die er oft verächtlich behandelt hatte, dem Kaiser zu Füßen, seine Sache gänzlich der Gnade desselben anheimstellend *). Die Feinde schwiegen: sie mochten des Wechsels menschlicher Dinge gedenken; der Kaiser selbst war erschüttert. Mit bitterm Groll gegen Heinrich'n, der das kaiserliche Ansehn verhöhnt, undankbar ihn in den Zeiten der Noth verlassen, und dadurch zu tiefen Demüthigungen geführt hatte, hatte er auf die Zertrümmerung der Macht und Größe desselben gedrungen; aber jetzt, da er ihn, den alten Freund und Waffengefährten, einst den Retter seines Lebens, zu seinen Füßen sah, jetzt konnte er der tiefsten Rührung sich nicht erwehren.

Er

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVII.



Heinrich der Löwe
demüthiget sich vor Kaiser Friedrich I.



Er hob ihn auf, küßte ihn und mit Thränen im Auge bedauerte er, daß so lange Feindschaft sie getrennt, und daß der Herzog selbst den Fall seiner Größe herbeigeführt habe. Vielleicht hätte der Kaiser in Folge dieser Rührung den Tiefgebeugten wieder in den vorigen Stand eingesetzt; aber Klugheit und ein früherhin ausgesprochener Schwur stellten sich seiner Rührung entgegen. Auch vereinigten sich Heinrichs Feinde zur Fortdauer seines Falles, und nöthigten den Kaiser zu einem abermaligen Schwure: "ohne der Reichsfürsten Vorwissen und Genehmigung Heinrich'n nie in den vorigen Stand wieder einzusetzen." Alles also, was dieser erlangen konnte, war, daß er von der Acht freigesprochen, und der ungeschmälerte Besitz seiner Erbgüter, namentlich Braunschweigs und Lüneburgs, ihm zugesagt wurde; doch mußte er eidlich versprechen, auf drei Jahre den deutschen Boden zu meiden, — wahrscheinlich, damit seine Feinde sich während dieser Zeit in ihren neuen Besitzungen befestigen könnten. Heinrich unterwarf sich diesem Beschlusse. Er ging im Anfang des folgenden Jahres (1182) mit Weib und Kindern zu seinem Schwiegervater, Heinrich II., König von England, wo er die ehrenvollste Aufnahme fand.

Viele Menschen können das Unglück besser ertragen als das Glück, oder zeigen sich bei jenem grö-

größer als bei diesem. Auch an Heinrich dem Löwen bewährt sich diese Erfahrung. Wie viel er auch an Macht und äusserem Glanze verloren hatte, so überließ er sich doch nie kleinmüthigen Klagen, so vergaß er doch nie, was er sich und seinem Hause schuldig war. Die Kraft seines großen Geistes blieb ungebrochen, ungebrochen die Standhaftigkeit, die ihn von Jugend auf ausgezeichnet hatte. Nie zur Verzichtleistung auf die entrissenen Würden und Länder genöthigt, und nie überzeugt von der Gerechtigkeit des Spruches, der sie ihm entrissen hatte, entsagte er nie, so lange er lebte, der Hoffnung und dem Streben, in selbige wieder eingesetzt zu werden. Und was hatte er auch verbrochen, was ihn so schwerer Strafe schuldig machte? Nur seine Größe und sein Stolz waren seine Verbrechen und sein Verderben!

Noch in England suchte er durch Vermittelung des Pabstes vom Kaiser Friedrich das Entrissene wieder zu erlangen. In Deutschland, wohin er nach Verfluß der ihm bestimmten drei Jahre zurückgekommen war (1185), erneuerte er gegen Herzog Bernhard seine Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen. Als darauf Friedrich, im Begriff einen Kreuzzug zu unternehmen, die Ruhe Deutschlands und den Glanz des hohenstaufischen Hauses sichern wollte, und deshalb Heinrich dem Lö-

Löwen auf einem Reichstage zu Goslar (1188) drei Vorschläge that, entweder mit einem Theile seiner Würden sich zu begnügen, oder auf des Kaisers Kosten an dem Kreuzzuge Antheil zu nehmen und dann der völligen Wiedereinsetzung gewärtig zu seyn, oder Deutschland abermals auf drei Jahre zu verlassen: so wählte Heinrich das letztere. Denn so wenig er geneigt war, auch nur dem kleinsten Theile seiner Ansprüche zu entsagen, so unerträglich war es ihm auch, eine untergeordnete Rolle bei einem Kreuzzuge zu übernehmen. Zu Ostern 1189 ging er mit seinem ältesten Sohne zum zweiten Male als Verbannter nach England. Doch kaum war er dort angelangt, der Kaiser aber nach Palästina aufgebrochen, als seine Feinde seine Erbgüter antasteten und seine Gemahlin Mathilde, die er zum Schutz derselben zurückgelassen hatte, im Jul. 1189 starb. Jetzt vermochte er nicht länger in England zu bleiben. Auf die Gefahr als Meineidiger und Landfriedensstörer noch einmal geächtet zu werden, und alles, was er noch sein nannte, zu verlieren, kehrte er (im Oct. 1189), seinem Versprechen zuwider, nach Deutschland zurück, um mit gewaffneter Hand sein Eigenthum zu schützen, und, wäre es möglich, das Verlorene wieder zu erkämpfen. Der Anfang seines Beginnens war glücklich. Er fand von alten Freunden Unterstützung, mehrere Städte fielen ihm zu; Bardewik, in der Nähe von

von Lüneburg, eine seiner Erbstädte, die jetzt dem Herzog Bernhard von Sachsen gehorchte, ward erobert und zerstört, Lübeck und Lauenburg eingenommen. Doch bald verließ ihn dieß Glück. Auf die Klagen des hart bedrängten Herzogs Bernhard brach der römische König Heinrich VI., der Sohn Friedrichs I., von ihm als Reichsverweser zurückgelassen, mit Heeresmacht in Sachsen ein (Nov. 1189), die Holsteiner schlugen bei Lübeck den Anhang Heinrichs des Löwen (Mai 1190), und dieser sahe sich nun genöthigt, um Aussöhnung mit dem römischen König nachzusuchen. Heinrich VI. war dazu geneigt, aus Begierde nach Italien zu ziehen. Demnach wurde auf einem Fürstentage zu Fulda 1190 ausgemacht, daß Heinrich der Löwe die Befestigungen von Braunschweig und Lauenburg schleifen, die Hälfte Lübecks an den Grafen Adolf von Holstein abtreten und zwei seiner Söhne, als Unterpfänder der Treue oder der Ruhe, abliefern sollte. Doch auch diese Aussöhnung war von kurzer Dauer! Heinrich der Löwe ließ Braunschweig, Lauenburg und Lübeck in dem Zustande, in welchem sie waren, seine Feinde ergriffen wiederum gegen ihn die Waffen; er verlor Lübeck gegen die Holsteiner, und Heinrich VI. (der nun nach dem Tode Friedrichs I. Kaiser geworden war, 15. Apr. 1191) kam (Dec. 1191) erbitterter als zuvor aus Italien zurück. Dort hatte ihn des Löwen

wen ältester Sohn, Heinrich, verlassen. Umsonst suchte Heinrich der Löwe den Kaiser wieder für sich zu gewinnen, umsonst trat er auch wohl gegen ihn in Verbindungen: erst die Liebe vermittelte eine Aussöhnung des hohenstaufischen und welfischen Hauses, und ein neues Besitzthum für letzteres.

Die schöne Agnes, Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Friedrichs I., vermählte sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit dem jungen Heinrich, dem Sohne des Löwen (1194). Ihr Vater, der weiter keine Kinder hatte, versprach ihm die Pfalzgrafschaft als Erbe, und bewog den Kaiser, nicht nur dieß zu genehmigen, sondern auch mit Heinrich dem Löwen sich auszusöhnen. Diese Aussöhnung erfolgte zu Dilleda im Schwarzburgischen (1194). Hier ward Heinrich der Löwe vom Kaiser wieder zu Gnaden angenommen, aber ohne irgend eines seiner vormaligen Länder wieder zu erhalten. Doch blieb er von nun an in Ruhe, unangetastet von seinen Feinden. Wie auf den Trümmern ehemaliger Größe verlebte er zu Braunschweig seine letzten Tage, für das Wenige, was er aus dem Schiffbruch seines Glückes gerettet hatte, weislich sorgend, und dabei beschäftigt mit Andachtsübungen und dem Studium der Geschichte. Beides war ihm ein Trost und eine

Er-

Erhebung in den Tagen des kummervollen Alters. Am 6. Aug. 1195 starb er, sechs und sechzig Jahre alt.

Sein Haus, früherhin von ihm erhoben, war unter ihm in Schwäche und Ohnmacht gerathen, und der Glanz desselben schien mit ihm für immer unterzugehen. Doch bald erhob es sich von neuem. Sein zweiter Sohn Otto ward (1198) Kaiser; sein Enkel, gleichfalls Otto genannt, empfing vom Kaiser Friedrich II. sein Erbgut Braunschweig und Lüneburg als ein von dem übrigen Herzogthum Sachsen getrenntes Kaiserlehen samt dem herzoglichen Titel, und spätere Nachkommen erhielten die Krone Englands und damit eine Herrschaft in allen fünf Welttheilen. So vermag der Wechsel der Zeiten zu erniedrigen und zu erheben!

XIV.

XIV.
Kaiser Friedrich II.

Ein Leben durch Widerwärtigkeiten verbittert, aber durch hohe Kraft verherrlicht, war Kaiser Friedrich dem Zweiten beschieden, dem Sohne Kaisers Heinrich VI. und Constantiens, der Tochter und Erbin Rogers, ehemaligen Königs Beider-Sicilien.

Schon seine erste Jugend war mit Schrecknissen und Gefahren erfüllt. Während sein Vater in Sicilien Krieg führte, um die durch Constantien erlangten Ansprüche auf dieses Königreich geltend zu machen,* ward er (wahrscheinlich) zu Jessi in der Mark Ancona am 26. Dec. 1194 geboren. Seine Mutter, dem Gemahl nacheilend, übergab ihn hierauf der Herzogin von Spoleto zur Erziehung. Als sein Vater frühzeitig starb (28. Sept. 1197), mußte er büßen, was dieser verschuldet hatte. Heinrich VI. nämlich hatte sich durch Habsucht und Grausamkeit verhaßt gemacht, und nun wollten weder Deutsche noch Sicilianer seinen Sohn, noch dazu einen Unmündigen, als König anerkennen. Jene, in Partheien getrennt, beriefen zum Theil seinen Oheim Philipp von Schwaben, zum Theil Otto IV., den Sohn Heinrichs des Löwen, auf

auf den deutschen Thron; diese aber wollten das ihnen verhaßte Joch der Ausländer völlig abschütteln. Unter diesen Umständen suchte Constantie wenigstens den sicilianischen Thron ihrem Sohne zu erhalten. Sie ließ ihn daher von Spoleto nach Sicilien kommen, gewann für ihn durch unbeschränkte Ergebenheit den Pabst Innocenz III., und bewirkte, daß er (im Sept. 1198) zu Palermo als König gekrönt wurde. Aber schon im November dieses Jahres starb sie, und als nun der Pabst, ihrem letzten Willen zufolge, die Vormundschaft übernahm, wurden die sicilianischen Großen aufs neue erbittert. Sie selbst wollten die Zügel der Regierung ergreifen, vielleicht sich selbst auf den Thron schwingen. Es häuften sich daher Partheiungen, Blutvergießen und Zerrüttungen*, und nur der Umstand, daß die mächtigen Großen, verschiedenen Absichten folgend, sich nicht vereinigten, war Friedrichs Rettung. Er blieb mitten unter den größten Gefahren König Beider-Sicilien.

Inzwischen wurde für die Bildung seines Geistes wenig gethan. Nur Pabst Innocenz III. soll durch seinen Legaten sich derselben angenommen haben, und vom Cardinal Savelli (nachherigem Pabste Honorius IV.) wird erzählt, daß er, eine Zeitlang Friedrichs Lehrer, Liebe zur Dichtkunst in ihm erweckt oder genährt habe. Doch weit mehr

war

war das Leben selbst seine Schule. Unter dem Getriebe von Partheien und Widerwärtigkeiten, das ihn umgab, lernte er seine Rechte kennen und behaupten, und indem er sich durch unzählbare Schwierigkeiten durchwinden mußte, erhielt sein Geist jene Regsamkeit und Gewandtheit, die ihn als Helden, als Staatsmann und Denker auszeichnet. Auch war ihm Lust und Liebe für Poesie gleichsam angeboren; schon sein Vater und Großvater hatten derselben gehuldigt, und das Land, wo er aufwuchs, war dazu geeignet, seine natürlichen Anlagen zu wecken und zu zeitigen.

Auf solche Weise reifte Friedrich II. frühzeitig vom Jüngling zum Mann. Innocenz III. aber blieb ihm zugethan, und beförderte seine Erhebung. Schon im Jahre 1208 übertrug er ihm, dem kaum vierzehnjährigen Jüngling, die Selbstherrschaft über das Königreich Beider-Sicilien, und im Jahre 1209 vermählte er ihn mit Constantien von Aragonien. Bald darauf führte das Wohlwollen oder die Staatsklugheit des Pabstes ihm noch Größeres zu. Denn als Otto IV., nach dem Tode Philipps von Schwaben (1208) in Deutschland allgemein als König anerkannt und in Rom zum Kaiser gekrönt (27. Sept. 1209), den Zorn des Pabstes gegen sich gereizt hatte, forderte dieser die deutschen Fürsten auf, Friedrich'n, dem sie

schon

schon bei Heinrichs VI. Leben die Nachfolge zugesagt hatten, als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Eine mächtige Partei folgte dieser Aufforderung, und ladete Friedrich'n ein, nach Deutschland zu kommen und den Thron zu besteigen. Friedrich nahm diese Einladung an. Obgleich noch nicht befestiget auf seinem sicilianischen Thron, obgleich abgemahnt von seiner Gemahlin, obgleich noch nicht achtzehn Jahre alt, brach er nach Deutschland auf. Der gerade Weg dahin war ihm versperrt. In Apulien, in Toscana und in der Lombardei hatte Otto IV. zahlreiche Mannschaften und eifrige Anhänger. Friedrich schiffte daher nach Rom (Apr. 1212), wo er sich mit dem Pabste besprach, und von da nach Genua, von wo er sich einen Weg durch die Lombardei zu öffnen suchte. Mit Mühe gelang ihm dieß. Unter großen Gefahren kam er von Genua nach Pavia, und von da über Cremona, Mantua, Verona und Chur nach Costniß. Als er nun das Schwierigste bestanden hatte, wurde ihm das Uebrige leicht. Denn kaum war seine Ankunft in Deutschland kund geworden, so strömte ihm von allen Seiten ein zahlreicher Anhang zu. Auch verstärkte er seine Macht durch ein Bündniß mit dem König von Frankreich Philipp II. Von Anhängern verlassen, mußte nun Otto IV. vor ihm aus Oberdeutschland nach Sachsen zurückweichen; und als er dann von Philipp II., dem Freunde

Fried-

Friedrichs, bei Bovines (unweit Tournai) nachdrücklichst geschlagen wurde (27. Jul. 1214): so war er so geschwächt, daß er sich bis zu seinem Tode (1218) nur in seinen Erbländern behaupten konnte. Inzwischen hatte Friedrich mit Beistimmung des Pabstes die deutsche Krone zu Aachen erhalten (1. Jul. 1215). Späterhin (1226) wurde er auch zu Rom zum Kaiser gekrönt.

Der Gang seiner Regierung ist schon oben in dem Abriß der Hauptbegebenheiten dieser Periode angedeutet worden*), und es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Ereignisse derselben umständlich darstellen. Wir beschränken uns also darauf, nur das Eigenthümliche seiner Regierung und seinen Kampf mit der Pabstmacht näher zu erörtern.

Wie sein Großvater Friedrich I. wollte er die alte Kaisermacht in Italien wieder herstellen; aber nicht wie dieser herrschte er als Oberherr Deutschlands über Italien, sondern als Oberherr Italiens über Deutschland. Deutschland war ihm fremd; nur selten betrat er es, und nicht so wohl um für das Beste desselben zu sorgen, als um seine Herrschaft daselbst zu befestigen oder um Mittel für seine Plane zu gewinnen. Dagegen zog ihn Geburt und Neigung nach Italien, und sein Erbreich daselbst

*) Histor. Bilders. Th. IV, 1, 63.

pflegte er als den Stützpunkt seiner Macht und Größe. Ganz anders erscheint daher seine Regierung, wenn wir ihn als deutschen Kaiser, ganz anders, wenn wir ihn als König Beider-Sicilien betrachten.

Als deutscher Kaiser that er sehr wenig für Deutschlands Bestes; ja ihn trifft der Vorwurf, daß er die deutsche Krone nur als Nebensache ansah, und durch seine Regierung die Zerrüttung und Auflösung des deutschen Reiches vorbereitete. Zwar gab er manche nützliche Verordnungen: er untersagte das Umherschweifen der freigelassenen Leibeignen, eiferte wider den Mißbrauch fester Burgen und Raubschlösser, gab (1235) ausführliche Verordnungen zur Herstellung des Landfriedens, und ordnete dazu einen besondern Hofrichter an, der alle Tage zu Gericht sitzen, und (ausgenommen die Streitigkeiten der Fürsten, über welche sich der Kaiser den Ausspruch vorbehielt) alle Klagen untersuchen und entscheiden sollte; zwar befahl er ferner (1220), daß die Ackerleute allenthalben auf ihren Feldern und in ihren Häusern Sicherheit haben, und niemand sich erkühnen sollte, von ihren Leuten, ihrem Vieh und Geschirr sich etwas anzueignen; auch suchte er das Münzwesen, das zu seiner Zeit in Deutschland sehr in Verfall war, dadurch zu heben, daß er die schlechten Münzen in Verruf setzte, und dagegen die

die guten Münzen der Bischöfe und Städte in Aufnahme brachte und ihre Verfälschung verbot: aber alle diese guten Verfügungen und Anstalten hatten kein Gedeihen; er selbst war viel zu sehr nach andern Seiten hin beschäftigt, als daß er für die Aufrechthaltung derselben gebührend sorgen konnte. Unter ihm wurde Deutschland im Norden von dem Dänenkönig Waldemar II. angegriffen, im Osten von den Mongolen bedrohet, im Innern wütheten wilde Fehden und die Abscheulichkeiten des Ketzermeisters Konrad von Marburg; aber Friedrich II. that wenig oder nichts um diesen Uebeln abzuhelfen; ja er begünstigte vielmehr Konrads Abscheulichkeiten durch die harten Gesetze, die er gegen Ketzer gab. Aus angeerbtem Haß gegen alle republikanische Regungen war er gegen das Emporkommen der Städte; er verbot ihnen die Aufnahme neuer Bürger, verbot ihnen die eigenmächtige Errichtung von Gemeinderäthen und Bündnissen, verbot die Handwerkszünfte. Dagegen erhielten von ihm erst die Bischöfe (1220), dann auch die weltlichen Fürsten (1232) Rechte bewilligt, die ihr Streben nach Landeshoheit beförderten. Dadurch wurde die Gewalt und Gerechtsame des deutschen Reichsoberhaupts immer mehr beschränkt, die Vielherrschaft in Deutschland erhoben und die Auflösung des deutschen Reichs vorbereitet.

Ganz anders als für Deutschland sorgte Friedrich II. für sein Erbreich, das Königreich Beider Sicilien. Hier zeigte er, welche Kraft und Einsicht ihn beseelte, und wie kräftig er im Stande war, die Macht der Großen zu brechen, Ordnung zu schützen, und Bildung zu befördern.

Geistliche und weltliche Große Siciliens hatten während seiner Minderjährigkeit ihre Macht und Güter vermehrt, sich aller Unterwürfigkeit entzogen, und zum Trutz gegen das königliche Ansehn Burgen erbaut. Diesen Unordnungen suchte er zu steuern, als er im Jahre 1220 geschmückt mit der deutschen und kaiserlichen Krone in seine Erblande zurückgekommen war. Er errichtete daher zu Capua einen Gerichtshof, der genau untersuchen mußte, welche Güter und Gerechtsame den Großen rechtlich gehörten und welche sie mit Unrecht sich angemaßt hätten. Hierauf zog er, um den Entscheidungen dieses Gerichtshofes Kraft zu geben, durch die einzelnen Provinzen, bezwang die Großen, die sich widersetzten, brachte, was der Krone gehörte, wieder an sich, und zerstörte die Burgen, die der öffentlichen Sicherheit und gesetzlichen Ordnung nachtheilig waren. Und nicht nur gegen weltliche, auch gegen geistliche Große übte er strenges Recht. Er entsetzte die widerspenstigen Prälaten ihrer Würden und Pfründen, und verordnete, daß Mönche und

Prie-

Priester, die sich eines Mordes schuldig machten, von der Landesobrigkeit gerichtet werden sollten. Aus den Saracenen in Sicilien, die, voll Haß gegen die Christen, von denen sie hart bedrückt wurden, in Verbindung mit ihren Brüdern in Africa, häufig Räubereien übten, schuf er nützliche Unterthanen. Er versetzte sie nach wiederholten Siegen (1223—1247) theilweise nach Apulien und in die Gegenden zwischen Neapel und Salerno, und nöthigte sie, die durch innere Unruhen verheerten Gegenden zu bebauen, oder ihm in seinen Kriegen zu dienen; ihre Frauen aber gewöhnte er zum Seidespinnen, zu Stickereien und zu andern Kunstarbeiten. Um die Verfassung Siciliens überhaupt zu bestimmen, ließ er durch seinen Kanzler Peter von Vineis ein neues Gesetzbuch ausarbeiten, das im Aug. 1231 erschien*); und um die Obrigkeiten zur Ausübung der neugegebenen Gesetze anzuhalten, befahl er, daß in jeder Provinz jährlich zweimal Landgerichte gehalten werden sollten, wo jeder Unterthan seine Klagen über verweigerte Gerechtigkeit, oder über Willkürlichkeit der königlichen Beamten anbringen dürfte. Wie sehr er selbst ein Freund

*) Eine sorgfältige Darstellung dieses Gesetzbuchs samt der Staatseinrichtungen, die Friedrich II. in Sicilien aufstellte, findet sich in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur 1818. IV. Bd. S. 2—78. Zu bedauern ist es, daß die Gesetzgebung Friedrichs durch seine harten Verordnungen gegen Ketzer entstellt ist.

Freund der Gerechtigkeit war, gab er dadurch zu erkennen, daß er jedermann in seinem Reiche erlaubte, als Kläger gegen ihn aufzutreten, daß er den Sachwaltern gebot, auch den ärmsten seiner Unterthanen gegen ihn in Schutz zu nehmen, und daß er es sehr gnädig aufnahm, wenn sein Gegner auf dem Wege Rechtens gewann. Den Oertern, die durch den Krieg gelitten hatten, half er wieder auf; und Neapel ward vorzüglich durch ihn verschönert. Um Handel und Schiffahrt zu beleben, stiftete er nicht nur Märkte, sondern sicherte auch die Kaufleute gegen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, und verschaffte ihnen durch seine Bündnisse mit den muhamedanischen Fürsten in Syrien und Aegypten Gelegenheit zum Handel mit ostindischen Waaren.

Mit dieser Sorge für gesetzliche Ordnung und bürgerlichen Wohlstand verband er auch die hehre Sorge für die geistige Bildung seines Volkes. Er zog daher aus allen Ländern berühmte Lehrer herbei, die er aus seinem Schatze besoldete, ließ arabische und griechische Schriften (unter letzteren die des Aristoteles) ins Latein übersetzen, legte in Sicilien Schulen der freien Künste an, stiftete zu Capua und Neapel Kunstsammlungen und errichtete in letzterer Stadt eine Hochschule (1224), auf welcher Rechts- und Gottesgelahrtheit, Arznei- und

Sprach-

Sprachkunde vorgetragen werden sollte. Um sie in Aufnahme zu bringen, verordnete er, daß, wer in seinen Staaten eine Gelehrten-Stelle zu erhalten wünschte, auf dieser Universität die Würden der Gelehrten erhalten haben müßte. Auch unterstützte er Dürftige aus seinem Schatze, damit keiner seiner Unterthanen durch Armuth von den Wissenschaften zurückgehalten werden möchte. — Er selbst ging seinen Unterthanen mit gutem Beispiele voran. Die Stunden, die ihm von Staatsgeschäften übrig blieben, widmete er ganz den Wissenschaften, namentlich der Philosophie, der Rechtswissenschaft, der Naturgeschichte und (was im Geiste damaliger Zeiten lag) der Astrologie. Er selbst schrieb ein Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen, besonders aus Liebe zur Falkenjagd. Ausserdem beschäftigte er sich mit der Dichtkunst. Schon in frühester Jugend trat er als Dichter auf, und einige italienische Verse, die er wahrscheinlich ums Jahr 1212 verfertigte, werden noch aufbewahrt.

Viel Heilsames also wurde durch ihn ausgesäet; aber es war ihm nicht beschieden, die Früchte seiner Saaten zu erndten; er wurde an Vollstreckung seiner Befehle und an Ausführung seiner Anstalten gehindert, und durch den Ausgang seiner Schicksale verfiel Italien wie Deutschland in Verwirrung und Zerrüttung. Während er nämlich an dem

Wohl-

Wohlstand seiner Staaten arbeitete, gerieth er mit den Päbsten in die beschwerlichsten Händel, die sein Leben mit Kummer und Sorgen belasteten und seinem Hause einen frühen Untergang bereiteten.

Der eigentliche Grund dieser Händel lag in der großen Macht, zu welcher Friedrich gelangt war, und in dem kräftigen Gebrauche, den er von ihr machte. Beides schien den Päbsten gefährlich. Immer hatten sie sich, um ihre Besitzungen und Anmaßungen desto sichrer erweitern zu können, der Vereinigung Italiens unter Einem Herrscher widersetzt; aber wie leicht konnte diese Vereinigung jetzt eintreten, da Friedrich, Herr von Ober- und Unteritalien, den Kirchenstaat umschloß, und sein kühn aufstrebender Geist jeder bindenden Fessel sich zu entledigen suchte. Um diese Gefahr abzuwenden, hatte schon Innocenz III. bei Friedrichs Krönung zu Aachen (1215) darauf bestanden, derselbe sollte einen Kreuzzug unternehmen und, sobald er die Kaiserkrone erhalten würde, das Königreich Beider-Sicilien an seinen Sohn, den jungen Heinrich, abtreten. Friedrich, vielleicht überrascht, vielleicht auch von jugendlichem Thatendurste hingerissen, hatte sich zu beidem verpflichtet; aber bald fühlte er, wie sehr er sich mit diesen Verpflich-

pflichtungen übereilt hatte. Seine Herrschaft über das deutsche Reich und das Königreich Beider-Sicilien war noch nicht befestiget; letzteres besonders bedurfte seiner schützenden Fürsorge; und wollte er seine Größe behaupten, so konnte er die Verbindung Italiens und Deutschlands nicht aufgeben. Statt also seinem Sohne Heinrich die italienischen Erbländer abzutreten, hatte er ihn zum deutschen König ernennen lassen, und statt den Kreuzzug, zu dem er sich bei seiner Krönung zu Rom aufs neue verpflichtet hatte, anzutreten, hatte er ihn von Zeit zu Zeit verschoben. Noch mehr aber hatte er den päbstlichen Hof dadurch beleidigt, daß er die Besetzung der sicilianischen Bißthümer, die durch frühere Verträge dem Pabste zukam, sich zueignete, die vom Pabste ernannten Prälaten zurückwies und die Geistlichkeit besteuerte. Desto nachdrücklicher bestanden nun die Päbste, um sich zu rächen oder um seine Macht zu untergraben, darauf, daß er den angelobten Kreuzzug unternehmen sollte.

Schon Honorius III., der Nachfolger Innocenz III. (1216—1227), einst Friedrichs Lehrer, bedrohete ihn, da er immer neuen Aufschub verlangte, mit dem Bann; aber noch weiter ging dessen Nachfolger, Gregor IX. (1227—1241). Dieser starrsinnige und gewaltthätige Pabst belegte ihn, als er im Jahre 1227 aufs neue den versprochenen

chenen Kreuzzug verschob, am 29. Sept. 1227 mit dem Bann und sprach über dessen Länder das Interdict aus. Umsonst versuchte der Kaiser das Zürnen des Pabstes zu besänftigen; Gregor IX. wiederholte noch zweimal (am 11. Nov. 1227, und am Grünen-Donnerstag 1228) den ausgesprochenen Bannfluch. Und als nun Friedrich, um dem Vorwurf des Meineids oder der Wortbrüchigkeit zu entgehen, im August des Jahres 1228 den Kreuzzug angetreten hatte, so schrie er, als über neue Beleidigungen, daß der Gebannte sich unterfange, das heilige Land zu betreten, und arbeitete dessen Unternehmungen entgegen. Er hinderte die Kreuzfahrer aus Italien und Deutschland zu ihm überzuschiffen; er verbot den Christen in Palästina mit ihm Gemeinschaft zu haben, und forderte die dasigen Ritter, ja selbst den Sultan von Aegypten auf, ihn zu unterdrücken. Zu gleicher Zeit ließ er in Europa das Kreuz gegen ihn predigen, und ein ansehnliches Heer unter Anführung des Titularkönigs Johann von Brienne in Neapel einrücken.

Welche Größe des Muthes und der Klugheit gehörte dazu, so viele Schwierigkeiten zu besiegen! Friedrich bewies diese Größe. Durch Entschlossenheit und kluge Benutzung der Umstände gewann er von dem Sultan von Aegypten Jerusalem, wo er sich selbst (18. März 1229) zum König krönte

(kein

(kein Geistlicher wollte ihm, dem Gebannten, diesen Dienst erweisen). Dann eilte er nach Neapel zurück (Mai 1229), verjagte das päbstliche Heer, und nöthigte den Pabst zum Frieden und zur Aufhebung des Bannes (Jul. 1230).

Aber jeder Friede, der nur durch Gewalt erzwungen, nicht durch Umänderung der Gesinnungen und Leidenschaften herbeigeführt wird, ist von kurzer Dauer; er löset sich auf, sobald die Umstände sich ändern, und der Ermattete wieder erstarket. Das war auch hier der Fall. Gregor IX., der der Gewalt der Umstände hatte nachgeben müssen, fuhr fort, auf Friedrichs Untergang zu sinnen. Er fürchtete, daß Friedrich bei seinem Herrscherſinn seine Herrschaft über ganz Italien verbreiten möchte, und verband sich daher mit den Lombarden, die ihren Bund gegen den Kaiser erneuert hatten, unterstützte den Aufstand, den dessen Sohn, Heinrich, in Deutschland erregte, und ließ durch seine Bettelmönche allenthalben das Volk gegen Friedrich aufhetzen. Friedrich wünschte Ruhe: er bedurfte derselben zur Befestigung und Ausbildung seines Reichs, und sahe den Kampf mit dem Pabste als einen Kampf mit den Vorurtheilen seiner Zeit an. Er suchte daher den Pabst zu begütigen, und söhnte sogar die Römer mit ihm aus (1234). Aber vergebens! Gregor beharrte bei sei-

seiner Erbitteruug, ja diese wurde um so größer, je glücklicher Friedrich in Deutschland seinen aufrührerischen Sohn (1235) und den mächtigen Herzog von Oestreich, Friedrich den Streitbaren (1236), und in Italien (1236 und 1237) die Lombarden bekämpfte. Als nun derselbe Sardinien, das die Verwandten des Pabstes in Anspruch nahmen, seinem Hause zuwies, und dann das Glück, das ihn immer begleitet hatte, vor den Mauern von Mailand und Brescia von ihm zu weichen anfing (1238): so brach der Ingrimm des Pabstes in neuen Bannflüchen los. Ohne den Kaiser vorher zu warnen, belegte er ihn (am Palmsonntage 1239) abermals mit dem Banne, weil derselbe (so sagte Gregor) die Römer zur Empörung gegen den heiligen Stuhl aufgereizt, Kirchen beraubt, Geistliche bedrückt, verfolgt und in Gefängnisse geworfen, und Staaten, wie Sardinien, die von der römischen Kirche abhingen, seiner Herrschaft unterworfen habe. Zugleich mit diesem Bannfluche erschien eine päbstliche Bulle, die alle Unterthanen Friedrichs des Eides und der Pflichten gegen ihn entband.

Friedrich ward durch diesen Streich erschüttert, aber nicht niedergeschlagen. So sorgfältig er vorher dem Kampfe mit dem Pabste auszuweichen bemüht gewesen war, so muthig trat er nun demselben entgegen. Er befand sich zu Padua, als ihm

ihm die Nachricht von dem Geschehenen hinterbracht wurde. Sogleich versammelte er, um dem übeln Eindruck, den diese Nachricht machen könnte, zuvorzukommen, das Volk in seinem Palaste, bestieg dort im Kaiserschmuck seinen Thron und ließ durch seinen Kanzler Peter von Vineis in einer zweckmäßigen Rede die Nichtigkeit der Klagen des Pabstes und das Rechtswidrige in dessen Verfahren darlegen. Auch vor den Augen Europas suchte er sich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm vom Pabste gemacht wurden.

Es ist merkwürdig, bei diesem Streite zu sehen, welches Gewicht schon damals auf die öffentliche Meinung gelegt wurde. Jeder der beiden Streitenden suchte dieselbe zu leiten, oder für sich zu gewinnen. Gregor schilderte den Kaiser als den gefährlichsten Feind der Kirche, als das Thier der Offenbarung Johannis (XIII, 1.), "das aus dem Meere aufsteigt mit Kronen auf den Hörnern und mit Namen der Lästerungen auf den Häuptern, gleich einem Leoparden, aber mit Bärenfüßen und einem Löwenmunde, und Lästerungen ausspricht gegen Gott, gegen seinen Namen, gegen seine Hütte und gegen die, die im Himmel wohnen." Aber besonders suchte er die Gemüther frommer Christen gegen Friedrich'n durch die Beschuldigung zu empören, derselbe habe behauptet, die

Welt

Welt sey von drei Betrügern, von Moses, Christus und Muhamed, hintergangen worden, und es sey thöricht anzunehmen, Gott sey von einer Jungfrau geboren worden, und überhaupt etwas zu glauben, was durch die Vernunft nicht begriffen werden könne. Gegen solche Vorwürfe vertheidigte sich Friedrich mit Nachdruck. Er erklärte in Sendschreiben an die Fürsten Europas, daß er nie der Kirche, sondern nur dem ungerechten und gewaltthätigen Pabste Gregor entgegen gewesen sey. Diesem selbst gab er die aus der Bibel entlehnte Vergleichung zurück, indem er eine andre Stelle der Offenbarung (VI, 4): "und es ging heraus ein anderes Pferd, das war roth, und dem, der darauf saß, ward gegeben zu nehmen den Frieden von der Erde, und daß sich die Menschen unter einander erwürgten" — auf den Pabst anwendete, und ihn den großen Drachen der Offenbarung, den wahren Antichrist nannte. Vorzüglich aber suchte er sich gegen die Beschuldigung von drei Betrügern zu verwahren. Nie, versicherte er, nie sey eine solche Lästerung aus seinem Munde gekommen; immer habe er Christum und Mose hochgeehrt, und von Muhamed behauptet, daß dessen Seele den Quaalen der Hölle übergeben sey. Aber wie nachdrücklich er sich auch vertheidigte, so blieb es doch zweifelhaft, ob er es ernstlich meine, und er konnte den widrigen Eindruck nicht verlöschen, den jene

Be-

Beschuldigung in allen frommen Seelen gegen ihn angeregt hatte.

Für jetzt erreichte der Pabst seine Absichten weder in Deutschland noch in Frankreich. Deutschland fiel nicht, wie Gregor verlangt hatte, von Friedrich'n ab, und der edle König von Frankreich, Ludwig IX., verschmähete das Scepter des Reichs, das ihm für seinen Bruder Robert vom Pabste angetragen worden war; ja er suchte vielmehr den Pabst mit dem Kaiser auszusöhnen. Aber Gregor war zu keiner Aussöhnung zu bringen; vielmehr fuhr er fort an Friedrichs Untergang zu arbeiten. Er verband sich daher noch enger als zuvor mit den Lombarden, brachte Venedig und Genua auf seine Seite, ließ allerwärts das Kreuz gegen Friedrich predigen, erregte in Sicilien und Neapel Unruhen gegen ihn, und verführte einige seiner vertrautesten Diener zur Untreue.

Unter solchen Umständen glaubte Friedrich zu dem Aeussersten schreiten, oder den Pabst selbst mit Waffengewalt angreifen zu müssen. Er drang daher im Febr. 1240 ins päbstliche Gebiet, eroberte daselbst mehrere Städte und hätte Rom selbst einnehmen können, hätte ihn nicht die Furcht zurückgehalten, frommen Christen ein Aergerniß zu geben. Dagegen forderte Gregor Himmel und

Erde

Erde zum Schutz der Kirche auf; aber weder die feierlichen Umzüge, die er mit den Gebeinen der Apostel Petrus und Paulus hielt, noch die Angriffe der Venetianer auf die Küsten Apuliens brachten ihm Rettung. Es schien ihm daher am räthlichsten, ein allgemeines Concilium zu veranstalten, angeblich zur Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten, in der That aber, um die Feinde Friedrichs zu versammeln und durch sie dessen Absetzung zu Stande zu bringen. Friedrich selbst war anfangs für ein allgemeines Concilium; sobald er aber die wahre Absicht des Pabstes durchschaute, erklärte er sich gegen dasselbe, mahnte von dem Besuch desselben ab, befahl seinen Anhängern die Reise der Prälaten nach Rom zu hintertreiben und besetzte alle dahin führenden Straßen. Indessen versammelte sich doch eine große Anzahl der angesehensten Prälaten aus Oberitalien, Frankreich, Spanien und England zu Nizza, die auf genuesischen Schiffen nach Rom zu gelangen hofften. Allein Friedrichs tapfrer Sohn Enzius ging ihnen mit einer pisanischen Flotte entgegen, schlug die Genueser zur See (3. Mai 1241) und bemächtigte sich ihrer mit Schätzen beladenen Schiffe und der Prälaten, die sich auf denselben befanden. Letztere wurden als Gefangene nach Neapel gebracht. Dieser unerwartete Schlag erschütterte den greisen Pabst und beschleunigte seinen Tod. Voll des wüthigsten

Has-

Hasses gegen den Kaiser, und ohne ihm im geringsten nachzugeben, endigte er sein Leben, am 21. Aug. 1241.

Jetzt mochte Friedrich hoffen, die ersehnte Ruhe zu finden; allein vergebens! Ein neuer Pabst trat wider ihn auf, der, eben so stolz und hartnäckig als Gregor IX., aber noch heftiger und entschlossener als dieser, die furchtbarsten Stürme über den Kaiser herbeiführte. Dieser neue Pabst war Innocenz IV. aus dem genuesischen Hause der Fiesko's, Grafen von Lavagna, der nach der kurzen Regierung Cölestins IV. (1241) und nach der darauf folgenden Zögerung der Cardinäle, die Friedrich selbst zur Pabstwahl antreiben mußte, gewählt wurde (24. Jun. 1243). Als Cardinal hatte er Freundschaft gegen Friedrich gezeigt; aber als Pabst verfolgte er ohne Unterlaß das Ziel, den Kaiser völlig darnieder zu schmettern, um dadurch allen Königen und Fürsten Europas ein Beispiel der päbstlichen Allgewalt zu geben.

Mit Bestätigung des von Gregor IX. ausgesprochenen Bannfluchs fing er seine Regierung an; doch zeigte er jetzt noch einige Mäßigung. Er erklärte, er werde den Kaiser gern wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen, sobald nur dieser den Forderungen derselben Gnüge leistete. Fried-

rich, nach Aussöhnung mit der Kirche strebend, war dazu geneigt, und so kam es zu Friedensunterhandlungen. Nach langen Verzögerungen und dazwischen eingetretener Feindseligkeit gediehen diese zuletzt dahin, daß Friedrich eidlich angeloben sollte, er habe unrecht gehandelt, daß er auf den Bannfluch Gregors nicht geachtet, da doch der Pabst über ihn wie über alle Könige und Fürsten zu gebieten habe; daß er ferner alles, was er der römischen Kirche oder ihren Anhängern entrissen, zurückgeben, die gefangenen Prälaten in Freiheit setzen, und dagegen seine Würden und Länder behalten und vom Banne losgesprochen werden sollte.

Friedrich beschwor diesen Frieden; aber er hielt ihn nicht. Er bereute, so harten Forderungen nachgegeben zu haben, und verlangte, ehe er noch eine derselben erfüllte, von dem Banne losgesprochen zu werden. Um den Pabst hierzu zu nöthigen, schnitt er ihm die Verbindung mit Oberitalien und Deutschland ab; ja er hegte wohl gar den Gedanken (wenigstens wird ihm dieses vorgeworfen), den Pabst durch Soldaten aus Toscana gefangen nehmen zu lassen. Aber Innocenz IV. entging der Wachsamkeit des Kaisers und den Gefahren, die ihm droheten. Unbemerkt entfloh er in der Nacht vom 28. zum 29. Jun. 1244 von Sutri nach Civitavecchia, von da zu Schiffe nach Genua,

und

und nach einiger Ruhezeit von Genua nach Lyon. Bei der Nachricht von der Flucht des Pabstes gerieth der Kaiser in große Bestürzung. Schmerzvoll rief er aus: "der Gottlose flieht und niemand verfolgt ihn!" Er ahnete, welche furchtbare Stürme ihm droheten, wie nun der Pabst in einer Stadt, wo ihn sein Arm nicht erreichen konnte, mit gewaltsamer Feindseligkeit verfahren, wie er mit Deutschland, Oberitalien, Frankreich und England gegen ihn zusammentreten, wie er alles zu seinem Verderben aufbieten würde. Was er ahnete, ging bald in schreckliche Erfüllung!

Kaum war Innocenz IV. nach Lyon gekommen, so wiederholte er nicht nur den vorigen Bann, sondern versammelte auch ein allgemeines Concilium, dessen Hauptzweck die Vernichtung Friedrichs seyn sollte. Gleich nach dem Johannisfeste 1245 begann dieses Concilium. Viele der angesehensten Prälaten aus Frankreich, Spanien, England, noch mehrere aus Oberitalien, aber nur wenige aus Deutschland hatten sich dazu eingefunden. Auch Friedrichs Gesandte erschienen, und erklärten im Auftrag ihres Herrn, derselbe wolle der römischen Kirche alles Unrecht vergüten, die griechische mit ihr vereinigen, und auf eigene Kosten die Feinde der Christenheit in Asien bekämpfen. Aber dieses Concil war nicht geeignet, Streitigkeiten mit

Gerechtigkeit und Billigkeit beizulegen. Ohne auf gemeinsame Berathschlagungen einzugehen, suchte der Pabst nur seinen Willen durchzusetzen, und dieser Wille war auf die Befriedigung seines Zornes und Hasses gerichtet. Hingerissen von solcher Leidenschaftlichkeit und doch unter Thränen und Schluchzen beschuldigte er den Kaiser des Meineids, des Kirchenraubs, der Ketzerei, der Freundschaft mit dem Sultan von Babylon, und der Wollust mit saracenischen Frauen. Gegen diese Beschuldigungen erhob sich Thaddäus von Suessa, der Abgesandte des Kaisers, und vertheidigte seinen Herrn mit so kluger Besonnenheit und so männlichem Muthe, daß er Vieler Herzen für ihn gewann. Auch erlangte er auf Verwenden der Abgesandten aus England einen Aufschub von zwei Wochen, damit der Kaiser in eigener Person nach Lyon kommen könnte.

Friedrich befand sich, als das Concilium eröffnet wurde, zu Verona, wohin er seine Anhänger aus Deutschland und Italien beschieden hatte, um sich mit ihnen wegen der zu wählenden Maßregeln zu besprechen. Früherhin war er willens gewesen, selbst nach Lyon zu kommen; jetzt aber erklärte er sich dagegen. "Ich sehe deutlich," sprach er, "wie der Pabst auf mein Verderben abzielt. Er will sich rächen, weil ich seine Verwand-

wandten, die seeräuberischen Genueser, alte Feinde des Reichs, zugleich mit jenen Prälaten, deren Beschützer und Führer sie waren, habe auffangen und einsperren lassen. Darum allein hat er dieses Concilium zusammen berufen. Aber es ist gegen meine kaiserliche Würde, mich vor einer so feindseligen Versammlung zu stellen." Auf diese Erklärung traten mehrere Bischöfe, die bisher noch des Kaisers Parthei genommen hatten, von ihm ab, und vereinigten sich mit denen, die ihm Empörung gegen die Kirche, Zerstörung der Gotteshäuser, Mißhandlungen und Mordthaten gegen Geistliche, Ketzerei und andere Verbrechen vorwarfen. Zwar fuhr der wackere Thaddäus noch immer fort, mit unerschütterlichem Muthe für seinen Herrn zu sprechen; ja er appellirte zuletzt von diesem Concil an ein allgemeineres oder vollzähligeres; aber er wurde nicht gehört. Ohne weiteres Zögern und ohne Bangigkeit für die Folgen sprach nun der Pabst Verderben und Vernichtung über den Kaiser aus. Denn nachdem er alle früheren Beschuldigungen wiederholt und mit neuen vermehrt hatte, that er folgenden Ausspruch: "Nach reiflicher Ueberlegung "erklären wir mit unsern Brüdern, den Cardinälen "und dem heiligen Concilium, wir, die wir, obschon "unwürdig, unsern Herrn Jesum Christum auf Erden vertreten, und denen in der Person des Apostels Petrus gesagt ist: was du auf Erden binden

wirst,

"wirst, das soll auch im Himmel gebunden seyn —
"wir erklären den obengenannten Fürsten, der sich
"des Kaiserthums, der königlichen Herrschaften und
"aller Ehren unwürdig gemacht hat, als von Gott
"verstoßen und verworfen, und jeder Ehre und Würde
"verlustig. Alle, die durch den Eid der Treue an
"ihn geknüpft sind, entledigen und entbinden wir
"ihres Eides. Wir gebieten kraft unserer apostoli-
"schen Gewalt, daß ins künftige niemand ihm als
"Kaiser gehorche, und erklären, daß, wer ihm als
"einem Kaiser Rath und Beistand leistet, eben da-
"durch diesem Bannfluch unterliegt. Die, denen
"die Wahl eines neuen Kaisers zukommt, sollen un-
"gehindert einen neuen wählen. Im Betreff des
"Königreichs Sicilien aber werden wir mit Beirath
"unserer Brüder der Cardinäle so sorgen, wie es
"uns nützlich scheinen wird. Gegeben zu Lyon, am
"16. Jul. im dritten Jahre unseres Pontificats
"(1245)." Während des Ablesens dieses Urtheils
hatten die versammelten Prälaten, wie gewöhnlich,
mit angezündeten Kerzen dagestanden; jetzt stürzten
sie solche um, sie zu verlöschen, zum Zeichen der
Verwünschung. Die Anwesenden ergriff Schaudern
und Entsetzen, und vor allen den redlichen Thad-
däus. Tief erschüttert rief er aus: "Das ist ein
Tag des Zorns, ein Tag des Unglücks und des
Elends!" Und hiermit brach er auf, um zu sei-
nem Herrn, dem Kaiser, zurück zu gehen. Dage-

gen

gen rief der Pabst aus: "Was mir zukam, habe ich gethan, nun thue und vollende Gott, was er will."

Indessen war Friedrich von Verona aufgebrochen. Schwankend, ob er nach Lyon ziehen solle oder nicht, war er langsam bis Turin vorgerückt. Hier, umgeben von einigen seiner Großen, empfing er die Nachricht von dem über ihn ausgesprochenen Bannfluch. Er gerieth in den heftigsten Zorn. Mit wildem Blick aufschauend, donnerte er die Worte hervor: "Was, jener Pabst hat mich "in seiner Synode verstoßen? Mir will er meine "Krone rauben? Woher diese Vermessenheit? Woher dieses tollkühne Vorhaben?" — "Wo, fuhr er fort, "ist mein Schmuckkästchen?" Als man ihm dasselbe gebracht und auf seinen Befehl geöffnet hatte, sagte er: "Ich will doch sehen, ob meine Kronen verloren sind?" Er nahm eine derselben, setzte sie auf sein Haupt und sich erhebend rief er mit blitzenden Augen, donnernder Stimme und ungestüm aufwogendem Herzen: "Noch habe "ich meine Kronen nicht verloren; und troß der An"griffe des Pabstes und der Beschlüsse der Synode "will ich sie nicht ohne blutigen Kampf verlieren. "Bis zu solcher Höhe konnte der Stolz eines Pab"stes steigen, daß er mich, den ersten unter den "Fürsten, dem kein andrer überlegen ja nicht einmal

gleich

"gleich ist, von dem Gipfel der kaiserlichen Maje-
"stät hinabzustürzen sich ermächtigt. Doch wird da-
"bei meine Lage verbessert. Sonst mußte ich dem
"Pabste in einigen Stücken Ergebenheit und Ehr-
"furcht bezeigen; jezt aber bin ich aller Ergebenheit
"und Friedensverpflichtung gegen ihn entledigt.*)"
Um diesen Worten Kraft zu geben, zog er die Gü-
ter der Freunde und Verwandten des Pabstes ein,
und suchte die Könige und Fürsten Europas auf
seine Seite zu ziehen, indem er ihnen in neuen
Sendschreiben die Anmaßungen des Pabstes und
die Verdorbenheit der Geistlichkeit zu Gemüthe
führte, und sie aufforderte an dem, was ihm wi-
derfahre, zu lernen, was ihnen bevorstehe. Die
Mailänder, die am ersten und ungestümsten den
Aufhetzungen des Pabstes folgten, züchtigte er
(1245). Dann zog er durch Toscana in sein Erb-
reich Neapel (März 1246), das, als Stützpunkt
seiner Macht, ihm besonders wichtig war. Er
übernahm daher in eigener Person die Vertheidi-
gung oder Behauptung desselben, während er es
seinem Sohne Enzius übertrug die Lombarden, und
seinem ältern Sohne Konrad IV., den er schon
1237 zum römischen Könige hatte wählen lassen,
die Deutschen im Gehorsam zu erhalten.

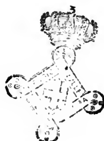
Aber auch der Pabst ließ es nicht bei Worten
bewenden. Er ließ überall den ausgesprochenen
Bann-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLVIII.



Schubert del. Gottschick sc.

Kaiser Friedrich II.
„Noch habe ich meine Kronen."



Bannfluch verbreiten und das Kreuz gegen den Kaiser predigen; er ermunterte die Lombarden zum Abfall, entzündete eine Empörung in Neapel und verhetzte die nächsten Umgebungen Friedrichs zu einer Verschwörung gegen ihn. Auf seinen Betrieb erhoben die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln nebst einigen deutschen Bischöfen den thüringischen Landgrafen Heinrich Raspe (zu Würzburg, 2. Mai 1246) auf den deutschen Thron, und der Pabst unterstützte ihn reichlich mit Geld. Als dann Heinrich Raspe nach einem bei Ulm gegen Konrad IV. verlorenen Treffen plötzlich gestorben war (17. Febr. 1247) bewirkte der Pabst, daß der junge Graf Wilhelm von Holland auf den deutschen Thron erhoben wurde (3. Oct. 1247). Aber so wenig als Heinrich Raspe wurde Wilhelm von Holland allgemein anerkannt. Konrad IV. behauptete sich gegen ihn mit abwechselndem Glück; in Oberitalien waltete Enzius mit Entschlossenheit und Nachdruck; Friedrich selbst unterdrückte in Unteritalien die Aufwiegelungen, die der Pabst angeregt hatte, und Neapel blieb ruhig.

So stand Friedrich im Jahre 1247 noch immer aufrecht; aber tiefer Kummer lastete auf seiner Seele und nagte an dem innersten Mark seines Lebens. Treue Freunde thaten ihm noth; aber

er

er entdeckte unter denen, die ihm zunächst standen, treulose Verräther. Selbst sein vertrautester Minister Peter von Vineis, den er vom Staube erhoben hatte, faßte den Anschlag ihn zu vergiften. Lange zweifelte Friedrich an dessen Meuterei, und als er sich endlich davon überzeugt hatte, rief er schmerzvoll aus: "Wehe mir, welch' einen Mann muß ich bestrafen!" Er entsetzte ihn aller Würden und ließ ihn blenden. Zugleich hatte er den Kummer, in der öffentlichen Meinung zu verlieren; denn wie sehr auch der Pabst (was Friedrich'n zu Statten kam) durch unaufhörliche Gelderpressungen sich Unwillen zugezogen hatte, so mochten doch fromme Christen den Kaiser nicht von aller Schuld freisprechen, zumal da dessen freiere Aeusserungen über die Gebrechen der Kirche den herrschenden Vorstellungen entgegen waren. Ja er selbst, wie hoch er sich auch über viele seines Zeitalters erhob, scheint doch mit diesem die Vorstellung getheilt zu haben, daß der Fluch der Kirche dem Heile seiner Seele schade. Also sehnlichst wünschend, sich mit dem Pabste auszusöhnen, ließ er demselben schon im Jahre 1246 durch den französischen König Ludwig IX. den Antrag machen, er wolle, ohne je zurückzukommen, ins heilige Land ziehen, und dort, so lange er lebe, Christo dienen, wofern er vom Banne losgesprochen und seinem Sohne Konrad die Kaiserkrone zugesagt würde. Späterhin ließ

er

er sich, um dem Vorwurf der Ketzerei zu entgehen, von verschiedenen angesehenen Geistlichen über die Lehren der Kirche und die Hauptpunkte des damaligen Glaubens prüfen, und das Ergebniß dieser Prüfung dem Pabste berichten. Aber beides war vergebens. Der Pabst hörte eben so wenig auf jenen Antrag, als er diese Prüfung als giltig anerkannte.

Hierauf beschloß Friedrich im Jahre 1247 nach Lyon zu gehen, um persönlich seine Aussöhnung mit dem Pabste zu verhandeln. Schon war er deshalb bis nach Turin gekommen, als ihn die Erneuerung eines Krieges in der Lombardei, den der Pabst angeregt hatte, zurückhielt. Parma, lange Zeit ihm zugethan, wurde ihm von der Gegenpartei entrissen (1247). Um es wieder zu gewinnen, errichtete er nicht weit davon ein festes Lager, dem er voll stolzer Hoffnung den Namen Vittoria ertheilte. Aber vergebens! Nach langer Belagerung wurde bei einem kühnen Ausfall der Belagerten (18. Febr. 1248) sein Lager samt allen Schätzen, die es enthielt, erobert, sein Heer vernichtet und sein treuester Freund Thaddäus von Suessa (er galt ihm mehr als ein Heer) getödtet. Jetzt war er nicht mehr im Stande, etwas Bedeutendes gegen die Lombarden zu unternehmen. Er konnte nur seine Feinde an weiterer Verfolgung des Sie-

ges hindern, seine Freunde zur Fortsetzung des Kampfes unter seinem Sohne Enzius ermuntern und Toscana samt Florenz auf seine Seite bringen. Dann zog er wieder nach Unteritalien, um hier neue Zurüstungen zu treffen.

Denn wie groß auch die Niederlage war, die er erlitten hatte, so war er doch entschlossen, wieder auf dem Kampfplatz aufzutreten, vorzüglich als sein tapfrer Sohn Enzius von den Bolognesern gefangen (1249), und ein nochmaliger Versuch, sich mit dem Pabste auszusöhnen, gescheitert war. Noch war ja sein Erbreich unangetastet, noch hatte er Freunde, die sich seiner annahmen, noch standen ihm Truppen und Schätze zu Gebote, mit denen er seinen Anhang in Oberitalien und Deutschland unterstützen und vermehren konnte. Allein seine Gesundheit war zerrüttet, und die Kraft seines Geistes konnte nicht länger der Schwäche seines Körpers gebieten. Im Spätherbst des Jahres 1250 wurde er gefährlich krank, und bald darauf starb er auf seinem Schlosse Fiorentino in Apulien, am 13. Dec. 1250, im sechs und funfzigsten Jahre seines Alters.

Ungemein groß war der Jubel des Pabstes, als er die Nachricht von Friedrichs Absterben erhielt. "Es jauchzen," schrieb Innocenz IV. an die

die Geistlichen des Königreichs Beider-Sicilien, "es jauchzen die Himmel, es hüpfe vor Freudigkeit die Erde; denn das Wetter, das der allmächtige Gott drohend über euere Häupter heraufführte, hat sich durch dieses Mannes Tod in lauen Westwind, in erquickenden Thau verkehrt!" Auch kam er nun erst von Lyon nach Rom zurück. Aber eben dieser Jubel zeigt, wie furchtbar Friedrich war, mit welchem Muthe er sich vertheidigte, und wie ungebeugt er noch stand, nachdem ihm der Pabst alle Kronen abgesprochen und eine herbe Niederlage zugeführt hatte. Und wenn noch etwas überzeugend zu Friedrichs Lobe spricht, so ist es das Urtheil seiner Feinde über ihn. Diese tadeln nämlich nur seine Ketzerei und seinen Hang zur Wollust, und rühmen dagegen seine natürlichen Anlagen und wissenschaftliche Bildung, seine Tapferkeit und Klugheit, seine Freigebigkeit und Großmuth. — Von einem solchen Manne kann man nicht ohne Theilnahme scheiden. Warum, fühlt man sich zu fragen gedrungen, warum mußte ein so reichbegabter Mann, der so viel Wohlthätiges schaffen und erhalten konnte, unter den ärgerlichsten Kämpfen sein Leben verzehren? Aber man kann auch fragen: waren solche Kämpfe nicht nöthig, um Freiheit im Denken und Glauben vorzubereiten, und allmählich den Tag der Vernunft über die Nacht des Aberglaubens heraufzuführen? Nur langsam rei-

reifen ja die edelsten Früchte, und nur aus Kämpfen und Mühen geht das Große und Herrliche hervor!

XV.

Der unglückliche Konradin.

Konradin, der letzte Sprößling des hohenstaufischen Hauses, der Sohn Konrads IV. und Elisabeths, der Tochter Herzogs Otto von Baiern, war am 25. Mai 1252 zu Landshut geboren.

Schreckhafte Anzeigen umgaben seine Wiege. Sein Haus war durch den furchtbaren Fluch, den Pabst Innocenz IV. gegen dasselbe ausgesprochen hatte, dem Untergange geweihet; sein hochsinniger Großvater, Kaiser Friedrich II., war mit diesem Fluche belastet gestorben (1250); sein Oheim, der tapfre Enzius, schmachtete im Gefängniß, aus dem er nimmer erlöset wurde; und sein Vater, Konrad IV., seit 1237 zum römischen König gekrönt, ward von dem Bannfluch des Pabstes und den darauf erwählten Gegenkönigen bedrängt. Unwürdig, so hatte Innocenz IV. erklärt, unwürdig sey

er,

er, Kaiser zu werden, oder König zu bleiben, und das Herzogthum Schwaben zu besitzen. Nicht einmal sein Erbreich, das Königreich Beider-Sicilien, solle er behalten: als ein erledigtes Lehen des päbstlichen Stuhles solle es mit dem Kirchenstaate vereiniget oder einem andern Fürsten, als Vasallen des Pabstes, zugewendet werden. Um wenigstens dieses Reich zu retten, war Konrad IV. im Oct. des Jahres 1251 nach Italien aufgebrochen. Er war dort glücklich. Denn obschon Innocenz IV. den Bann erneuerte und Unruhen gegen ihn erregte, so behauptete er doch den Besitz des Königreichs Beider-Sicilien. Aber ein früher Tod war ihm beschieden. Im Begriff nach Deutschland zurückzukehren, starb er erst 26 Jahre alt, am 21. Mai 1254.

Jetzt war von seinem Hause nur Ein männlicher Sprößling übrig, sein Sohn Konradin, oder der junge Konrad. Dieser, erst nach des Vaters Aufbruch gen Neapel geboren, jetzt kaum zwei Jahr alt, wurde am Hofe des Herzogs Otto von Baiern, seines Großvaters mütterlicher Seits, wo er geboren war, erzogen. Unter der Leitung seiner verständigen Mutter Elisabeth nahm er zu an Jahren und an Kräften, und wurde der großen Ahnen seines Hauses würdig. Aber der Glanz derselben war von ihm gewichen, und erloschen schien

selbst

selbst die Hoffnung, ihn wieder zu erneuern. Die Päbste verboten den deutschen Fürsten, ihn zum deutschen König zu wählen; das Königreich Beider-Sicilien wurde ihm wie von den Päbsten, so auch von seinem Oheim Manfred vorenthalten; das Herzogthum Schwaben hatte schon Wilhelm von Holland als deutscher König seinem Vater abgesprochen (1252); Wilhelms Nachfolger, König Richard von Kornwallis, zog das ganze Elsaß mit allen Städten, die das hohenstaufische Haus daselbst besaß, zum deutschen Reiche (1262); und bei den Zerrüttungen, die damals in Deutschland herrschten (es waren die Zeiten des großen Interregnums!) griff jeder Mächtige, so viel er konnte, um sich. Von allen Kronen also, die seine Väter einst getragen, und von allen Erbgütern, die sie besessen hatten, war dem unglücklichen Konradin nichts verblieben als der leere Titel eines Königs von Jerusalem und einzelne in Baiern und Schwaben zerstreute Städte und Güter. Er war so arm, heißt es, daß er mit seinem Gefolge kaum leben konnte. Doch mitten in dieser Nacht der Trübsal ging ein Glücksstern ihm auf! Die Aussicht bot sich ihm dar, wenigstens eine Krone, die Krone Beider-Sicilien, auf sein Haupt zu bringen.

Sein Vater hatte, dem Tode nahe, gewünscht, daß der Markgraf Berthold von Hochberg, Befehls-

fehlshaber der deutschen Truppen in Italien, die Verwaltung des Königreichs übernehmen, und seinen unmündigen Sohn dem Schutze des Pabstes empfehlen möchte. Der Markgraf hatte diesem Wunsche gewillfahrtet; aber vergebens! Pabst Innocenz IV. verlangte den unbedingten Besitz Beider-Sicilien, und rüstete sich, denselben zu erringen. Hierdurch erschreckt, begab sich Berthold der Regentschaft, und an seine Stelle trat Manfred, Friedrichs II. natürlicher Sohn. Aber auch dieser, obschon kühn, talentvoll und von einem großen Theil des Volkes geliebt, konnte sich nicht gegen die Kriegsmacht des Pabstes, nicht gegen die Partheiungen im Innern behaupten; er kam in Gefahr samt seinem Anhang aufgerieben zu werden. Erst als Innocenz IV., der gewaltsamste und hartnäckigste Gegner des hohenstaufischen Hauses, gestorben war (7. Dec. 1254), gelang es ihm, sich wieder zu erheben, die päbstlichen Truppen zu vertreiben, und seine Herrschaft über das ganze Königreich zu verbreiten. Hierauf nahm er am 11. Aug. 1258 die Krone Beider-Sicilien an. Als dieß Elisabeth, Konradins Mutter, hörte, ließ sie ihn durch Abgeordnete auffordern, ihres Sohnes Rechte und Ansprüche unverletzt zu bewahren. Aber Manfred erwiederte, er habe das Reich erobert, und nur durch eine, dem Volke beliebte Regierung könne es behauptet werden; erst nach seinem Tode solle es, da er

er keine männlichen Nachkommen habe, an Konradin kommen; doch müsse dieser, um sich dem Volke zu empfehlen, in Apulien erzogen werden. Allein der Päbste unversühnbarer Haß stellte sich diesem Rathe und Manfreds Regierung verderbend entgegen. Zwar konnte Alexander IV. (1254—1261), der mehr den Ehrgeiz als die Talente seines Vorgängers besaß, nichts gegen ihn ausrichten; auch Urban IV. (1261—1264) vermochte nichts gegen ihn; doch brachte dieser eine Unterhandlung zu Stande, die von Innocenz IV. eingeleitet war, und unter Clemens IV. (Febr. 1265—Nov. 1268) zur Ausführung gedieh.

Karl von Anjou, ein Bruder des französischen Königs Ludwig des Heiligen, aber von dessen Gerechtigkeitsliebe und Zartgefühl weit entfernt, nahm, von Eitelkeit und Herrschsucht bethört, die Krone Beider-Sicilien, die ihm der Pabst darbot, als päbstliches Lehen an (1264). Gegen Ende des Jahres 1265 erschien er mit einem stattlichen Heere in Italien, und am 6. Jan. 1266 wurde er samt seiner Gemahlin Beatrix in der Peterskirche zu Rom von Cardinälen gekrönt. Dabei mußte er beschwören, daß er weder die Kaiserwürde, noch die Herrschaft über Italien annehmen, daß Benevent und die Besetzung geistlicher Stellen in Apulien dem römischen Stuhle verbleiben, daß an den-

sel-

selben nach Aussterben seines Hauses die Krone Beider-Sicilien zurückfallen, und daß an eben denselben von ihm und seinen Nachkommen alljährlich ein weißer Zelter mit 8000 Unzen Goldes (ungefähr 150,000 Thlr.) als Lehnsgeld entrichtet werden sollte. Hierauf erhob sich Karl zum entscheidenden Kampf gegen Manfred. Bei Benevent erfolgte (26. Febr. 1266) die Hauptschlacht. Manfred unterlag. Von falschen und feigherzigen Freunden verlassen, und von der Uebermacht der Feinde bedrängt, wurde er nach ruhmwürdiger Gegenwehr geschlagen und getödtet; seine Unterthanen aber unterwarfen sich ohne weitern Widerstand dem, ihnen aufgedrungenen, neuen Herrn.

Allein die Hoffnungen, die sie auf ihn gebaut hatten, wurden nicht befriedigt. Freunde und Nichtfreunde der Hohenstaufen wurden auf gleiche Weise bedrückt; die Auflagen wurden nicht vermindert, sondern erhöhet; alle einträgliche Stellen wurden Ausländern zugewendet; überall zeigte sich Härte und Willkür, Raubgier und schnöde Verletzung des Rechts. Der Pabst selbst erließ deshalb ein Abmahnungsschreiben an Karl. "Wenn du," schrieb er ihm unter andern, "vor deinen Unterthanen "dich verbirgst, und sie nicht einmal vor dich lassest, auch sie nicht mit der Leutseligkeit aufnimmst, "womit allein Herzen gewonnen werden können,

 und

"und doch über sie herrschen willst: so mußt du "immer den Degen in der Hand, den Panzer um "den Leib, und ein Heer zur Seite haben. Aber "welch ein trauriges Leben wird dieses seyn! Ist "es nicht halber Tod, beständig seinen Unterthanen "verdächtig und wider sie auf der Huth zu seyn?" Doch umsonst waren diese weisen Ermahnungen; Karl von Anjou hörte nur auf die Eingebung seiner Leidenschaften. Da richteten Neapolitaner und Sicilianer und mit ihnen die Gibellinen in Italien ihre Augen auf Konradin, und ließen ihn einladen, persönlich nach Italien zu kommen und den Zwingherrn Karl von Anjou zu verjagen. Zugleich stellten ihre Abgeordneten ihm vor, wie die Krone Beider-Sicilien ihm von Rechtswegen gebühre, versprachen ihm Beistand und Unterstützung, und zahlten ihm auf der Stelle 100,000 Goldgulden zu den ersten Werbungen.

Elisabeth, Konradins Mutter, wies diese Anträge nicht zurück; aber sie fand dabei viele Bedenklichkeiten. Zu jung, meinte sie, sey ihr Sohn zur Herrschaft; zu schwach für den Kampf gegen die Macht der Kirche und gegen die Schlauheit eines geübten Kriegers, dem selbst der tapfere und erfahrene Manfred unterlegen hätte. Aber Konradin in kräftig aufblühender Jugend, feurig und unerfahren, vermochte so lockenden Anträgen nicht zu wi-

widerstehen. Was hatte er auch in Deutschland zu verlieren? Dahin war die Herrlichkeit seines Hauses, und keine Aussicht zeigte sich hier, sie zu erneuern. Dagegen that sich in Italien ein Himmel voll Hoffnungen für ihn auf. Dort winkte ihm Sieg und Ruhm, dort strahlte ihm eine Krone entgegen, dort bot sich ihm Rache dar für die schweren Leiden, die sein Großvater, für die Verfolgungen, die sein Vater, für die Unterdrückung, die sein Oheim erlitten hatte. Vor solchen Aussichten verschwand alle Erwägung der Schwierigkeiten; er übersah seine Jugend und Unerfahrenheit, übersah die Macht und Schlauheit seiner Gegner, übersah, daß der Weg zum Glanze auch der Weg zum Verderben seyn kann; kurz, er entschloß sich nach Italien zu ziehen. Selbst die alten Freunde seines Hauses, die er befragte, stimmten diesem Entschlusse bei, und versprachen ihn zu begleiten.

Jetzt begann er sich zu rüsten. Vermittelst des Geldes, das er von den Italienern bekommen hatte, brachte er ein Heer von mehreren Tausenden zusammen. An ihn schloß sich sein Jugendfreund Friedrich von Oestreich*), mit ihm von

*) Friedrich, der Sohn Hermanns, Markgrafen von Baden, und darum oft Friedrich von Baden genannt, führte den Titel Herzog von Oestreich wegen der Ansprüche, die er auf

von gleichem Alter, wie er an dem Hofe des Herzogs von Baiern erzogen, und entschlossen, Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Auch sein Stiefvater, Graf Meinhard von Tyrol, und die Herzoge von Baiern, Ludwig und Heinrich, seine Oheime, traten ihm bei, wofür er beiden letzteren alle seine Erbgüter und Lehen, falls er ohne rechtmäßige Nachkommen sterben sollte, zusicherte.

Im September 1267 brach er mit 10,000 Mann, meist Reiterei, von Augsburg über Tyrol nach Italien auf, und zum Anfang des Octobers langte er in Verona an. Hier verweilte er drei Monate, um seine Verbindungen mit den Gibellinen in Italien zu befestigen und sie zu gemeinsamen Rüstungen zu vereinigen. Indessen ging das Geld aus, das er mitgebracht hatte; er mußte seine noch übrigen Güter an seine Verwandten verpfänden; viele von den Rittern und Herren, die ihm gefolgt waren, wurden über den Geldmangel und das lange Zögern verdrüßlich, verkauften Waffen und Pferde, und gingen nach Deutschland zurück.

auf dieses Land hatte. Sein Vater nämlich war, als Gemahl der östreichischen Prinzessin Gertrud, nach dem Tode ihres Oheims Friedrichs des Streitbaren (mit dem der Mannsstamm der babenbergischen Herzoge Oestreichs ausstarb, 1246) Herzog von Oestreich geworden. Als aber Hermann schon 1250 starb, wurde der kaum einjährige Friedrich von dem König Ottokar von Böhmen verdrängt.

rück. Selbst sein Schwiegervater und seine beiden Oheime verließen ihn, weil sie den Bann fürchteten, oder weil sie nur bis dahin ihn zu begleiten versprochen hatten. Nur Friedrich von Oestreich, sein treuer Freund, blieb von allen deutschen Fürsten allein bei ihm. So schmolz sein Heer auf 3500 Mann zusammen, und sein Unternehmen schien im Beginnen zu ersticken.

Doch ganz anders wurde es, als er seine Verbindungen mit den Gibellinen bekräftigt und durch sie den Weg nach Pavia und Pisa sich geöffnet hatte. Aus der Lombardei, aus Toskana und Neapel strömten ihm Truppen zu; er ward in Pisa, wo er im Mai 1268 anlangte, mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; die Pisaner, von jeher Freunde seines Hauses, rüsteten für ihn zwanzig Galeeren, mit denen sie die Küsten Apuliens und Siciliens angriffen und Karls Flotte bei Messina schlugen; er selbst züchtigte mit der Macht, die ihn umgab, die Einwohner von Lucca, seine Gegner. Am 25. Jun. schlug er unweit des Arno die Truppen, die Karls Heerführer ihm entgegenstellten; und Prinz Heinrich von Castilien, erst Karls Freund, dann dessen erbitterter Feind, brachte nicht nur die Stadt Rom auf Konradins Seite, sondern erwarb ihm auch in Neapel und Sicilien großen Anhang. Bei solchem Fortgang seines Unternehmens

mens mochte es dem muthigen Konradin ein Kleines dünken, daß der Pabst Clemens IV. am Grünen-Donnerstag (5. Apr. 1268) den Bannfluch gegen ihn schleuderte, ihm auch den leeren Titel eines Königs von Jerusalem absprach, und alle seine Vasallen und Unterthanen der Pflichten gegen ihn entband. Unaufgehalten und immer kühner hervorstrebend zog er von Pisa nach Siena, von da vor dem festen Viterbo, wo der Pabst sich aufhielt, vorbei nach Rom. Auch hier wurde er glanzvoll, als wäre er Kaiser, empfangen. Nach kurzem Verweilen rückte er mit seinen Freunden, den Prinzen von Oestreich und Castilien, (am 18. Aug. 1268) weiter nach Apulien, um dem großen Kampfe mit einem Schlage ein Ende zu machen. Ach, er ahnete es nicht, welchem Schicksale er entgegen eilte! Das Glück, das so schnell und freundlich ihm entgegen gekommen war, hatte ihn berauscht.

In der Ebene von Tagliacozzo, nicht weit vom See Celano, kam es zur entscheidenden Schlacht (23. Aug. 1268). Sie schien anfangs glücklich für ihn auszufallen. Seine Truppen, an Zahl denen seines Gegners überlegen, drangen muthig über das Flüßchen, das die Streitenden trennte, warfen das feindliche Vorder- und Mitteltreffen, und trieben beide in die Flucht; Karl selbst, hieß es, sey gefangen und getödtet. Schon wähnten sie den

Sieg

Sieg errungen zu haben, und von diesem Wahne verblendet, fingen sie an, sich sorglos auf der Ebene zu zerstreuen und das feindliche Gepäcke zu plündern. Da brach Karl mit dem Hintertreffen, dem Kern seiner Truppen, aus einem Hinterhalt hervor, und so unerwartet und nachdrücklich, daß Widerstand kaum möglich war. Vergebens bemüheten sich Konradin und Friedrich ihre Truppen zu sammeln: einzeln wurden sie angegriffen, einzeln aufgerieben oder gefangen und in die Flucht geschlagen. Nur die unter Heinrich von Castilien widerstanden noch eine Weile; dann aber traf sie das Loos der übrigen, und ihr Anführer war der erste Fürst, der in Karls Hände fiel. Er wurde von dem Abt von Monte-Cassino, den er um Herberge angesprochen, festgesetzt, an Karl ausgeliefert, und von diesem zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

Indessen hatten auch Konradin und Friedrich nebst zwei italienischen Grafen, Galvano Lancia und Gerhard von Pisa, die Flucht ergriffen. Sie schweiften anfangs in den marsischen Gebirgen umher und legten, um sich unkenntlich zu machen, Bauernkleider an. So kamen sie nach drei Tagen nach Astura, einem Flecken an der Meeresküste. Hier mietheten sie ein Fahrzeug, das sie nach Pisa oder Sicilien bringen sollte. Aus Geldmangel gaben sie dem Schiffer einen Ring von großem Werthe,

den

den Konradin bis dahin getragen hatte. Aber dieser Ring wurde ihr Verräther. Denn der Anblick desselben brachte den Herrn von Astura, Johann Frangipani auf die Vermuthung, daß der flüchtige Konradin in der Nähe sey, und diese Vermuthung trieb ihn, demselben nachzusetzen. Er holte ihn ein und brachte ihn nach Astura in Gewahrsam. Konradin hatte sich mit seinen Freunden ohne Widerstand ergeben; denn von diesem Frangipani, dem treuen Freunde seines Großvaters, hoffte er Schutz und Rettung. Vielleicht hätte auch derselbe ihn für ein Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt; aber die päbstlichen Truppen umringten Astura zu Lande, und von der Seeseite her drängte die Flotte Karl's von Anjou. Den Drohungen und Versprechungen beider vermochte Johann Frangipani nicht zu widerstehen. So ward Konradin mit seinen Freunden an Karl von Anjou ausgeliefert und gefesselt nach Neapel gebracht.

Ein menschlich gesinnter Sieger würde mit der Jugend und dem Unglück des letzten Sprößlings eines großen Hauses Mitleid gehabt haben; aber Karls Herz war den Empfindungen der Menschlichkeit verschlossen. Ihm war es nicht genug, seinen Gegner niedergestürzt zu haben, und ihn nun in sichrer Verwahrung zu halten; auch das Leben wollte er ihm rauben. So nur fand seine Rach-

gier

gier Befriedigung, so nur meinte er die Liebe des Volks für den rechtmäßigen Thronerben zum Schweigen zu bringen. Um jedoch den Vorwurf, als habe er über Konradins Hinrichtung entschieden, von sich abzuwenden, oder um seinem Vorhaben den Schein des Rechts, den auch der schlechte Mensch ehrt, zu verschaffen, versammelte er aus jeder Stadt seines Königreichs zwei Abgeordnete und noch andre Rechtskundige nebst vielen Vornehmen seines Gefolges zu Neapel. Ihnen trug er auf, zu richten über Konradin, "der gegen ihn, den rechtmäßigen Herrn, die Waffen ergriffen, und sich durch Plünderung der Klöster und Nichtachtung des Kirchenbanns als einen Feind der Kirche bewiesen habe." Der größte Theil der Versammlung bestand aus solchen, die von Karl abhängig waren oder ihn zu fürchten Ursache hatten; und dennoch erhob sich mitten unter ihnen die Stimme des Rechts und der Wahrheit. Ein edler Mann und großer Rechtsgelehrter, Guido von Suçaria, äusserte mit Nachdruck und Würde, Konradin könne ohne Ungerechtigkeit nicht zum Tode verdammt werden, da er keinen Hochverrath begangen, sondern nur ein Reich in Anspruch genommen habe, das er befugt sey, als sein Erbreich zu betrachten; auch könne die Plünderung der Klöster ihm nicht zugerechnet werden, da sie nicht auf seinen Befehl, sondern wie in andern Kriegen durch die Zügello-

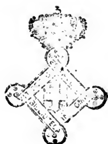
sig-

sigkeit seiner Soldaten erfolgt sey. Aber auf Karls blutdürstigen Sinn machten diese und andre Vorstellungen keinen Eindruck. Weit mehr gefiel ihm die Rede derer, die die Gefangenen als Störer der öffentlichen Ruhe und als Feinde der Kirche des Todes schuldig erklärten. Dieser Erklärung zufolge ward das Todesurtheil ausgesprochen.

Daß dieses Urtheil kurz darauf (26. Oct. 1268) vollzogen, oder daß Konradin, Friedrich von Oestreich und noch mehrere seiner Anhänger zu Neapel öffentlich enthauptet wurden, ist ausgemacht gewiß; aber ungewiß ist, in welcher Reihenfolge diese Hinrichtungen geschahen, mit welchen Umständen sie begleitet waren, was dabei vorging und gesprochen wurde. Die Angaben hierüber sind so verschieden und abweichend, daß es schwer ist, sie zu vereinigen. Also wollen wir auch, was wir nach Vergleichung und Abwägung derselben hier aufstellen, nur für Wahrscheinlichkeit, nicht für ausgemachte Wahrheit, gehalten wissen.

Konradin, heißt es, saß mit seinem Freunde Friedrich von Oestreich beim Schachspiel im Gefängniß, als ihm das Todesurtheil angekündigt wurde. Er ward erschüttert, aber er verrieth eine Fassung und Ergebung, die man von seiner Jugend kaum erwarten konnte. Nur kurze Zeit ließ

man





Schubert del. Schnorr sculp. sc.

Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel.

man ihm, sich zum Tode vorzubereiten. Darauf ward er mit seinen Unglücksgenossen, dreizehn an der Zahl, aufs Blutgerüste gebracht. Dieses war auf einem Marktplatz nahe an der Meeresküste errichtet, und mit rothem Tuche bedeckt; ein Nachrichter, nackt an Händen und Füßen, stand auf demselben, eine unzählbare Volksmenge umringte dasselbe; Karl aber sahe mit seinem Hofe von einem nahen Thurme dem schauderhaften Auftritt zu. Nachdem nun Stillschweigen geboten war, las einer der Richter, Robert von Bari, das gefällte Todesurtheil vor. Kaum hatte er geendigt, so erhob sich ein dumpfes Murren unter dem Volke; die meisten klagten und weinten über das harte Geschick des liebenswürdigen Jünglings; nur wenige hörten das Urtheil mit fühlloser Kälte, oder mit Wohlgefallen. Konradin selbst erhob seine Stimme. Er widersprach laut dem ungerechten Urtheil, und bat zugleich für seine Freunde, die in sein Unglück verflochten wären. Da er seine Bitten und Vorstellungen vergeblich sah, so zog er seinen Handschuh aus und warf ihn als eine Aufforderung zur Rächung seines Todes unter die versammelte Menge*). Darauf küßte er seine Freunde, und sei-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XLIX. — Einige fügen hinzu, Konradin habe auf den nächsten Verwandten seines Hauses, Peter von Aragonien, den Gemahl Constantiens, der Tochter Manfreds, seine Ansprüche auf das Königreich Bei-

seiner Mutter gedenkend, rief er schmerzvoll aus: "Ach meine Mutter, welch ein Jammer wird dich durchdringen, wenn du diese Nachricht von mir hörest!" Doch blieb er standhaft. Er nahm seinen Mantel ab, kniete nieder, legte sein Haupt auf den Block, rief noch einmal: "Herr Jesu, ewiger König, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" und empfing so den schrecklichen Todesstreich*). Nach ihm traf die Reihe seinen ganz unschuldigen Freund und Gefährten, Friedrich von Oestreich, und so die übrigen. Die meisten der Anwesenden weinten, klagten und bezeugten ihren Abscheu ohne Zurückhaltung. Nur Karl von Anjou blieb ungerührt, ja seine Rachgier ging über das Leben der Unglücklichen hinaus. Auf seinen Befehl wurden sie fern von geweiheter Erde, am Meeresufer unter einem Steinhaufen begraben. Doch soll späterhin die unglückliche Elisabeth bewirkt haben, daß ihr die Gebeine ihres Sohnes ausgeliefert wurden.

Die Theilnahme aller Zeiten umschwebt den Tod des unglücklichen Konradin. In Jugend und Un-

Beider-Sicilien übergetragen, und einer der anwesenden Ritter habe den hingeworfenen Handschuh aufgehoben, und an den Fürsten von Aragonien überbracht.

*) Dem Nachrichter (erzählt Pandulphus Collenutius lib. IV. p. 218), der dem unglücklichen Konradin das Haupt abschlug, wurde sogleich von einem andern Nachrichter das Haupt abgeschlagen, damit er sich nicht rühmen möchte, den Sprößling so hoher Fürsten und Kaiser getödtet zu haben.

Unschuld ward er das Opfer der Herrschsucht, und mit ihm erlosch ein Haus, das durch die Herrlichkeit, zu der es schnell emporstieg, von dem Glanze zeugt, zu welchem menschliche Kraft sich erheben kann, und durch den tragischen Ausgang, den es erlitt, an das Hinfällige menschlicher Herrlichkeit ernst und eindringlich mahnt.

XVI.
Die deutsche Hanse.

---

1) Von dem Emporkommen der deutschen Städte.

In dem Zeitalter der Hohenstaufen (1137—1250) hatten sich die deutschen Städte zu Freiheit, Wohlstand und Ansehn erhoben. War die Zahl der Einwohner vorher, bei der alten Scheu vor dem städtischen Leben nur gering gewesen, so war sie nun bei dem Schutz, den die Städte gegen die Zügellosigkeiten des Faustrechts gewährten, und bei den Erwerbsquellen, die sie darboten, sehr hoch gestiegen. Waren vorher Handwerke nur von Leibeignen, Handel nur von Slaven, Juden und Lombarden (oder Italienern) betrieben worden, so waren nun seit dem

dem Ende des zwölften Jahrhunderts, freie Städtebewohner oder Bürger zu Zünften oder Handwerksgenossenschaften zusammen getreten, und hatten eigends den Handel mit in- und ausländischen Waaren übernommen. Waren vorher die Städte in Abhängigkeit gewesen, und meist von kaiserlichen oder bischöflichen Voigten, von Herzogen, Grafen und Herren oder deren Beamten regiert worden, denen höchstens Beisitzer oder Schöppen aus der Bürgerschaft zugeordnet waren, so hatten nun viele derselben theils völlig zur Freiheit oder Reichsunmittelbarkeit sich erhoben, theils durch Kauf oder Unterhandlungen schätzbare Vorrechte an sich gebracht. Sie regierten sich selbst nach gewissen vom Kaiser bestätigten Stadtrechten, vereinten ihre angesehensten Bürger zu einem Stadtrath, und sorgten für ihre Vertheidigung. Dazu verstärkten sie ihre Mauern und Graben, legten Waffenplätze an, und vertheilten die waffenfähigen Bürger unter Fahnen, so daß sie, sobald der Ruf der Sturmglocken ertönte, ein schlagfertiges Heer aufstellen konnten.

Zu diesen Umänderungen des Städtewesens hatten die Kreuzzüge, die Verbindung mit Italien und die Regierung der Hohenstaufen vornehmlich beigetragen. Durch die Kreuzzüge war, wie für große Unternehmungen überhaupt, so ins besondere für Handel und Gewerbe eine größere Regsamkeit er-

erweckt, neue Waaren und neue Handelswege bekannt gemacht worden. — Durch die Verbindung mit Italien war den deutschen Städten ein vorleuchtendes Muster zugekommen. Sie hatten die italienischen Städte, die durch Handel, bürgerliche Ordnung und enge Verbindung sich erhoben hatten, deren Einrichtungen, Gewerbe und Handel, und hiermit die Art, wie auch sie sich erheben konnten, kennen gelernt. Zugleich waren durch die Züge nach Italien viele Waaren bekannter, und die Wege dahin gangbarer geworden. Da nun in jenen Zeiten der Seeweg von Italien nach dem Norden als höchst gefährlich gescheut wurde, so gingen die Erzeugnisse Italiens samt den daselbst angelangten Erzeugnissen Asiens durch Deutschland nach dem Norden. Dadurch bekamen die deutschen Städte einen Zwischenhandel, der um so größer und einträglicher seyn mußte, je mehr es dem Norden von Europa an den Waaren fehlte, die zu den Nothwendigkeiten oder zu dem Schmucke des Lebens gehören. — Endlich hatte auch die Regierung der Hohenstaufen, besonders Friedrichs I. und Friedrichs II., zum Emporkommen der Städte beigetragen. Friedrich I. hatte die städtische Freiheit gefördert, weil er in ihr ein Gegengewicht gegen geistliche und weltliche Große fand, vielleicht auch aus der patriotischen Ueberzeugung, daß das Aufblühen der deutschen Städte dem Aufblühen des deutschen Reichs för-

förderlich sey. Durch ihn wurden Lübeck, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Speier rc. aus herzoglichen Städten zu Reichsstädten; Voigte, die sich willkürliche Bedrückungen erlaubten, wurden von ihm bestraft, der Unterschied zwischen Freibürgern und Beisassen vermindert, und mehreren Städten Zollfreiheiten und Markt- und Messenrechte zuertheilt. Friedrich II. war den Städten abhold und verbot die Bündnisse derselben unter einander; aber er war zu sehr mit Italien und den Päbsten beschäftigt, als daß er ihre Verbindungen und ihr Aufstreben hindern konnte. Mehrere derselben erlangten daher durch Kauf oder Unterhandlungen neue Freiheiten und Vorrechte. Und als am Ende seiner Regierung die Zeiten der Unordnung eintraten, gewöhnlich die Zeiten des großen Interregnums genannt, wo jeder, so viel er konnte, um sich griff, da fanden auch die deutschen Städte vielfache Gelegenheit, ihre Rechte und Freiheiten zu erweitern.

2) Von dem Entstehen und der Beschaffenheit der Hanse.

Wollten nun die Städte die errungenen Vortheile bewahren und vergrößern, so gab es dazu kein sichreres Mittel, als daß sie mit einander in Verbindung traten. Denn je weniger damals öffentliche Sicherheit zu Wasser und zu Lande bestand,

stand, um so mehr war auch ihr Handel und ihre Freiheit gefährdet, und je weniger damals das Reich und dessen Häupter Schutz verleihen konnten, um so mehr mußten die Städte sich selbst zu helfen suchen. Gemeinsame Gefahr und gemeinsamer Vortheil führte also die Städte zusammen, und verband sie fester, als Gesetze sie hätten verbinden können. Auch mußte das Beispiel der lombardischen Städte ihnen zeigen, wie viel durch Städtevereine gewonnen werden könne.

Auf solche Weise bildete sich im südwestlichen Deutschland, wo überhaupt, bei der engern Verbindung mit Italien, früher als im nördlichen Deutschland die Städte zu Wohlstand und Macht gelangt waren, schon unter dem deutschen König Wilhelm von Holland der Rheinbund. Es traten nämlich im Jahre 1247 die Städte am Rhein, auf Anrathen eines mainzer Bürgers, mit einigen benachbarten Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten und Herren in einen Bund zusammen, der nach und nach gegen siebzig Städte in sich faßte. König Wilhelm bestätigte diesen Bund (zu Oppenheim, 1255), weil er in demselben eine Stütze seines wankenden Thrones sah. Der Bund aber hatte Sicherung des Handels, Abstellung neuangelegter und ungebührlicher Zölle, und überhaupt Behauptung der öffentlichen Sicherheit zum Zweck. Um

 die-

diesen Zweck zu erreichen, unterhielt er nicht nur ein Landheer, sondern auch bewaffnete Schiffe auf dem Rhein. — Doch mächtiger und einflußreicher als dieser Bund, der bald wieder sich trennte, wurde der Städtebund im nördlichen Deutschland, bekannt unter dem Namen der Hanse.

Wenn, wie und wo die Hanse entstanden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Es fehlt zur Beantwortung dieser Fragen an Urkunden, da überhaupt im Mittelalter mündliche Verabredungen gewöhnlicher waren als schriftliche. Erst in neueren Zeiten hat die Meinung Beifall gefunden, den Ursprung der Hanse von einem Bündniß abzuleiten, das die Städte Hamburg und Lübeck zur Sicherung der Landstraßen von der Elbe zur Trave so wie zum gegenseitigen Schutz ihres Handels und ihrer Freiheiten im Jahr 1241 schlossen. Wahr ist es, daß ein solches Bündniß im Jahr 1241 geschlossen wurde; aber darum kann man noch keineswegs den Ursprung der Hanse mit Gewißheit von demselben ableiten*). Wahrscheinlicher ist es, das Entstehen der Hanse von einer Verbindung gegen Dänemark abzuleiten. Dänemark hatte unter Waldemar I. (1157—1182), dann unter Knut VI. (1182—1202) und anfangs unter

*) Gründlich zeigt dieß Sartorius in seiner Geschichte des hanseatischen Bundes, Th. I. S. 58—70, der ich bei der Schilderung der Hanse größtentheils gefolgt bin.

unter Waldemar II. (1202 — 1223) auf der südlichen Seite der Ostsee sich einer Herrschaft bemeistert, die dem nördlichen Deutschland und allen Städten daselbst Gefahr drohete. Glücklicherweise ward Waldemar II. (1223) gefangen, und nun erhoben sich die Fürsten des nördlichen Deutschlands gegen Dänemark. Auch die Stadt Lübeck erhob sich. Sie vertrieb plötzlich die dänische Besatzung, machte sich frei (Kaiser Friedrich II. bestätigte ihr die Reichsfreiheit von neuem) und half die dänische Herrschaft zerstören (1227—1249). Dieß Beispiel mußte andre Städte zur Nacheiferung reizen, und zugleich zu einer Verbindung mit Lübeck, die sich durch siegreichen Kampf gegen Dänemark Ehre und Ansehn erworben hatte; Lübeck selbst aber mußte fühlen, wie weit stärker sie werden könnte, wenn sie an die Spitze eines Vereins von Städten träte, die gleiches Interesse mit ihr theilten. So ungefähr scheint am Anfang der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Hanse entstanden zu seyn; doch kommt dieser Name, der eine Handelsgesellschaft oder Handelsgilde bezeichnet, damals nirgends vor. Erst im vierzehnten Jahrhundert, als die Verbindung der niederdeutschen Städte bei den Zerrüttungen, in welche Dänemark nach Waldemars Tode (1242) versank, ausgebreiteter und mächtiger geworden war, legte sie sich den Namen **deutsche Hanse** bei.

Wie

Wie aber das Entstehen der Hanse, so ist auch ihre erste Einrichtung nicht mit Gewißheit bekannt. Wahrscheinlich bildete sie sich, wie so viele andere Institute, unvermerkt durch ein Zusammentreffen von Umständen, und wurde nach und nach etwas anderes, als ihre ersten Stifter beabsichtigten. Denn hatte sie anfangs nur Vertheidigung gegen Dänemark oder wechselseitigen Beistand in einer fehdevollen Zeit zum Zweck, so war späterhin ihr Zweck Ausdehnung des Handels besonders im Auslande, und Sicherung desselben gegen Räubereien zu Wasser und zu Lande; und war sie anfangs eine Schutzmauer des deutschen Reichs gegen Dänemark, so wurde sie späterhin eine Macht, die sich um das deutsche Reich wenig oder gar nicht bekümmerte.

Wie schnell sie sich ausbreitete, läßt sich nicht nachweisen; die Hanseaten selbst wußten späterhin nicht zu sagen, wenn diese oder jene Stadt ihrem Bunde beigetreten sey. Aber gewiß ist es, daß im Jahre 1364 schon sieben und siebzig Hansestädte genannt werden. Die wichtigsten derselben waren: Lübeck, Hamburg, Bremen, Cöln, Stade, Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Colberg, Culm, Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Dorpat, Reval, Braunschweig, Magdeburg, Hannover, Lüneburg, Utrecht, Zwoll, Amster-

sterdam, Middelburg, Deventer, Gröningen rc. Aber wie es wahrscheinlich ist, daß schon damals nur die hervorragendsten oder bedeutendsten Städte genannt, und minder wichtige übergangen wurden: so ist es auch gewiß, daß nach und nach die Zahl der Hansestädte sich noch mehr vergrößerte. So wurden späterhin auch Goslar, Göttingen, Berlin, Frankfurt an der Oder, Breslau, Halle, Naumburg, Erfurt, Mühlhausen rc. unter den Hansestädten genannt*). Ueberhaupt konnte in der blühendsten Zeit der Hanse ganz Niederdeutschland und ausserdem alle bedeutenden Städte in den Niederlanden, Preußen und Livland (die größtentheils von Deutschen gegründet waren) zu derselben gerechnet werden, so daß sich dieser Bund von dem Ausfluß der Schelde bis nach Estland hin erstreckte. Wie hätten auch die Städte der deutschen Niederlande, Westphalens, Sachsens, der ehemaligen Wendenlande, Preußens und Livlands ihr Gedeihen besser fördern können, als wenn sie einem Bunde beitraten, der ihnen Sicherheit und Wohlstand versprach, und anfangs auch gewähren konnte?

*) Es ist schwer, vielleicht ganz unmöglich, ein vollständiges Verzeichniß aller Hansestädte aufzustellen, weil der Bund selbst es seinem Interesse gemäß fand, ein solches Verzeichniß nicht aufzustellen (s. Sartorius II, 119), und weil mehrere Städte bald von demselben sich absonderten, bald wieder zu demselben hinzutraten, manche auch nur in enger, manche in weiterer Verbindung mit demselben standen. — Alles, was sich hierüber angeben läßt, hat Sartorius II, 119—131 und 750—787 zusammengestellt.

Eingetheilt waren die Hansestädte lange Zeit in drei Drittel, in das wendische oder lüb'sche, wozu die nordöstlichen, in das westphälische oder cölnische, wozu die westlichen, und in das obersächsische oder oberheidische, wozu die tiefer im Lande gelegenen Städte gehörten. Das erste dieser Drittel hatte Lübeck, das zweite Cöln, das dritte Magdeburg, späterhin Braunschweig zum Hauptorte. Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als der Bund seiner Auflösung nahe war, kam die Eintheilung in vier Quartiere auf, nämlich in das wendische mit dem Hauptorte Lübeck, in das westphälische, das Cöln, in das sächsische, das Braunschweig, und in das livländische, das Danzig zum Hauptorte hatte.

Unter allen Hansestädten waren die Seestädte, und unter diesen die des ehemaligen Wendenlandes, die vornehmsten Glieder des Bundes. An der Spitze des Ganzen aber stand Lübeck, das gleichsam in der Mitte des hanseatischen Gebiets lag, und zur Stiftung dieses Vereins den Grund gelegt hatte. Zwar kam die oberste Gewalt den Hansetagen oder der Versammlung der Abgeordneten aller Hansestädte zu: dort sollten Gesetze gegeben, Bündnisse geschlossen, Entscheidungen ausgesprochen, Streitigkeiten abgethan werden; aber Lübeck war es, wo die Hansetage gehalten wurden, und Lübeck hatte

hätte das Recht, sie auszuschreiben, bei denselben den Vorsitz zu führen, die Beschlüsse derselben zur Ausführung zu bringen, und in dringenden Fällen eigends rechtskräftige Beschlüsse zu fassen. Vergebens suchte Cöln in früheren Zeiten ihr diesen Vorzug streitig zu machen: Lübeck blieb Haupt des Bundes bis zu dessen Auflösung. Sie verdiente diese Ehre; denn sie vorzüglich hat zur Erhebung und Aufrechthaltung der Hanse hingewirkt. Doch gelang es ihr nicht, die Hanse zu einer geschlossenen Handelsrepublik zu bilden, oder die einzelnen Glieder derselben zu einem festen Ganzen zusammen zu schmelzen. Die Verbindung blieb locker, die Verfassung in vielem unbestimmt, und es ist mehr zu verwundern, daß die Hanse so vieles ausrichtete, als daß sie nicht noch mehreres ausrichtete.

Ihr Hauptvereinigungspunkt war der eigne Vortheil, den jede Stadt für ihre Sicherheit, für ihren Wohlstand und für ihr Ansehn von dem Bund zog. Denn die verbündeten Städte sagten einander freien wechselseitigen Verkehr, Mitgenuß der erworbenen Handelsfreiheiten, Beschirmung der städtischen Freiheit und Beihilfe an Schiffen, Mannschaft und Geld im Fall einer Fehde zu. Dagegen ward die Stadt, die sich an gemeinsame Beschlüsse nicht kehrte, oder schuldigen Leistungen sich entzog, mit Geldbußen und (als schwe-

schwererer Strafe) mit dem Bundesbann belegt, d. h. sie wurde von dem Mitgenuß des gemeinschaftlichen Handels im Auslande und von dem Verkehr mit den übrigen Hansestädten ausgeschlossen. Uebrigens gab es der Bundesgesetze anfangs nur wenige; erst als der Bund sich seiner Auflösung näherte, wurden die Gesetze zahlreicher und vollkommner; aber das Glück und der Geist früherer Zeiten ließ sich dadurch nicht zurückrufen.

3) Von dem Handel und der Macht der Hanse.

In ihren blühendsten Zeiten behaupteten die Hanseaten die Herrschaft auf der Ostsee, dem Stützpunkt ihrer Macht, und den alleinigen Verkehr zwischen den Ländern an derselben und den Ländern des westlichen Europa. Kein Niederländer und Engländer konnte oder durfte die Ostsee befahren und mit den Ländern an derselben handeln, und wiederum kein Russe, Schwede, Däne und Norweger nach Rußland oder den Niederlanden handeln. Sie allein brachten die Erzeugnisse des nordöstlichen Europa, als Holzarten, Schiffsbaumaterialien, Häute, Pelze, Honig, Wachs, Flachs, Werg rc. nach England und den Niederlanden, und wiederum die Erzeugnisse des westlichen Europa, als Wolle, Tücher, Leder, Salz, Häring, Zinn, Kupfer, Silber und Gold, ferner seidne und baum-

wol-

wollene Zeuge, Gewürze und andere italienische und asiatische Waaren nach dem nordöstlichen Europa. Der inländische Handel war nur Nebensache oder nur Mittel zum ausländischen; nicht sehr bedeutend war anfangs auch der Handel mit deutschen Erzeugnissen: denn die Deutschen waren im dreizehnten und am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in kunstvoller Waarenbereitung noch nicht weit vorwärts geschritten, und nur Getreide, Bier, Weine, Waid, Leinwand und grobe Tücher waren die Erzeugnisse Deutschlands, die von der Hanse nach dem Norden gebracht wurden. Aber jener einträgliche Zwischenhandel, zu dem die Verbindung mit Italien zuerst hingeführt hatte, war die Hauptsache ihres Handels, und zugleich die Grundlage ihres Reichthums, ihrer Macht und ihres Glanzes. Um nun diesen Zwischenhandel zu behaupten, erwarben sie sich Zollfreiheiten und bleibende Niederlassungen und Marktplätze in fremden Reichen. So hatten sie Faktoreien, oder Waarenniederlagen und Marktplätze in Nowgorod (später in Narwa) für Rußland, in Bergen für Norwegen, in London für die brittischen Inseln, in Brügge (späterhin in Antwerpen) für die Niederlande und das westliche Europa. Dabei verschafften sie sich nach und nach größere Vorrechte und Vergünstigungen in Rücksicht der Ein- und Ausfuhr der Waaren, als selbst die Eingebornen genossen, und eine Befreiung von

den

den Gesetzen, denen diese unterworfen waren; so daß sie in den Ländern, mit denen sie handelten, gleichsam herrschten.

Solche Handelsherrschaft brachten sie durch Waffengewalt, schlaue Unterhandlungen und Bestechungen an sich. Aber auch die Umstände waren ihnen günstig. Als die Hanse aufkam, hatten sich die westlichen Länder noch nicht zu ausgebreiteter Schiffahrt und Handelschaft erhoben: sie bedurften der Zwischenhändler zum Absatz ihrer Waaren und zur Einfuhr fremder; die nordischen Reiche aber waren in Zerrüttung: Rußland war den Mongolen unterthan, die Macht Dänemarks war gebrochen, Schweden und Norwegen schwach durch innere Fehden; auch die Calmarische Union (seit 1397) hatte keinen festen Bestand, und diente nur dazu, die Feindschaft Schwedens gegen Dänemark zu erhöhen und lauter zu offenbaren. Dagegen stand die Hanse in der ersten Jugendstärke ihres Seyns als eine Macht da, die große Heere und Flotten aufstellte, und an Einheit, Kraft, Reichthum und Ansehn alle Staaten des Nordens weit übertraf. Dieß empfand zuerst Norwegen (1284 und 1285), dann Dänemark. Letzteres mußte in dem Frieden von Stralsund (1370) unter andern versprechen, daß ohne Rath und Einwilligung der Hanse keiner zur Krone Dänemarks gelangen, und keiner als rechtsmäßi-

mäßiger König von Dänemark angesehen werden sollte, bevor er nicht die den Hansestädten bewilligten Rechte und Freiheiten und diesen mit Waldemar eingegangenen Vertrag bestätigt hätte. Schweden empfing durch die Hanse 1363 den Herzog Albrecht von Mecklenburg zum König; es mußte 1395, durch sie genöthigt, seine Hauptstadt zum Unterpfand des helsingburger Friedens einsetzen, und noch im sechzehnten Jahrhundert konnte Gustav Wasa nur durch ihre Beihilfe Schweden von der calmarischen Union befreien (1524). Aber eben dadurch, daß die Hanseaten die nordischen Staaten von sich abhängig machten, behaupteten sie die Herrschaft auf der Ostsee, und durch diese Herrschaft die schon erwähnten Freiheiten und Vorrechte in England und den Niederlanden.

4) Von dem Verfall der Hanse.

Ueber zweihundert Jahre, von dem Ausgang des dreizehnten bis zum Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts bestand die Hanse in ihrer Herrlichkeit; dann aber fing sie an zu verfallen, aus Ursachen, die, wie die Ursachen ihrer Blüthe, theils in ihr selbst, theils in äusseren Umständen lagen.

Der Bund litt an inneren Gebrechen: es fehlte ihm an Einheit und Festigkeit; die einzelnen Glieder desselben schmolzen nie zu Einem festen Gan-

zen

zen zusammen. Jede Stadt hatte ihre eigene Verfassung, ihre eigenen Rechte und Freiheiten, jede sah immer mehr auf ihren eigenen Vortheil als auf den Vortheil des Ganzen, jede wollte ihre Willkür so wenig als möglich einschränken lassen, und der oberstrn Bundesbehörde fehlte es an Macht, um mächtige Städte zur Befolgung gefaßter Beschlüsse zu zwingen. Daher wurden die Hansetage nicht gehörig besucht, Beschlüsse derselben nicht gehörig ausgeführt, und Augenblicke, die dem Bunde Vortheile gewähren konnten, nicht gehörig benutzt. Daher kamen so viele Streitigkeiten unter den Bundesstädten, dann Trennungen: schon im funfzehnten Jahrhundert traten die angesehensten Städte der Niederlande von dem Bunde ab.

Doppelt nachtheilig wurden diese inneren Gebrechen, als auch äussere Umstände zum Verfall und Untergang der Hanse zusammen wirkten. — Das, was die Hanse gebildet und erhoben hatte, die Wildheit des Faustrechts, die Zerrüttung und Ohnmacht der nordischen Staaten, und der Mangel an Betriebsamkeit bei den westlichen Völkern, das alles verlor sich seit dem Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts. Die Straßen zu Wasser und zu Lande wurden sichrer, die nordischen Staaten geordneter, und betriebsamer die westlichen. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts strebten die Nieder-

derländer und bald auch die Engländer zum unmittelbaren Handel mit den nordischen Staaten; sie drängten sich in die Ostsee, und konnten troß alles Gegenstrebens der Hanse nicht zurückgewiesen werden. — Ferner, während es die Hanse versäumte, sich, wie Venedig oder Genua, zu einer mächtigen Handelsrepublik zu bilden, nahm die Macht der Könige und Fürsten immer mehr zu, und je mächtiger diese wurden, desto verhaßter wurde ihnen der Handelsdruck der Hanse, desto eifriger suchten sie sich von demselben loszureißen, desto bereitwilliger unterstützten sie die Handelsbetriebsamkeit ihrer Unterthanen. Dadurch aber verloren die Hanseaten nicht nur die Vorrechte und Freiheiten, die sie in fremden Ländern an sich gebracht hatten, sondern auch viele ihrer Städte in- und außerhalb Deutschland: ihr Umfang und Ansehen wurde immer kleiner. — Noch mehr, der Handel überhaupt bekam einen neuen Umschwung. Neue Handelswege kamen auf, neue Handelsbetriebsamkeit regte sich unter den Völkern, neue Handelskenntnisse verbreiteten sich. Darum fand die Hanse seit dem Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts überall Nebenbuhler, wo sie sonst den Alleinhandel geübt hatte; ihr Handel aber, der auf Handelszwang gegründet war, vertrug sich nicht mit dem zunehmenden Streben nach Handelsfreiheit. — Hierzu kamen endlich noch zwei wichtige Umänderungen in Deutschland, näm-

nämlich der ewige Landfriede und die Reformation, die beide auf die Hanse nachtheilig wirkten. Denn seitdem der ewige Landfriede aufgekommen war (1495), galt die Selbstvertheidigung der Städte als ein Verbrechen des Landfriedensbruchs, und seitdem die Reformation in mehreren Hansestädten Eingang gefunden hatte, wurde die an sich schon lockere Einheit und Eintracht der Hanseaten noch mehr gestört, und dadurch den Königen und Fürsten die Zurücknahme der vorher bewilligten Freiheiten erleichtert. Vergebens suchten nun die Hanseaten im sechzehnten Jahrhundert einen Bund zusammen zu halten, der nicht mehr zusammen zu halten war, eine Macht zu behaupten, die sie nicht mehr besaßen, und Vorrechte geltend zu machen, denen der veränderte Geist der Zeit widerstrebte. Sie hatten sich überlebt! Endlich lösete der dreißigjährige Krieg ihre Verbindung völlig auf. Nur drei oder vier Städte, Lübeck, Hamburg, Bremen und Danzig, eine Zeitlang auch Braunschweig, hielten sich noch einigermaßen zusammen, und verpflanzten den Namen der Hanse bis auf die neuesten Zeiten.

5) Von der Wirksamkeit der Hanse.

Wahr ist es, daß die Hanse einen drückenden Handelszwang übte, indem sie allen Verkehr an sich zu knüpfen suchte, und jedem freien Mithandel wi-

widerstrebte; wahr ist es auch, daß sie zu den Spaltungen des deutschen Reichs mit beitrug, indem sie wenig oder nicht um den deutschen Kaiser sich kümmerte, nach Willkür Bündnisse schloß und Kriege führte, und so einen Staat im Staate bildete. Aber ausgemacht wahr ist es auch, daß ungleich größer als das Nachtheilige, was die Hanse mit mehreren Instituten ihrer Zeit gemein hatte, das Wohlthätige ist, was sie in Bezug auf Deutschland und ganz Europa wirkte.

Sie belebte den deutschen Handel, der durch sie zu einer Höhe gedieh, die er nie wieder erreicht hat, und beförderte mit ihm den deutschen Gewerbfleiß und dadurch das Aufblühen der Handwerkszünfte, eines der wichtigsten Bildungsmittel des dritten Standes. Sie gab ferner dem übrigen Deutschland ein vorleuchtendes Beispiel bürgerlicher Ordnung und bürgerlicher Freiheit; denn sie widerstrebte kräftiger als Kaiser und Fürsten den Zügellosigkeiten des Faustrechts, zerstörte Raubschlösser, schützte reisende Kaufleute, ließ keinen Raub ungeahndet; dabei hielt sie in ihren Städten auf Recht und Ordnung, schützte deren Freiheiten, und verschaffte den städtischen Obrigkeiten Ansehn. Endlich beförderte sie auch den äussern Wohlstand Deutschlands; denn durch sie kam Geld nach Deutschland, durch sie wurde der deutsche Boden besser be-

benutzt, der Getreidebau vermehrt, Landstraßen verbessert, Kanäle angelegt, und kostbare Gebäude aufgeführt.

Und wie für Deutschland insbesondere, so wirkte sie für Europa überhaupt sehr wohlthätig. Denn sie weckte und belebte den Sinn für Völkerrecht, indem sie den Fremden Schutz der Person und des Eigenthums im fernen Ausland verschaffte, die Räubereien zu Land und Wasser bekämpfte, die Zollbeschwerden milderte, dem barbarischen Strandrechte widerstrebte, der Rechtspflege aufhalf. Auf ähnliche Weise beförderte sie auch den Verkehr unter den Staaten Europas, oder den genauen Zusammenhang derselben, den man das europäische Staatensystem nennt. "Dieser Bund," sagt Herder*), "hat Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht, "als alle Kreuzfahrten und römischen Gebräuche; "denn über Religions- und Nationalunterschiede "ging er hinaus, und gründete die Verbindung "der Staaten auf gegenseitigen Nutzen, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung." — Mit Recht gebührt also dem Andenken der Hanse Lob und Ruhm. Sie hat in den Zeiten, für welche die Vorsehung sie bestimmte, viel Großes und Gutes gewirkt.

XVII.

*) s. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Leipzig 1812. Th. II. S. 150.

XVII.

Die Fehmgerichte.

1) Einige Worterklärungen.

Seit den Zeiten der Hohenstaufen erscheinen als ein Zeichen des Darniederliegens und des Auflebens der Rechtspflege in Deutschland die Fehmgerichte oder, wie sie auch genannt werden, die heimlichen Gerichte, die westphälischen, die heimlichen Gerichte in Westphalen, die Freigerichte oder Freidinge. Sie heißen Fehmgerichte am wahrscheinlichsten von Fehm oder Vehm, einem altsächsischen Worte, das Fluch, Acht oder Verdammung bedeutete*); — heimliche

*) Die verschiedenen Ableitungen und Erklärungen des Wortes Fehm findet man zusammengestellt von Kopp über die Verfassung der heimlichen Gerichte in Westphalen, Göttingen 1794, S. 169, und von Berk Geschichte der westphälischen Fehmgerichte, Bremen 1815, S. 175. Kopp läßt es unentschieden, welche Ableitung des Wortes Fehm die richtige sey; Berk aber meint, es sey von dem lateinischen fama abzuleiten, und deute darauf hin, daß diese Gerichte ohne strengen Beweis nach bloßem Leumund oder Ruf urtheilten. Mir ist es wahrscheinlicher, daß der Name eines deutschen Gerichts von einem deutschen Worte abstamme, und ich folge daher Adelung, der (Wörterbuch, Th. I. unter Fehm) die oben angegebene Erklärung aufstellt. Uebrigens sind bei dieser Abhandlung über die Fehmgerichte die beiden obengenannten Hauptwerke meine wichtigsten Führer.

liche Gerichte, weil sie mit vielen Heimlichkeiten umhüllt waren; — westphälische Gerichte, weil Westphalen ihr eigentlicher Sitz war, oder sie nur in Westphalen gehegt werden durften; — Freigerichte, weil sie in des Kaisers Namen und in der Regel nur über freie Leute richteten: alle Gerichte aber, welche von der kaiserlichen Gewalt ausgingen und für freie Leute bestimmt waren, nannte man zum Unterschied von den Eigengerichten, denen Leibeigene und Dienstpflichtige unterworfen waren, Freigerichte. Eben darum hieß auch der Vorsitzende Freigraf, der Sprengel, in welchem er seine Gerichtsbarkeit übte, Freigrafschaft, die Sitzungen Freidinge, und die Oerter, wo sie gehalten wurden, Freistühle. Beide Wörter, Dinge und Stühle, bedeuteten im Mittelalter so viel als Gerichte.

2) Von dem Entstehen der Fehmgerichte.

Wenn und wie die Fehmgerichte entstanden sind, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Im dreizehnten Jahrhundert wird von ihnen als einer bekannten Sache geredet, und die erste sichre Spur ihres Daseyns findet sich in einer Urkunde Engelberts, Grafen von der Mark, vom Jahre 1267. Aber daraus folgt keineswegs, daß sie erst damals aufgekommen sind. Sie konnten schon längst, der Geschichte unbemerkt, vorhanden seyn.

Eine

Eine alte Sage nennt Karl den Großen als ihren Stifter. Wahr ist es auch, daß Karl der Große, um den widerstrebenden Sinn der Sachsen niederzubeugen, wie im Sachsenland überhaupt, so auch in Westphalen (was dazu gehörte) Gerichte anordnete, mit denen die Fehmgerichte einige Aehnlichkeit haben; aber darum läßt sich nicht behaupten, daß er die letzteren stiftete; ja es scheint, als ob theils die Sitte des Mittelalters, alle wichtigen und merkwürdigen Erscheinungen, deren Ursprung dunkel war, von Karl dem Großen abzuleiten, theils das Bestreben der Fehmrichter, ihrem Thun und Treiben bei Kaiser und Volk Ansehen zu verschaffen, zu jener Sage Anlaß gegeben habe.

Weit wahrscheinlicher ist eine andere Sage, daß die Fehmgerichte erst nach dem Falle Heinrichs des Löwen (1180) entstanden sind, und zwar durch den Erzbischof Engelbrecht von Cöln, ums Jahr 1220. Unterstützt wird diese Sage durch die beglaubigten Nachrichten von dem Zustande Westphalens nach dem Falle Heinrichs des Löwen. Als nämlich in Folge dieser Begebenheit, von der oben ausführlich geredet worden ist, das Herzogthum Sachsen zerstückelt worden war, waren in Westphalen alle Bande des Rechts und der Ordnung gleichsam zerrissen. Es gab keine öffentliche Sicherheit, wild und blutig tobte das Faustrecht,

recht, jeder that, wozu Leidenschaftlichkeit ihn trieb. Zwar war dem Erzbischof von Cöln die herzogliche Würde über Engern und Westphalen übertragen, und im Besitz derselben kam es ihm zu, Frieden zu gebieten und über Recht und Ordnung zu wachen; aber ihm fehlte die Macht, um den Landfrieden so zu handhaben, wie ihn der mächtige Herzog von Sachsen und Baiern gehandhabt hatte; auch widerstrebten ihm nicht bloß die, welche von den obwaltenden Gewaltthätigkeiten Gewinn zogen, sondern auch die alten Anhänger des welfischen Hauses; und neue Unruhen thaten sich nach dem Tode Heinrichs VI. durch zwiespaltige Königswahlen hervor. Unter solchen Umständen konnte wohl ein Erzbischof von Cöln, Engelbrecht, auf den Gedanken kommen, zur Aufrechthaltung des Landfriedens Gerichte aufzustellen, die ohne langwierige Untersuchung und mit überraschendem Nachdruck, alle die öffentliche Sicherheit störende Verbrecher strafen. Gerichtsanstalten, die schon früher in Westphalen bestanden hatten, konnten ihm zum Muster dienen; aber er konnte auch von dem hergebrachten Verfahren um so mehr abweichen, je mehr außerordentliche Zeiten außerordentliche Mittel rechtfertigen.

3) Beschaffenheit der Vehmgerichte.

Dunkel wie das Entstehen ist auch die Beschaffenheit der heimlichen Gerichte. Sie waren, was

was schon ihr Name besagt, in Heimlichkeit gehüllt; die Geweihten band ihr Eid und die Furcht vor schreckhaften Strafen, zu verschweigen, was sie wußten; gleichzeitige Schriftsteller konnten oder durften also nicht mit Ausführlichkeit von ihnen reden. Nur aus den Klagen, die wider sie und ihre Mißbräuche erhoben wurden, aus gelegenheitlichen Bemerkungen und Urkunden, die sich erhalten haben, und aus den Reformationen oder Umbildungen, die einige Kaiser des funfzehnten Jahrhunderts ihnen aufzunöthigen suchten, kann man auf ihre Beschaffenheit schließen, oder einigermaßen die Fragen beantworten: wo wurden sie gehalten? in wessen Namen und Auftrag? von wem? worüber? wie? Doch ist dabei noch zu bemerken, daß sie gewiß nicht immer gleichen Geist und gleiche Gestalt hatten, oder daß sie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert anders beschaffen waren, als im Anfang ihres Seyns.

(A. wo wurden sie gehalten?) Ihren Sitz hatten die heimlichen Gerichte nur in Westphalen, oder zwischen dem Rhein und der Weser, einem Bezirk, der auch die rothe Erde genannt wird, entweder wegen des rothen Erdreiches, das sich daselbst findet, oder (im mystischen Sinne) wegen des blutigen Verfahrens der heimlichen Gerichte. Außerhalb Westphalen gab es keine eigentliche

liche Fehmgerichte, wohl aber erstreckten sie ihre Wirksamkeit weit über Westphalen hinaus; ganz Deutschland war mit solchen, die in ihre Heimlichkeiten eingeweiht waren, erfüllt, und in vielen Gegenden Deutschlands bildeten sich nach dem Muster derselben andere, oft noch schreckhaftere Gerichte. — Westphalen selbst war noch im dreizehnten Jahrhundert, wie zu den Zeiten der Karolinger in mehrere Grafschaften, die man Freigrafschaften nannte, eingetheilt, und jede derselben hatte einen oder mehrere Freistühle (Gerichtssitze). In dem eigentlichen Herzogthum Westphalen, dem Hauptsitze der heimlichen Gerichte, gab es deren über funfzig. Der angesehenste aller Freistühle war zu Dortmund ursprünglich vor dem Burgthore unter der Linde. Hier wurde mehrentheils das jährliche Generalkapitel (oder die Versammlung aller Stuhlherren und Freigrafen zur Untersuchung ihres Betragens und der Vorgänge bei ihren Gerichten) gehalten.

(B. in wessen Namen und Auftrag wurden sie gehalten?) Die Behörden, in deren Namen und Auftrag die heimlichen Gerichte gehalten wurden, waren der Kaiser, der Statthalter und der Stuhlherr. — Der Kaiser galt als Oberhaupt oder als oberster Herr und Richter aller Freistühle; alle heimlichen Gerichte wurden

den unter seinem Bann gehalten, oder in Folge der von ihm verliehenen Rechtspflege. Denn wie sehr auch das kaiserliche Ansehen seit dem dreizehnten Jahrhundert gesunken war, so betrachtete man doch den Kaiser fortwährend als die Quelle der richterlichen Gewalt. Daher wurden alle Urtheile in seinem Namen gesprochen, alle Stuhlherren leiteten ihr Recht von ihm her; alle Freigrafen mußten, wenn sie mit dem Blutbann (d. i. mit dem Recht über Leib, Leben und Ehre) belehnt oder den Freigerichten vorgesetzt wurden, ihm Unterwürfigkeit schwören; er durfte, was keinem andern zustand, nach den Heimlichkeiten ihrer Gerichte fragen; ihm kam es zu, die Freigerichte zu untersuchen, Freigrafen abzusetzen, obwaltende Gebrechen abzustellen; jeder Freigraf mußte ihm auf Verlangen seinen Platz einräumen und ihn statt seiner richten lassen; an ihn konnte von den Aussprüchen der Freigrafen appellirt werden. Jedoch mußte er, um besonders die zuletzt genannten Rechte völlig ausüben zu können, wissend, d. h. in die Heimlichkeiten der heimlichen Gerichte eingeweihet seyn; weshalb sich mehrere Kaiser bei ihrer Krönung zu Aachen unter die Wissenden oder Eingeweiheten aufnehmen ließen. Uebrigens verstanden es die heimlichen Gerichte sehr gut, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, oder sie nur da geltend zu machen, wo sie zur Bekräftigung oder Vermehrung ihrer

ihrer Anmaßlichkeiten dienen konnte. — Als kaiserlicher Statthalter stand ihnen der Erzbischof von Cöln vor. Ist es auch zweifelhaft, ob die Fehmgerichte durch ihn gestiftet worden sind, so ist es doch außer allem Zweifel, daß er als Herzog zu Westphalen die Oberaufsicht wie über alle westphälische Gerichte, so auch über diese hatte, und daß er namentlich durch Kaiser Wenzel (1382) zum kaiserlichen Statthalter über alle Freistühle in Westphalen ernannt wurde. Als solcher aber belehnte er im Namen des Kaisers die Freigrafen mit dem Blutbann, ließ sich Unterthänigkeit von ihnen schwören, und berief die jährlichen Generalkapitel, wo er, wenn der Kaiser nicht zugegen war, den Vorsitz führte. Je seltener aber die Kaiser um die Fehmgerichte sich bekümmerten, und je höher die Macht und das Ansehn der letzteren stieg, um so höher stieg auch die Macht und das Ansehen des Oberaufsehers derselben, oder des Erzbischofs von Cöln. — Die eigentlichen Inhaber der Freistühle hießen Stuhlherren. Sie trugen die Befugniß, Freistühle zu hegen, vom Kaiser zu Lehen, konnten aber auch andere mit ihren Freistühlen belehnen. In ihrem wie in des Kaisers Namen wurden dieselben gehegt; ihnen kam es zu, denselben Freigrafen vorzusetzen, und die Freischöppen waren verpflichtet, nichts gegen sie und ihre Besitzungen zu unternehmen. Sie selbst waren für ihre Frei-

stühle verantwortlich. Sie führten darum die Aufsicht über dieselben, und ohne ihr Mitwissen und ihre Beistimmung durfte von denselben nichts unternommen werden. Je mehr aber dadurch an Sicherheit, Macht, Ansehen und Einkünften zu gewinnen, oder je vortheilhafter der Besitz einer Stuhlherrschaft war, desto mehr drängten sich angesehene Herren geistlichen und weltlichen Standes, ja auch ganze Städte, wie Dortmund, Soest, Münster, Osnabrück zum Besitz einer Stuhlherrschaft.

(C. von wem wurden sie gehalten?) Das eigentliche Gerichtspersonale bestand aus dem Freigrafen, den Freischöppen und den Frohnboten. — Die Stuhlherren konnten ihren Freistuhl selbst verwalten; aber gewöhnlich setzten sie demselben einen Freigrafen vor, den sie von dem Kaiser oder dessen Statthalter, dem Erzbischof von Cöln, bestätigen und mit dem Blutbann belehnen ließen. Er war der Vorsitzende im Gericht. — Zugeordnet waren ihm die Freischöppen oder Urtheilsfinder, deren bei jedem Freistuhle wenigstens sieben aus der Freigrafschaft, zu der der Freistuhl gehörte, seyn sollten. Sie wurden von dem Freigraf oder Stuhlherrn gewählt. Eingetheilt waren sie in "schildbürtige" (oder rittermäßige) und "ächte und rechte," von denen jene über angeklagte Adelige, diese über angeklagte Freie

und

und Leibeigene zu richten hatten; ferner in "Wissende" und "Nicht-Wissende," von denen jene mit den Heimlichkeiten des Gerichts bekannt waren, diese nicht. Die "Wissenden" erkannten sich an geheimen Zeichen oder einer "heimlichen Loosung," und sie mußten bei ihrer Aufnahme einen feierlichen Eid leisten, diese Loosung, so wie jede Heimlichkeit der heimlichen Gerichte, vor Eltern und Geschwistern, vor Weib und Kind, ja selbst vor dem Beichtvater zu verheelen, und dagegen alles zur Anzeige zu bringen, was vor die heimlichen Gerichte gehöre. Auch durften sie bei schwerer Strafe einem Verurtheilten oder Verfehmten, sollte er auch ihr nächster Blutsfreund seyn, weder durch Worte noch durch Winke warnen, noch ihn entfliehen lassen, wenn sie seiner mächtig werden konnten. Denn ihnen lag ob, nicht bloß den Gerichten beizusitzen, sondern auch das Land zu durchstreifen, Verbrechen anzugeben, Ladungen auszufertigen, den Verbrechern nachzuspüren und selbige hinzurichten. — Die Frohnboten endlich oder Freiboten waren freie Leute der Freigrafschaft, welche die Aufwartung in den Sitzungen hatten, und häufig die Ladung besorgten.

(D. worüber wurden sie gehalten?) Ihrer ursprünglichen Einrichtung nach hatten die Fehmgerichte keine allgemeine Gerichtsbarkeit; sie

waren

waren vielmehr in Hinsicht der Sachen und Personen beschränkt. Eigentlich sollten sie nur Criminaljustiz üben, oder nur über grobe Verbrechen richten, welche durch die zehen Gebote verboten waren, oder durch welche die allgemeine Ruhe und Sicherheit, d. i. der Landfriede gestört wurde. Allmählich aber erstreckten sie ihre Gerichtsbarkeit auch über die Civiljustiz oder über Injurien- und Schuldsachen, und unter dem Vorwande, daß sie überhaupt da Recht zu sprechen hätten, wo ein Kläger anderswo kein Recht finde, oder ein Beklagter dem Rechtsspruch sich entzog, richteten sie zuletzt über alles und jedes. Eben so erweiterten sie auch den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit in Ansehung der Personen. Eigentlich waren Nicht-Christen, Weiber, Kinder, Priester und der hohe Adel von ihrer Gerichtsbarkeit ausgenommen; aber allmählich durchbrachen sie diese Schranken und ladeten auch solche, die sie nicht sollten, vor ihre Sitzungen.

(E. wie wurden sie gehalten?) Die Fehmgerichte waren doppelter Art, nämlich das offenbare Ding und die heimliche Acht. Beide wurden gewöhnlich am Dienstag, bei Tagesanbruch, unter freiem Himmel, in der Nähe eines Baumes gehegt, und es ist eine ganz unbegründete Sage, daß die heimliche Acht zur Nachtzeit, in Wäldern, Höhlen oder unterirdischen Gewölben gehalten worden

den sey. Verschieden waren beide hauptsächlich nur in Rücksicht des Verfahrens. Im offenbaren Ding, das jährlich wenigstens dreimal nach geschehener Ankündigung gehegt wurde, und wobei alle im Bezirk eines Freistuhls Ansäßige erscheinen und die ihnen bekannten Verbrechen anzeigen mußten, glich das Verfahren ganz dem in andern deutschen Gerichten gewöhnlichen: der Beklagte wurde vorgeladen und mit seiner Verantwortung gehört. In der heimlichen Acht aber war es anders: ihr durften bei Lebensstrafe nur Wissende beiwohnen, und hier konnte auch ohne Klage, ohne Vorladung und ohne Verhör das Urtheil ausgesprochen werden. Denn die Fehmgerichte warteten nicht, bis ein Verbrecher vor ihnen förmlich verklagt wurde, sondern schritten auch ohne Anklage zur Bestrafung eines Berüchtigten oder mit bösem Leumund Befangenen. Doch wurde auch hier nicht einerlei Verfahren beobachtet. War ein Verbrecher auf frischer oder handhafter That von wenigstens drei Freischöppen ergriffen worden: so konnte er von ihnen, falls sie seiner mächtig wurden, überwiesen, verurtheilt und gehängt werden. War aber der Verbrecher zwar auf handhafter That betroffen, aber dann entflohen, oder war er überhaupt mit schwerem Verdachte belastet, oder auf die an ihn ergangene Ladung nicht erschienen, so schritt man zu dem inquisitorischen Verfahren. Auch

dabei fand weder Vorladung noch Gehör Statt: das allgemeine Gerücht und die eidlich bekräftigte Aussage eines Schöppen galt als Beweis, worauf der Uebelberüchtigte geächtet oder verfehmt, ins Blutbuch eingeschrieben und allen Wissenden Preis gegeben wurde, so daß sie ihn aufhängen konnten, wo sie ihn fanden. — Schien die Sache zweifelhaft, so trat ein accusatorisches Verfahren oder ein förmlicher Prozeßgang mit Ladung und Verhör ein. Der Angeklagte wurde vor das öffentliche Ding geladen. Diese Ladung mußte schriftlich geschehen durch einen Ladungsbrief, welcher mit sieben Siegeln versehen war, und die Namen des Freigrafen, des Klägers, des Beklagten, den Inhalt der Klage und die Angabe der Gerichtsstätte enthielt. Ein solcher Ladungsbrief wurde mit bestimmten Förmlichkeiten, die nur in Rücksicht des Standes des Beklagten verschieden waren, demselben eingehändigt, oder an dessen Hausthüre angeschlagen, oder an Orte hingelegt, wo er in seine Hände fallen mußte. War aber der Beklagte entflohen, oder sein Aufenthalt unbekannt, so wurde der Ladungsbrief an einen Kreuzweg nach allen vier Himmelsgegenden angeschlagen. Wenn nach dreimal wiederholter Ladung der Beklagte nicht erschien, so wurde er verfehmt, aber noch einmal vor Vollstreckung des Urtheils vorbeschieden; erschien er auch jetzt nicht, so wurde er den Schöppen Preis ge-

gegeben. Erschien er aber, so wurde er wie in andern Gerichten verhört. Bei diesem Verhör, das wahrscheinlich in dem offenbaren Ding gehalten wurde, wurde der Beweis durch Eid und Zeugen geführt, weshalb die Partheien gewöhnlich mit einem zahlreichen Gefolge auftraten. Auch konnten Kläger und Beklagte durch Procuratoren sich vertreten lassen. Wurde der Beklagte des angeschuldigten Verbrechens überführt, so sprach in der heimlichen Acht der Freigraf das Endurtheil (oder Vollgericht) über ihn aus, sein Name ward in das Blutbuch geschrieben, und zur Vollziehung der Strafe ungesäumt geschritten.

(F. wie wurde gestraft?) Die Fehmgerichte erkannten auf Geldbußen, auf Verluste von Freiheiten und Begnadigungen, und vorzüglich, da sie ihrer Bestimmung gemäß über todeswürdige Verbrechen zu richten hatten, auf den Strang. Diese Strafe ward, wenn der Verurtheilte in den Händen des Gerichts war, sogleich an ihm vollzogen. Die Schöppen selbst hingen ihn mit einem aus Weiden geflochtenen Strang an den nächsten Baum, aber nie an einen Galgen, zum Zeichen, daß sie nicht im Namen eines Landesherrn, sondern des Kaisers verfuhren. War der Verurtheilte nicht in den Händen des Gerichts, so wurde er durch einen furchtbaren Fluch verfehmt, und nun mußten ihm die

die Schöppen auflauern und ihn, wo sie ihn trafen, und ihrer drei beisammen waren, aufknüpfen. Fürchteten sie seine Ueberlegenheit, so mußten sie ihn so lange verfolgen, bis sie auf mehrere Schöppen trafen, die dann kraft ihres Eides verbunden waren, jenen Beistand zu leisten. Widersetzte sich aber der Verfehmte, so hatten sie das Recht ihn niederzustoßen, worauf sie seinen Leichnam an einen Baum banden, und ihre Messer daneben steckten, zum Zeichen, daß derselbe nicht von Räubern getödtet, sondern als Verfehmter von Freischöppen in des Kaisers Namen hingerichtet worden sey.

4) Furchtbarkeit, allmählicher Untergang und Würdigung der Fehmgerichte.

Zu dem furchtbarsten Ansehen erhoben sich die Fehmgerichte am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts und behaupteten solches fast das ganze funfzehnte Jahrhundert hindurch. Eigentlich blos auf Westphalen beschränkt, erstreckten sie nach und nach ihren Arm weit über dasselbe hinaus, über ganz Deutschland und über solche Länder, die zum deutschen Reiche gehörten, wie über Preußen, Livland und den deutschen Orden daselbst. Sie stellten sich als oberste und höchste Gerichte des deutschen Reichs dar; sie erklärten die Acht, die sie aussprachen, für eine allgemeine Reichsacht; sie maßten sich an, ganz fremde Unterthanen von der Obrigkeit, unter wel-

cher sie standen, abzurufen, sie nach Westphalen zu laden, die, welche nicht erschienen, als Ungehorsame zu verfehmen, und selbst den, der Verfehmte aufnahm und schützte, auch wenn er ihrem Gerichtszwange nicht unterworfen war, in die Acht zu erklären. So wurden im funfzehnten Jahrhundert ganze Städte vorgeladen und auf andere Weise geplagt, wie Görlitz, Erfurt, Augsburg, Mühlhausen; so mehrere Fürsten, wie Herzog Heinrich von Baiern und Wilhelm Herzog von Sachsen; ja im Jahre 1470 wagte es der Freistuhl zu Wünneburg im Paderbornschen den Kaiser Friedrich III., dessen Kanzler Ulrich, Bischof von Passau, und alle Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts vorzuladen, weil letzteres verschiedene Freigrafen und deren Stuhlherrn, den Grafen Walrabe von Waldeck, in die Acht erklärt hatte. Da nun der Kaiser ausblieb, ward es in einer zweiten, nachdrücklichen Ladung bedeutet, "daß seine Ehre und sein "Leben daran hingen, wenn er nicht erscheine und "seine Sache ausführe, indem das Recht bei Nicht- "befolgung des Befehls seinen Fortgang nehmen "werde*)." — Ueberhaupt wollten die Fehmgerichte dem Kaiser nur dann Gewalt über sich lassen, wenn er wissend wäre.

Solche Anmaßungen behaupteten sie vornehmlich durch die Furcht, die sie um sich verbreiteten. Durch

*) s. Kopp, S. 138. Berk, S. 403.

Durch die Menge von Freischöppen, die in allen Theilen des deutschen Reichs bis nach Preußen und Livland hin zerstreut waren, wußten sie ihre Urtheile, wie ungerecht diese auch seyn mochten, zu vollstrecken. Selbst Fürsten und Herren mußten für ihr Leben besorgt seyn, wenn unter ihren Vasallen und Dienern heimliche Schöppen sich befanden. Daher ließen sich mehrere Fürsten und geistliche und weltliche Große unter die Freischöppen aufnehmen, so daß im funfzehnten Jahrhundert die Zahl derselben sich über hunderttausend belaufen haben soll. Alle diese aber waren kraft ihres Eides verbunden, dem Geächteten aufzulauern, und ihn und dessen Beschützer, wo sie deren mächtig werden konnten, aufzuknüpfen. Nicht zu verwundern ist es also, daß nicht nur Westphalen, sondern ganz Deutschland vor ihnen zitterte, und daß man sich kaum getrauete, laut und unbefangen von ihnen zu reden. — Begünstigt und befördert wurde ferner ihre Furchtbarkeit durch den zerrütteten Zustand des deutschen Reichs, durch das wilde Toben des Faustrechts und durch den Mangel an zusagender Rechtspflege. Als Reichsgerichte noch nicht bestanden und die bestehenden Landgerichte so wenig als die Kaiser Schutz ertheilen konnten, da mußten die Fehmgerichte als ein Schirm des Schwächern gegen die Willkür des Stärkern willkommen seyn, weil sie schnell, mit Nachdruck, und ohne

Ansehn der Person verfuhren, weil sie Recht schafften, wo kein Recht zu finden war, und weil sie durch ihre Heimlichkeit den Kläger der Rache des Missethäters und seines Anhangs entzogen. — Hierzu kam noch, was in den Zeiten des Mittelalters besonders wichtig war, daß die Geistlichkeit, die von dem Gerichtszwang der Fehmgerichte gesetzlich befreit war, und an der Spitze derselben einen Prälaten, den Erzbischof von Cöln, sah, nichts gegen sie hatte; und daß selbst mehrere Kaiser ihre Anmaßungen begünstigten, theils weil sie nicht im Stande waren, dem Morden, Rauben und Plündern Einhalt zu thun, theils weil sie in den Fehmgerichten einen Damm gegen die zunehmende Landeshoheit der Fürsten und daher ein Erhaltungsmittel ihres Ansehns fanden.

Erst als die Fehmgerichte sich gegen die Kaiser selbst auflehnten, und die Kaiser darum das Anmaßende und Willkürliche derselben doppelt fühlten, fingen diese an, die Fehmgerichte zu beschränken, oder durch sogenannte Reformationen, die Mißbräuche und Anmaßungen derselben abzustellen. Dieß that zuerst der deutsche König Ruprecht von der Pfalz (1404), der namentlich die Rechte und Befugnisse eines deutschen Reichsoberhaupts im Betreff der Fehmgerichte festzusetzen suchte. Nach ihm versuchten Aehnliches die Kaiser Sigismund,

mund, Albrecht II., Friedrich III., aber ohne Erfolg: letztrer wurde sogar, wie schon erwähnt, von einem Freistuhl vorgeladen, und wußte solche Anmaßung nicht anders zu bestrafen, als daß er allen Reichsständen, die ihn darum baten, Befreiung von dem Gerichtszwange der Fehmgerichte ertheilte.

Doch was kaiserliche Reformationsversuche nicht vermochten, das bewirkten die Ausartungen der Fehmgerichte und die Umgestaltung des deutschen Reichs, — zwei Umstände, durch welche der Verfall und die allmähliche Auflösung derselben herbeigeführt wurde.

Während die Fehmgerichte nur auf Erweiterung ihrer Gewalt bedacht waren, versäumten sie es, Zucht und Ordnung in ihrem Innern zu erhalten. Die Freigrafen, sonst gerechte und ehrwürdige Männer, zeigten sich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts als verächtliche Menschen, die unter dem Vorwand der Gerechtigkeitspflege ihre Leidenschaften befriedigten und die schreiendsten Ungerechtigkeiten begingen. So wurden nun die Fehmgerichte, statt ein Schutz des Rechts zu seyn, ein Deckmantel des Unrechts, und aus einem Beförderungsmittel gesetzlicher Ordnung eine Störung derselben. Darum wendeten sich meist nur solche, die

die andern wehe thun wollten, an diese Gerichte; darum häuften sich Klagen auf Klagen über Verurtheilung und Hinrichtung unschuldiger Personen, über Plackereien, die Einzelnen und ganzen Städten zugefügt wurden; aber darum fingen auch die Stände an, sich gegen Anmaßungen der Fehmgerichte durch kaiserliche Befreiungen zu schützen, Bündnisse gegen sie zu schließen, und sich ihnen mit Gewalt zu widersetzen. Namentlich that dieß die Hanse: sie verbot ihren Bürgern, den Ladungen der Fehmgerichte Folge zu leisten, und irgend jemand bei denselben zu belangen. Durch solche Maßregeln mußte der Gerichtszwang der Fehmgerichte außerhalb Westphalens allmählich aufhören.

Wie nun durch innere Gebrechen der Verfall und das Ende der Fehmgerichte herbeigeführt wurde, eben so geschah dieß auch durch die Umgestaltung des deutschen Reichs am Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Dem Toben des Faustrechts ward durch den ewigen Landfrieden (1495) ein Ende gemacht; Reichsgerichte, wie das Reichskammergericht und der Reichshofrath, kamen auf, wo der Bedrängte die Rechtshilfe finden konnte, deren Mangel ihn sonst zu den Fehmgerichten getrieben hatte; eine genaue Gerichtsordnung, wie in peinlichen Fällen zu verfahren sey, die Karolina, eingeleitet auf den Reichstagen zu

Freiburg 1498 und zu Worms 1521, ward unter Karl V. 1532 aufgestellt. Und wie in dem deutschen Reiche überhaupt, so trat auch in den einzelnen Ländern Deutschlands eine gesetzmäßigere Ordnung ein. Die deutschen Fürsten fingen an, die Gesetze zu handhaben, und je mehr sie nach Landeshoheit strebten, desto mehr mußten sie auch nach eigenmächtiger Gerichtsbarkeit, dem Hauptmerkmahl der Landeshoheit, streben, und darum die Anmaßungen der Fehmgerichte, die ihrem Streben entgegen waren, zurückweisen. Jetzt also erschienen die Fehmgerichte eben so überlästig als entbehrlich. Das Bedürfniß, welches sie hervorgerufen hatte, war befriedigt. Dessen ungeachtet erfolgte der Untergang derselben sehr langsam. Noch spät im sechzehnten Jahrhundert trieben sie ihr Wesen, wenn gleich nur auf Westphalen eingeschränkt, und erst im siebzehnten Jahrhundert schliefen sie ein, ohne daß es einer besondern Verordnung zu ihrer Aufhebung bedurfte.

Gewiß waren diese Gerichte bei ihrem Entstehn, zu einer Zeit, wo Gewalt für Recht galt, und die gröbsten Verbrechen ungestraft begangen wurden, eine Wohlthat zu nennen. Sie reinigten das Land von Mördern und Räubern, sie setzten sich der Unsitte der Ordalien entgegen, sie machten ritterliche Gewalt und Strafrecht geltend, sie wirkten

ten den Zerrüttungen Deutschlands, der Willkür der Mächtigern und der Schutzlosigkeit der Schwächern kräftig entgegen. Erst bei ihren Anmaßungen und Ausartungen wurden sie, wie oben gezeigt wurde, nachtheilig und verderblich, und nicht bloß weil sie unter dem Schein Recht zu schaffen das schreiendste Unrecht begingen, sondern auch weil sie zur Entstehung anderer Gerichte Veranlassung gaben, die ihre Schrecknisse vermehrten, ohne ihr Gutes nachzuahmen. Indessen darf man bei allen Vorwürfen, die sie verdienen, nicht vergessen, daß viele der Gebrechen, die sie an sich trugen, aus dem Geiste ihrer Zeit und aus ihrer ursprünglichen, an sich lobenswerthen Bestimmung hervorgingen, und daß eben ihre Gebrechen dazu dienten, den Sinn für eine gesetzliche Rechtspflege und eine festbestimmte Rechtsordnung zu schärfen, so daß auch hier, wie so oft im Menschenleben geschieht, an dem Bösen das Gute begriffen wurde.

XVIII.

XVIII.

Friedrich der Gebissene.

Wichtig und anziehend ist die Lebensgeschichte des thüringischen Landgrafen Friedrichs des Gebissenen. Sie öffnet den Blick in die Zeiten, da Faustrecht und Gesetzlosigkeit in Deutschland am wildesten aufwogte, und tritt so dem Wahne entgegen, als ob die älteren Zeiten Deutschlands besser waren als die neueren; aber sie zeigt uns auch einen Helden, der von Kraftgefühl und Religiosität beseelt, kühn und heiter seine Bahn wandelt, und macht an ihm das Eigenthümliche ritterlicher Kraft und Sinnesart anschaulich.

Dieser Held, Friedrich der Gebissene, war der zweite Sohn Alberts des Unartigen, Landgrafen von Thüringen, und Margarethens, der Tochter Kaisers Friedrich II., geboren im Jahre 1257. Schon seine frühe Jugend wurde mit Schrecknissen und Widerwärtigkeit erfüllt. Seine Eltern lebten in Unfrieden, und ihre Ehe wurde durch wilde Leidenschaften zerrissen. Sein Vater, den der Beiname des Unartigen bezeichnet, war der frommen Margarethe abhold und untreu, und lebte mit einer ihrer Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, in unzüchtiger Vertraulichkeit. Schon hatte

sie

sie ihm einen Sohn, Apitz, geboren. Aber nicht zufrieden, den Landgrafen an sich gekettet zu haben, wollte sie auch seine Gemahlin heißen, und ihren Apitz zum Nachtheil der rechtmäßigen Söhne die Nachfolge verschaffen. Sie verband sich daher mit Albert gegen das Leben seiner Gemahlin, und ein gemeiner Mann, der täglich Lebensmittel auf die Wartburg brachte, ward unter Verheißung großer Geschenke bewogen, sich in das Gemach der Landgräfin zu schleichen, und sie im Schlafe zu erwürgen. Als aber der Verführte den anbefohlenen Mord vollziehen wollte, erwachte sein Gewissen. Weinend warf er sich vor Margarethen nieder, und entdeckte ihr, was ihn in ihr Schlafgemach geführt habe. Margarethe, erschrocken über diese Entdeckung, ließ sogleich ihren Hofmeister, den Schenk Albert von Vargula, rufen, und faßte auf dessen Rath den Entschluß zu entfliehen. Während nun Vorkehrungen hierzu getroffen wurden, ging sie zu den Schlafstellen ihrer Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann, und küßte einen nach dem andern unter heißen Thränen. Besonders lieb war ihr der zweite, Friedrich, damals im dreizehnten Jahre. Ihn küßte sie mit unersättlicher Inbrunst, und als ihre Freunde in sie drangen zu eilen, biß sie ihn in die Wange. Von diesem Bisse, dem bleibenden Merkmahle der innigsten Mutterliebe und Mutterwehmuth hat Friedrich den Beinamen des

Ge=

Gebissenen erhalten. — Margarethe aber, in einem Korbe von der Mauer der Wartburg heruntergelassen, entkam mit vier Personen (24. Jun. 1270), und gelangte unter Vergünstigung der Aebte von Hersfeld und Fulda nach Frankfurt. Hier wurde sie als Tochter eines einst hochangesehenen Kaisers ehrenvoll empfangen und behandelt. Aber tiefer Gram nagte an ihrem Innern, Weltgepränge war ihr zuwider; sie ging daher in das dasige Katharinenkloster und starb daselbst nach einem Monate (2. Aug. 1270).

Albert war froh ihrer entledigt zu seyn; aber um seine Frevelthat zu beschönigen, ließ er ausstreuen, sie sey mit einem seiner Ritter entflohen. Und nicht lange darauf, als er die Nachricht von ihrem Tode erhalten hatte, vermählte er sich mit seiner Buhlerin, Kunigunde von Eisenberg, und suchte dem Bastard, den diese ihm geboren, den Rang eines rechtmäßigen Sohnes zu verschaffen. Damals war es Sitte, daß Mütter, um den Kindern, die sie vor eingegangener Ehe geboren hatten, die Rechte gesetzmäßiger Kinder zu verschaffen, sie während der Trauung unter ihrem Rock oder Mantel verborgen hielten: weshalb man solche Kinder Mantelkinder nannte. So hielt auch Kunigunde während der Trauung ihren Apitz unter ihrem Mantel versteckt; Albert aber wirkte, um dessen Anerken-

kennung zu bestätigen, eine kaiserliche Vollmacht für ihn aus. Doch während er nur seinen Leidenschaften nachhing, vergaß er ganz seiner Söhne erster Ehe. Nie erfuhren sie von ihm Beweise der väterlichen Zuneigung; er sorgte nicht einmal für ihren Unterhalt, ja er ging damit um, ihnen ihr künftiges Erbe zu entziehen. Dagegen nahm ihr Oheim, der Markgraf Diedrich, Herr des Osterlandes*), sich ihrer an, und ersetzte ihnen den Vater. Er beredete seinen Bruder, den Landgrafen Albert, die Prinzen Heinrich, Friedrich und Diezmann ihm zu überlassen, nahm sie mit sich auf seine Burg Landsberg und erzog sie daselbst mit seinem einzigen Sohn Friedrich Tuta oder dem Stammler. Späterhin nöthigte er Alberten, dem ältesten Sohn, Heinrich, das Pleißnerland, das Mitgift Margarethens, und dem zweiten, Friedrich, die Pfalzgrafschaft Sachsen abzutreten.

Nachdem nun diese Prinzen und unter ihnen besonders Friedrich der Gebissene unter solcher Leitung zu tüchtigen Kriegern aufgewachsen waren, und schon in mehreren Fehden des Glückes Gunst und Ungunst erfahren hatten, geriethen sie mit

*) Osterland hieß der District zwischen der Saale, Elster und Mulde. Zu diesem gehörte die Burg Landsberg, wo sich Diedrich gewöhnlich aufhielt, weshalb er auch Markgraf von Landsberg genannt wird.

mit ihrem Vater in einen unnatürlichen Krieg, der sich, kurze Ruhepunkte abgerechnet, eine lange Reihe von Jahren hindurch zog. Die eigentliche Ursache dieses Kriegs lag in dem pflichtvergessenen Betragen des Landgrafen Alberts. Aber auch die Söhne waren nicht frei von Schuld; ihr kriegerischer Ungestüm trieb sie zu Gewaltthätigkeiten, die dem kindlichen Gemüthe immer fremd bleiben. Doch wie konnten sie in Alberten ihren Vater ehren, da sie nie den Vater in ihm erkannt hatten?

Im Jahre 1281 entbrannte zuerst dieser Krieg, anfangs unglücklich für die Söhne. Heinrich wurde aus seiner Besitzung, dem Pleißnerlande, vertrieben (1281), und starb, ohne sie je wieder zu erhalten (1282), Friedrich der Gebissene aber wurde in einem Gefechte bei Weimar von dem Grafen von Käfernburg gefangen (1281), und zu seinem Vater auf die Wartburg gebracht. Ein Jahr lang mußte er hier in harter Gefangenschaft schmachten: sein Vater, heißt es, wollte ihn verhungern lassen; und befreit wurde er nur durch einige seiner Diener im Einverständniß mit Dienern seines Vaters. Welchen Fortgang hierauf der Krieg nahm, läßt sich nicht genau bestimmen. Wahrscheinlich aber ist es, daß die Söhne zuletzt glücklicher waren, und daß unter Vermittelung der Vasallen im Jahr 1286 der Friede dahin zu Stande kam,

kam, daß Landgraf Albert dem ältern Sohn Friedrich dem Gebissenen die Pfalzgrafschaft Sachsen, und dem jüngern Diezmann das Pleißnerland aufs neue zusicherte, und beiden 900 Mark Silber zu zahlen versprach. — Während dieses Krieges war Markgraf Diedrich von Landsberg gestorben (gegen Ende des Jahres 1284), ferner auch Kunigunde von Eisenberg (1286), und vielleicht hatte der Tod dieser Unheilstifterin zur Aussöhnung des Vaters mit den Söhnen beigetragen.

Allein schon im Jahre 1288 brach der Krieg wieder aus, als nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten, des Vaters Albrechts des Unartigen (st. 15. Febr. 1288), die beiden Brüder Friedrich und Diezmann dessen Hinterlassenschaft, Meißen und die Lausitz, in Anspruch nahmen, ohne auf die Rechte zu achten, welche ihr Vater und ihr Vetter, Friedrich Tuta, auf diese Hinterlassenschaft hatten. Dießmal waren die Brüder glücklich. Diezmann entriß seinem Jugendfreund Friedrich Tuta die Lausitz; Friedrich der Gebissene nahm seinen Vater zwischen Eisenach und Gotha gefangen. Er brachte ihn nach Landsberg, dann nach Rochlitz. Hier kam es, wahrscheinlich abermals auf Vermittelung der Vasallen, zu einem Vergleich (1. Jan. 1289), kraft dessen Landgraf Albert der Unartige gegen Abtretung mehrerer

Städte

Städte im Meißnischen die Freiheit erhielt. Nun aber verfuhr er mit seinen Besitzungen ganz willkürlich; er veräußerte und verpfändete, was er konnte, und suchte seinem Liebling Apitz Geld und Güter zuzuwenden. Darüber kam es zwischen beiden Theilen zu neuen Feindseligkeiten (1289), die jedoch bald wieder beschwichtiget wurden, als der damalige deutsche König Rudolf von Habsburg, um Räubereien und Befehdungen abzustellen, auch nach Thüringen kam und Ruhe gebot (1289). Bald darauf mußte Albert seinen Söhnen zu Eisenach (5. Aug. 1290) feierlich geloben, ohne ihre Einwilligung von seinen Besitzungen nichts zu veräussern und zu verpfänden, noch seinem Liebling Apitz ein Erbtheil anzuweisen.

Aber auch jetzt war der Friede nicht von Dauer! Denn da nach dem Tode Friedrichs Tuta (16. Aug. 1291) Friedrich der Gebissene und Diezmann dessen Länder unter sich theilten, ohne auf ihres Vaters Ansprüche zu achten: so entzündete dieser einen neuen Krieg; und da eine frühere Erfahrung ihn überzeugt hatte, daß er allein gegen seine Söhne nichts auszurichten vermöchte: so rief er den Markgrafen von Brandenburg Otto IV., und den Fürsten Bernhard von Anhalt gegen sie herbei. Doch vergebens! Friedrich und Diezmann siegten über beide (1293).

Voll

Voll Aergers über dieß Fehlschlagen seiner Hoffnungen und unablässig in seinem Hasse gegen seine Söhne, faßte nun Albert der Unartige den Gedanken, um ihnen alles das Seinige zu entziehen, seine Länder und Ansprüche zu verkaufen. Er trat daher mit dem Nachfolger Rudolfs von Habsburg, dem deutschen König Adolf von Nassau, in Unterhandlung, und verkaufte ihm auf dem Reichstag zu Nürnberg (1293) Thüringen und seine Ansprüche auf Meissen für 12,000 Mark Silber. Doch hatte er sich wahrscheinlich den Besitz der Wartburg auf Lebenszeit vorbehalten. Gegen diesen Verkauf erklärten sich Friedrich und Diezmann: hatte doch ihr Vater noch vor kurzem feierlichst angelobt, ohne ihre Einwilligung von seinen Ländern nichts zu veräussern. Auch die Vasallen wollten dem König Adolf nicht huldigen. Dieser beschloß also, sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz der erkauften Länder zu setzen. Auf drei Feldzügen (1294, 1295 und 1296) eroberte er einen großen Theil von Thüringen, dann das Osterland und zuletzt fast die ganze Markgrafschaft Meissen; aber der abscheuliche Frevel, der von seinem Heere verübt wurde, machte ihn und seinen Anhang verhaßt, und bald darauf verlor er im Kampfe mit Albrecht von Oestreich, dem Sohne Rudolfs von Habsburg, Thron und Leben (1298). Indessen war Friedrich mit seinem Bruder Diezmann

mann in solche Noth gerathen, daß seine ganze Habe einst nur in drei Pferden bestand. Doch gleich nach Adolfs Abzug erhob er sich von neuem. Er zog wieder Kriegsgefährten an sich, überrumpelte zur Nachtzeit die feste Burg Rochlitz, nahm den Grafen Heinrich von Nassau, den Adolf als Feldherrn zurückgelassen hatte, bei Döbeln unversehends gefangen, und zwang denselben, ihm mehrere feste Plätze wieder herauszugeben. Als dann nach Adolfs Tode Graf Heinrich in das Nassauische entfloh, fielen fast das ganze Meißner- und Osterland, bis auf Freiberg und Meißen ihm von neuem zu, und er besaß dieses Land unangefochten bis zum Jahr 1307, wo der Krieg sich abermals erneuerte.

Albrecht I., Adolfs Nachfolger auf dem deutschen Throne, verfuhr bei der Eigennützigkeit, die ihn beseelte, mit dem Erbe Friedrichs und Diezmanns als wie mit eignem Besitzthum, behauptend, es sey durch Adolfs Kauf zur deutschen Krone gebracht worden. Um indessen den Schein des Rechts, nach welchem auch die Ungerechtigkeit zu streben pflegt, für sich zu gewinnen, beschied er im Jahr 1306 den alten Landgrafen Albert und dessen Söhne zu einer Reichsversammlung nach Fulda, wo er über Thüringen entscheiden wollte. Albert erschien, aber nicht dessen Söhne; sie fürchteten verrätherische

Nachstellungen. Darauf beschloß Albrecht I. Krieg gegen sie, und schickte im Frühling des Jahres 1307 ein großes Heer zu ihrer Unterdrückung ab. Dieses Heer, größtentheils aus Schwaben oder Süddeutschen bestehend, drang in das Osterland, bemeisterte sich daselbst mehrerer Städte, und lagerte sich zu Lucca im Altenburgischen. Dagegen hatte Friedrich, vereint mit seinem Bruder Diezmann, alle seine Mannen, Ritter und Söldlinge, Bürger und Bauern, und überdieß eine Hilfsschaar von 300 braunschweigischen Reitern, zu Leipzig versammelt. Sein feuriger Muth trieb ihn an, dem stolzen Feinde entgegen zu gehen, und ihn in dem Lager bei Lucca anzugreifen; aber zugleich fühlte er auch das Gewagte dieses Unternehmens, und wie sehr er dazu des göttlichen Beistandes bedürfe. Er hielt daher mit seinem ganzen Heer einen allgemeinen Bettag, beichtete, genoß das heilige Abendmahl, und nun erst brach er auf zu einer Schlacht, die das Schicksal Meißens, des Osterlandes und Thüringens entscheiden sollte (31. Mai, 1307). Mit verachtendem Stolze blickten des Königs Truppen auf sein Herbeirücken. Sie hielten seine Schaaren für zusammengelaufenes Bauernvolk, und kräftig wiesen sie den ersten Anprall des thüringischen und osterländischen Fußvolks, das den Vortrab bildete, zurück. Als aber Friedrich mit den osterländischen und sein Bruder Diezmann mit den

meiß-

meißnischen Reitern eindrang, wurden sie in wilde Unordnung gebracht, und nach fünfstündiger Schlacht völlig geschlagen. Auf 3600 derselben wurden getödtet, die übrigen flohen nach den festen Städten Borna, Altenburg und Frohburg, aber noch viele von ihnen fanden auf der Flucht den Tod. Die erschütterndste Furcht hatte sich ihrer bei so unerwarteter Niederlage bemeistert. Daher erzählt die Sage, die Flüchtigen hätten die Pferde aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, und sich in die leeren Bäuche versteckt; oder sie hätten sich in Backöfen verkrochen, und in einem derselben hätte ein altes Weib fünf Schwaben mit einer Ofengabel gespießt. Auch wurde von nun an von denen, die sich unbedachtsam großen Gefahren aussetzen, sprichwörtlich gesagt: "Es wird dir gehen, wie den Schwaben bei Lucca."

Aber je größer die Niederlage und Niedergeschlagenheit des Feindes war, um so größer und herrlicher erschien der Sieg Friedrichs des Gebissenen. Mit lautem Jubel wurde er in Leipzig empfangen, als er nach der Schlacht dahin zurückkehrte. Er selbst gedachte in der Fülle der Freude des Gebers derselben: er dankte Gott für den verliehenen Sieg, und verehrte den Kirchen einen Theil der Beute. Aber er vergaß auch nicht, den Sieg zu benutzen. Gleich darauf zog er wie-

der aus, und bemeisterte sich der Städte Pegau, Borna, Frohburg und anderer, die vorher von den königlichen Truppen besetzt worden waren. Doch war nicht alle Gefahr vorüber. König Albrecht I. gab seine Plane auf Thüringen und Meißen nicht auf; vielmehr kam er im Jan. 1308 nach Eisenach, um hier, in einer ihm befreundeten Stadt, neue Kriegsrüstungen vorzubereiten. Aber er konnte sie nicht zur Ausführung bringen; denn noch in demselben Jahre wurde er von seinem Neffen, Johann von Schwaben, getödtet (1. Mai 1308). Nun erst ergaben sich Friedrich'n alle die Städte, die bisher gegen ihn gewesen waren, und selbst Eisenach, das ihm am hartnäckigsten widerstanden hatte; kurz, nun erst wurde er Herr des Thüringer- und Meißnerlandes, und nun erst nahm er den Titel Landgraf an. Hierbei kam es ihm zu Statten, daß der neue deutsche König, Heinrich VII., ein billiger und Gerechtigkeit liebender Herr war. In einem durch Schiedsrichter abgeschlossenen Vertrag zu Prag (19. Dec. 1310) entsagte dieser allen Ansprüchen, die Albrecht I. als Reichsoberhaupt auf Thüringen und Meißen gemacht hatte, und belehnte dagegen Friedrich den Gebissenen mit diesen Ländern. Begründet aber und befördert wurde dieses Glück, das Friedrich in Rücksicht seiner äusseren Verhältnisse hatte, durch die glückliche Umänderung, die inzwischen in Rücksicht seiner Familien-Verhältnisse eingetreten war.

Gleich

Gleich nach dem Tode Adolfs von Nassau hatte sich Albert der Unartige mit seinen Söhnen wieder ausgesöhnt (1298). Von dieser Zeit an waren sie zu ihm auf die Wartburg gekommen, und hatten gemeinschaftlich mit ihm Urkunden ausgestellt. Der Tod seines Lieblings Apitz, der sich um diese Zeit ereignete (1299 oder 1300), scheint zu dieser Aussöhnung mit beigetragen zu haben. Befestiget aber wurde sie durch folgendes Ereigniß. Elisabeth, seit 1290 dritte Gemahlin Alberts des Unartigen, eine geborne Gräfin von Castell, hatte von ihrem ersten Gemahl, dem Grafen Otto von Arnshaug, eine gleichnamige Tochter, welche auf dem Schlosse Arnshaug in Unschuld und Schönheit aufblühete. Friedrich sah sie, entbrannte für sie, und beschloß sie zu heurathen*). Ihre Mutter war dagegen, vielleicht weil Elisabeth, damals erst 14 Jahr, noch in zu zartem Alter war; aber er, rasch und leidenschaftlich bei allem, was er begann, setzte sich mit List und Gewalt in den Besitz der Geliebten. Als sie an einem Festtage aus dem Schlosse Arnshaug in die nahe Kirche gehen wollte, brach er aus dem Walde hervor, ergriff sie und brachte sie samt ihren Dienerinnen nach Gotha. Von hier aus meldete er das Geschehene ihrer Mut-

*) Schon im Jahre 1282 hatte sich Friedrich der Gebissene mit Agnes Gräfin von Tyrol vermählt; aber diese seine erste Gemahlin war 1292 kinderlos gestorben.

Mutter, bat um Verzeihung, und vollzog, als er diese erhalten hatte, seine Vermählung (24. Aug. 1301). Von nun an ward die ältere Elisabeth, seine Stief- und Schwiegermutter, seine größte Freundin und die Beförderin seiner Plane. Dieß zeigte sich besonders bei folgender Gelegenheit.

König Albrecht I. hatte im Jahre 1306, sobald er entschlossen war, die Prinzen Friedrich und Diezmann zu bekriegen, den Eisenachern, die seinen Schutz angeflehet hatten, den Grafen von Wildenau samt einigen Truppen zum Oberbefehlshaber zugesendet. Dieser, ein tüchtiger Kriegsmann, setzte nicht nur Eisenach in wehrhaften Stand, sondern begann auch die Belagerung der Wartburg. Da rief die Landgräfin Elisabeth, die sich mit ihrem Gemahl, Albert dem Unartigen, und ihrer Tochter, der Gemahlin Friedrichs, auf der Wartburg befand, letztern zur Vertheidigung derselben herbei. Er kam mit funfzehn Gefährten, verbarg sich mit ihnen in eine nahe Höhle, die noch heutiges Tages das Landgrafenloch heißt, erstieg dann mit ihnen unbemerkt zur Nachtzeit die Südseite der festen Burg und betrieb die Vertheidigung derselben mit solchem Nachdruck, daß sich Graf Wildenau mit den Eisenachern zurückziehen mußte. Doch kaum hatte dieser aus den benachbarten Städten, Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt Hilfstruppen an sich gezogen,

als

als er die Belagerung der Wartburg erneuerte. Jetzt kam diese in großes Gedränge: es fehlte ihr an Truppen und Lebensmitteln, und tief bekümmerte es den frommgläubigen Friedrich, daß die Tochter, die ihm um dieselbe Zeit auf der Wartburg geboren worden war, aus Mangel an Priestern nicht getauft werden konnte. Er faßte daher den Entschluß, die Wartburg fast auf eben so kühne Art wieder zu verlassen, als er sie bestiegen hatte. Er ließ die Amme samt dem neugebornen Kinde am achten Tage nach dessen Geburt auf ein Pferd setzen, sammelte zehn tapfere Ritter um sich, und ritt mitten in der Nacht auf einem unbewachten Pfade aus der Wartburg. Doch bald erkundschafteten die Belagerer seinen Abzug und schickten ihm eine Anzahl Reiter nach. Er war ihnen voraus; aber Vaterzärtlichkeit und kühnes Selbstvertrauen hielt ihn auf. Das Kind, dürstend nach der Amme Brust, fing an zu schreien. Sogleich hielt er stille, und befahl der Amme, die Dürstende zu stillen. "Halt," rief er aus, "das Kind muß trinken, und sollte es auch das Thüringerland kosten!" Während nun das Kind an der Amme Brust lag, näherten sich die Feinde; aber Furcht vor dem Helden scheuchte sie zurück. So gelangte Friedrich glücklich nach dem Schlosse Tenneberg, wo er seine Tochter durch den Abt von Reinhardsbrunn taufen und nach dem Namen der Mutter und Großmutter

Eli=

Elisabeth nennen ließ. Darauf brachte er mit Beihilfe seines Bruders Diezmann und seines Schwagers, Herzogs Heinrich von Braunschweig, 336 Reiter und 100 Wagen mit Lebensmitteln zusammen, und kam mit solchen glücklich auf die Wartburg zurück. Sogleich änderte sich hier die Lage der Dinge. Die Belagerer mußten zurückweichen, und ihr Anführer, Graf Wildenau, gerieth am Weihnachtsfeste 1306 in Gefangenschaft. Darauf nöthigte Friedrich am Anfange des folgenden Jahres 1307, im Einverständniß mit seiner Schwiegermutter, seinen Vater, ihm die ganze Landgrafschaft Thüringen abzutreten und die Wartburg zu verlassen. Von nun an lebte Albert der Unartige, von allem Antheil an der Landesregierung ausgeschlossen, zu Erfurt, wo er (erst am 19. Nov. 1314) 73 Jahr alt starb.

So war also Friedrich kurz vor der Schlacht von Lucca Herr der Landgrafschaft Thüringen geworden (1307), und noch am Schlusse dieses Jahres bot sich ihm eine andere Veranlassung dar, seine Besitzungen abermals zu vermehren. Sein Bruder Diezmann, der mit ihm den Rettungssieg bei Lucca erfochten hatte, wurde, als er in der Christnacht 1307 in der Thomaskirche zu Leipzig sein Gebet knieend am Altare verrichtete, von einem Meuchelmörder tödtlich verwundet. Wenige Tage dar-

darauf starb er. Friedrich, der mit ihm in brüderlicher Eintracht gelebt hatte, rächte diesen Mord, aber versäumte auch nicht, die Vortheile zu benutzen, die ihm derselbe zuführte. Denn da Diezmann kinderlos gestorben war, so brachte er dessen Länder und Städte an sich, und vereinigte so fast alles, was einst sein Großvater, Heinrich der Erlauchte, besessen hatte.

Doch bald erhoben sich neue Fehden. Waldemar, Markgraf von Brandenburg, machte ihm den Besitz der Lausitz, Meißens und der Mark Landsberg streitig. Darüber gerieth er mit diesem in einen Krieg (1311—1317), der unglücklich für ihn ausfiel. Er wurde (im Jan. 1312) bei Großenhain gefangen und nach Tangermünde gebracht, wo er in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Sein Unglück gab seinen Feinden Muth. Die Erfurter, dann die von Nordhausen und Mühlhausen und die Aebte von Fulda und Hersfeld überfielen an mehreren Orten sein Land, verwüsteten es und schleiften mehrere seiner Burgen. Um nicht alles zu verlieren, mußte er seine Loslassung unter sehr harten Bedingungen erkaufen. Er mußte versprechen, die ganze Lausitz abzutreten, 32,000 Mark Silber als Lösegeld zu zahlen, und dazu mehrere Städte im Meißnischen als Unterpfand einzusetzen, endlich auch seine Tochter Elisabeth an Waldemars

Nef-

Neffen, Albrecht von Anhalt, zu vermählen und sie mit dem Osterland als Heurathsgut auszustatten. Einer Sage zufolge ward er durch die Treue seiner Vasallen der Erfüllung dieser harten Bedingungen überhoben. Seine Vasallen, heißt es, wollten nicht in die von ihm gemachten Zusagen willigen. Um sie dazu zu nöthigen, schickte Waldemar den gefangenen Friedrich mit einer zahlreichen Bedeckung an sie ab; aber diese Bedeckung ward von ihnen unterwegs überwältigt und Friedrich befreit. Einer der Vasallen soll davon samt seinen Nachkommen den Namen "Löser" erhalten haben. Doch fehlt es dieser Sage an sicherer Beglaubigung. Wahrscheinlicher ist es, daß Friedrich nur auf obige Bedingungen die Freiheit erhielt, daß aber diese Bedingungen durch spätere Unterhandlungen (1317) gemildert wurden (wobei jedoch die Lausitz und mehrere, an der Elbe gelegene Oerter den Brandenburgern verblieben), und daß es erst bei den Stürmen, die nach Waldemars Tode (1319) Brandenburg betrafen, Friedrich'n gelang, das ganze Meißnerland wieder an sich zu bringen. — Glücklicher war er gegen die übrigen Feinde. Denn kaum war er wieder in Freiheit, so trieb er die Aebte von Fulda und Hersfeld zurück, und nöthigte sie, ansehnliche Geldsummen zu zahlen. Eben so zwang er die Städte Mühlhausen und Nordhausen den ihm zugefügten Schaden zu ersetzen. Zuletzt

brachte

brachte er auch Erfurt in solches Bedrängniß (1316), daß es den in Anspruch genommenen, landgräflichen Rechten und Gütern entsagen und ausser andern Entschädigungen 10,000 Mark Silber als Strafe erlegen mußte.

In allen diesen Kriegen hatte sich Friedrich durch Muth und Kühnheit ausgezeichnet. Nie hatte er sich den Gefahren entzogen, vielmehr überall den Seinigen ein Beispiel kräftiger Anstrengungen gegeben. Freilich ward er dabei oft von stürmischen Leidenschaften hingerissen, und besonders mag man ihm gewaltsames Streben nach Herrschaft zum Vorwurf machen; aber gestehen muß man auch, daß etwas Großartiges in seinem Wesen lag, und daß er bei mehreren Gelegenheiten eine Zartheit des Gefühls offenbarte, die man bei einem so wildstürmenden Krieger nicht erwarten möchte. So hing er, um früher Erwähntes nicht zu wiederholen, mit Innigkeit an allem, was er als Gottesfurcht erkannte; so opferte er, um tapfere Freunde, die bei der Eroberung Freibergs durch König Adolf (1297) in dessen Hände gefallen waren, zu retten, Meißen und andere Städte auf; so erließ er nach dem Sieg bei Lucca, als er für die Losgebung der Gefangenen große Summen gewonnen hatte, allen seinen Unterthanen auf ein ganzes Jahr alle Abgaben; so gab er denjenigen kein Gehör, die nach

der Rückkehr der innern Ruhe ihm riethen, sich der Güter der Vasallen, die während des Krieges gegen ihn Parthei genommen hatten, zu bemächtigen. Und welche Regentensorgfalt bethätigte er, als seine letzten Jahre in Ruhe verstrichen. Er stellte die öffentliche Sicherheit her, zerstörte ausser andern Raubschlössern, die Schlösser Raspenberg und Eckartsberge in Thüringen (1321), beförderte den Anbau seiner durch Krieg verwüsteten Länder, und unterstützte nothleidende Unterthanen. Besonders sorgte er für seinen Lieblingssitz, die Wartburg. Hier ließ er die Gebäude, die ein zündender Blitzstrahl im Jahre 1317 verwüstet hatte, wieder aufführen, Gärten anlegen, in der Kirche zwei neue Altäre errichten, und den großen Saal mit Abbildungen der wichtigsten Auftritte seines Lebens ausschmücken.

Eine ungetrübte Heiterkeit des Geistes, die selbst durch die bittersten Unglücksfälle nicht zerrüttet werden konnte, hatte ihn sein Leben hindurch begleitet, weshalb er auch "der Freudige" genannt wird. Aber noch am Abend seiner Tage wurde er dieses schönen Eigenthums großer Geister verlustig. Veranlassung hierzu gab Folgendes. Im April des Jahres 1322 wurde zu Eisenach in seiner Gegenwart ein Schauspiel aufgeführt, das die biblische Erzählung von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen zum Inhalt hatte, und damit endigte,

daß

daß die thörichten Jungfrauen, vom Bräutigam ausgeschlossen, bitterlich weinend, die Hilfe der Heiligen und der Jungfrau Maria vergebens anriefen und keine Seligkeit fanden. Dieses Schauspiel machte einen qualvollen Eindruck auf das Gemüth des Landgrafen. Aufgewachsen und gealtert in dem Glauben an die alles vermögende Fürsprache der heiligen Jungfrau, wurde er durch das, was er hier sah und hörte, irre in diesem Glauben und voll Angst und Verzweifelung an der eigenen Seligkeit. "Was ist," rief er aus, "was ist der "Christen Glaube, und was ist unsre Hoffnung, "wenn der Sünder nicht einmal auf Fürbitten der "Mutter Gottes und aller Heiligen Gnade und "Vergebung erhalten kann?" Vier Tage lang ängstigte er sich ab mit solchen Zweifeln, da traf ihn am fünften Tage ein Schlagfluß, der ihn lähmte und der Sprache beraubte. In diesem jammervollen Zustande, ganz untüchtig zur Regierung, lebte er noch über zwei Jahre. Erst am 16. Nov. 1324 starb er, 67 Jahre alt.

XIX.

XIX.

Züge aus dem Leben Rudolfs von Habsburg.

Rudolf von Habsburg (geb. d. 1. Mai 1218, gest. d. 15. Jul. 1291) war ein Günstling des Glücks: denn ausser seiner Tapferkeit, Klugheit und Biederkeit verdankte er vorzüglich dem Glücke seine und seines Hauses Erhebung; aber das zeichnet ihn vor so vielen andern Günstlingen des Glückes aus, daß er in der Fülle desselben nie übermüthig, eroberungssüchtig oder anmaßlich wurde, sondern eben so bieder, einfach und leutselig blieb, als vor seiner Erhebung. Ein offenes und freudiges Ritterherz begleitete ihn sein ganzes Leben hindurch, und als Beherrscher Deutschlands glich er einem redlichen und verständigen Hausvater, der Ordnung in seinem Hause zu erhalten, sein Ansehn als Familienhaupt zu behaupten und den Wohlstand seiner Kinder zu begründen und zu erheben weiß. Eben darum geschah es, daß er die Achtung seiner Mit- und Nachwelt gewann, daß Fürsten, vorher größer als er, ihn nicht beneideten, daß das Volk ihn liebte, und daß, wie von seiner Mannhaftigkeit und Entschlossenheit, so auch von seiner Biederkeit und Freundlichkeit so vieles erzählt wird. Einige dieser Erzählungen mögen zur Bezeichnung dieses denkwürdigen Fürsten hier eine Stelle finden.

Ehe

Ehe Rudolf zum Oberhaupt des deutschen Reiches erwählt wurde, führte er, wie andere Ritter und Herren in den Zeiten der Gesetzlosigkeit und Verwirrung, die Waffen. In der Schweiz, im Elsaß und in Schwaben hatte er Fehden auf Fehden, bald um seine Besitzungen zu vergrößern, bald um seine Rechte zu verwahren und zu erweitern, bald um Städte gegen den Uebermuth geistlicher und weltlicher Großen zu schützen. Und dabei zeigte er so viel Entschlossenheit und Schlauheit, und wiederum so viel Biederkeit und Treuherzigkeit, daß er nicht nur seine Güter und Rechte vermehrte, sondern auch das Vertrauen und die Achtung seiner Nachbarn gewann: einige derselben, wie Zürich und Straßburg wählten ihn zu ihrem Schirmherrn, noch mehrere zu ihrem Schiedsrichter. Einst war er (um das Jahr 1272) mit dem Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, wegen einiger zu dieser Abtei gehörigen Lehnsgüter, wofür er die Huldigung nicht leisten wollte, in Streit gerathen, und schon stand der Abt, zum Kampf gerüstet, zu Wyl im Thurgau, als Rudolf die Nachricht erhielt, daß einige seiner Ritter zu Basel erschlagen worden wären. Diese Unthat forderte schnelle und blutige Rache; aber gefährlich schien es, zwei Kriege zugleich zu führen. Da sprach er ohne langes Ueberlegen zu seinen Rittern und Reisigen: "Findet ihr, daß es edler ist, Freunde zu rächen, als den

eig-

eignen Vortheil zu bedenken, so machen wir Frieden mit dem Abt von St. Gallen." Seine Freunde fanden dieß recht, und riethen ihm, Schiedsrichter zu wählen. Er aber antwortete: "Es bedarf keines Schiedsrichters; ich selbst will mich vertreten." Sogleich ritt er, nur von wenigen umgeben, nach Wyl. Dort saß der Abt mit vielen Herren und Rittern bei Tisch, über den Krieg gegen Rudolf sinnend, und gerieth in großes Erstaunen, als ihm gemeldet ward, daß sein Feind unbewaffnet und ohne Fried und Geleit in seine Burg komme. Rudolf aber trat mit der Zuversicht eines mannhaften Gemüths in den Speisesaal und sprach: "Herr Abt "von St. Gallen, genug des Haders, durch den "wir unsre Feinde vermehren! Ihr seyd mein "Lehnsherr, ich euer Dienstmann, der bereit ist, "sich in das zu fügen, was Schiedsrichter entschei-"den. Zwischen uns soll forthin kein Krieg seyn!" Der Abt, noch voll Erstaunens über das, was er sah und hörte, vermochte nicht zu antworten; doch bat er den Grafen, an seiner Tafel Platz zu nehmen*). Nun erzählte Rudolf, was zu Basel geschehen war, und schilderte dieß als eine Sache, die den ganzen Adel angehe, mit so eindringlicher Kraft, daß alle Anwesende ergriffen wurden. Kurz, die eben noch seine Feinde gewesen waren, wurden seine Freunde, und zogen mit ihm gemeinschaftlich gegen Basel.

Mit

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. L.



Rudolph I
behauptet kaiserliches Ansehn.



Mit Geistlichen war er in Fehden, wenn sie übermüthig, anmaßend oder seinen Rechten entgegen waren (weshalb er auch als Graf von Habsburg zweimal mit dem Kirchenbann belegt wurde); aber Ehrfurcht bewies er ehrwürdigen Priestern, ihrem Amte und der Religionsübung überhaupt. Auf einer Jagd in der Gegend seiner Stammfeste Habsburg begegnete er einst einem Priester, der einem Kranken das heilige Abendmahl reichen wollte. Der Weg war vom Regen verdorben, und ein angeschwollenes Waldwasser hinderte den Priester weiter zu gehen. Da stieg Rudolf von seinem Pferde, und bot es dem Priester an mit den Worten: "Es würde mir übel anstehen zu reiten, indeß der, welcher den Leib des Herrn trägt, zu Fuße geht." Als ihm nachher der Priester das Pferd zurückgeben wollte, weigerte er sich, es anzunehmen. "Wie "könnte ich," sprach er, "förderhin auf einem "Pferde reiten, das meinen Herr Gott getragen "hat." — Als der redliche Erzbischof Werner von Eppenstein (1262) nach Rom reisete, um dort das Pallium aus den Händen des Pabstes zu empfangen, gab ihm Rudolf zum Schutz gegen Räuber das Geleite von Straßburg bis über die Alpen, und gewährte ihm auch auf der Rückkehr Sicherheit und freundliche Bewirthung. Hierdurch gerührt, gelobte ihm Werner Vergeltung. Und der Erzbischof hielt, was er gelobte. Er vor-

 nehm-

nehmlich war es, der Rudolfs Thronbesteigung beförderte.

Während Rudolf Basel belagerte (1273), empfing er die Nachricht von seiner Erhebung auf den deutschen Thron (30. Sept. 1273). Er selbst ward durch das Unerwartete überrascht, und noch mehr seine Feinde. Unwillig schlug sich der Bischof von Basel vor die Stirn und rief: "Sitze fest, Herr Gott, oder Rudolf wird deinen Platz einnehmen!" Die baseler Bürgerschaft aber machte sogleich mit ihm Friede, öffnete ihm die Thore, und leistete ihm den Eid der Treue. Er ging darauf nach Mainz, wo er die Reichsinsignien in Empfang nahm bis auf das Reichsscepter, das in den Zeiten der Verwirrung abhanden gekommen war, und dann nach Aachen, wo er von dem Erzbischof von Cöln feierlichst gekrönt wurde (3. Nov. 1273). Gleich darauf forderte er die deutschen Fürsten auf, ihm wegen der Lande, die sie vom Reiche zu Lehen trugen, zu huldigen. Viele der anwesenden Fürsten suchten sich dieser Aufforderung zu entziehen, weil, wie sie sagten, das Reichsscepter fehle, auf welches diese Huldigung gewöhnlich geleistet wurde. Aber mit der Geistesgegenwart, die überall eingreifend wirkt, ergriff Rudolf ein nahes Kruzifix, hob es in die Höhe und sprach: "Dieses Sinnbild der Erlösung sey mir ein Scepter gegen alle, die mir

und

und dem Reiche treulos sind." Darauf reichte er das Kruzifix den Fürsten hin. Sie küßten es und leisteten darauf die verlangte Huldigung.

Das deutsche Reich war, als Rudolf den Thron bestieg, in der größten Zerrüttung. In den Zeiten des Interregnums hatte jeder, der Macht in sich fühlte, um sich gegriffen, Reichsgüter sich angemaßt, Schwächere unterdrückt, und alle Arten von Gewaltthätigkeiten und Räubereien verübt. Gesunken war die Achtung eines Reichsoberhaupts, verdrängt dessen oberrichterliche Gewalt, das Faustrecht herrschte, gesetzliche Ordnung schien verschwunden. Auch Rudolf war, wie schon bemerkt, in früheren Jahren dem Strom der Zeiten gefolgt; jetzt aber, da das Feuer seiner Leidenschaften abgekühlt war (er war bereits 55 Jahre alt), und er die Bedeutung der mit der Reichsregierung übernommenen Pflichten deutlich erkannte, jetzt trat sein Sinn für Recht und Ordnung kräftig und beharrlich hervor. Er schrieb daher den deutschen Fürsten, daß es sein Vorsatz sey, Ordnung und Ruhe in dem lang zerrütteten Reiche wiederherzustellen, und den Unterdrückten Schutz und Sicherheit wider die Gewaltthätigkeiten der Mächtigen zu verschaffen. Eben so schrieb er auch den Zollaufsehern: "Ich höre, daß ihr Reisende zu ungebührlichen "Abgaben zwingt, und unerträgliche Lasten ihnen

 auf-

"auflegt; aber ich sage euch, haltet eure Hände "rein vom ungerechten Gute, und nehmet nur was "euch zukommt; denn ihr sollt wissen, daß ich mit "aller meiner Macht mich bestreben werde, Gerech-"tigkeit zu üben, und Ordnung und Ruhe zu er-"halten." Bei solchen Worten ließ er es nicht bewenden, sondern bewährte sie durch die That. Theils durch Gewalt der Waffen, theils durch Drohungen zwang er den Herzog von Niederbaiern und die Grafen in Schwaben und Burgund zur Unterwerfung; aber vor allem richtete er seine Macht gegen den mächtigen, stolzen und kampflustigen Ottokar, König von Böhmen und Mähren und Herrn von Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Zweimal zog er gegen ihn: zuerst 1276, wo er ihn durch drohende Vorkehrungen nöthigte (2. Nov. 1276) auf die zuletzt genannten Länder zu verzichten, und für Böhmen und Mähren die Belehnung zu empfangen; dann (als Ottokar den Krieg erneuert hatte) im Jahre 1277, wo er in der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) Niederlage und Tod über ihn brachte. Nachdem er so den mächtigsten und gewaltsamsten der Ruhestörer überwältigt hatte, bekämpfte er auch die übrigen. Denn weit entfernt, seine Macht auf einem Kreuzzug, wie Pabst Gregor X. wünschte, oder auf einer Fahrt nach Italien, wie seine Vorfahren im Reich, zur Erlan-

gung

gung der Kaiserkrone zu vergeuden, gebrauchte er sie vielmehr, um das deutsche Reich im Innern wieder zu befestigen. Eben darum suchte er die Reichsgüter wieder zusammen zu bringen, das Ansehn eines Reichsoberhauptes und dessen oberrichterliche Gewalt zu erneuern, und sogenannte Landfrieden zu stiften, oder Verbindungen für gewisse Oerter und Zeiten zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und zur Verfolgung dessen, der sie störte. Schon im Jahre 1276 nöthigte er den Markgrafen von Baden und andere Große in Schwaben, Franken und Elsaß widerrechtlich eingezogene Reichsgüter herauszugeben, und die Städte in Freiheit zu setzen, die sie zur Unterwerfung gezwungen hatten. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (9. Aug. 1281) bewirkte er, daß jegliche Verleihung oder Veräusserung, die seit der Thronentsetzung Kaisers Friedrich II. vorgekommen wäre, für ungültig erklärt, und daß ein Landfriede für Franken aufgestellt und beschworen wurde. Auf gleiche Weise erneuerte er zu Mainz (Dec. 1281) einen Landfrieden für die Fürsten, Herren und Städte am Rhein, und zu Erfurt (1290) für Thüringen. Damit aber solche Verfügungen in Kraft kämen oder blieben, durchzog er selbst alle Gegenden Deutschlands, ließ die geschlossenen Landfrieden bestätigen, ernannte unbescholtene Männer zu Friedensrichtern, oder saß selbst zu Gericht, und gebrauchte, wo es nöthig

war,

war, die äusserste Strenge ohne Ansehn der Person. In Schwaben ließ er (1284) fünf Raubschlösser niederreissen, in Thüringen (1290) auf sechs und sechzig, und neun und zwanzig Räuber, die zu Ilmenau gefangen waren, hinrichten. Durch solchen Ernst wurde das Faustrecht beschränkt, Deutschland beruhigt, und Ordnung erneuert. Darum sagt auch ein gleichzeitiger Schriftsteller, Volcmar: "Ruhe und Friede folgte auf Krieg und Zerrüt"tung. Der Landmann nimmt den Pflug wieder "zur Hand, der lange Zeit ungebraucht im Win"kel lag; der Kaufmann, der aus Furcht vor Räu"bern zu Hause blieb, durchreiset jetzt das Land "mit größter Sicherheit, und die Räuber und Bö"sewichter, die zuvor öffentlich und ohne Scheu "herumschwärmten, suchen sich in wüsten Gegenden "zu verbergen."

Während Rudolf auf solche Art für den Wohlstand des deutschen Reiches sorgte, sorgte er zugleich auch für den Glanz und die Macht seines Hauses. Denn nicht genug, daß er sechs seiner Töchter mit angesehenen Fürsten vermählte*), so brachte

*) Rudolf hatte von seiner ersten Gemahlin, Gertrud, der Tochter Burkhards von Hohenberg, Grafen in Schwaben, die er 1240 geheurathet hatte, zehen Kinder, drei Söhne und sieben Töchter. Seine Söhne waren: **Albrecht**, **Rudolf** und **Hartmann**, von denen die beiden letzteren noch vor

brachte er auch Oestreich, Steiermark, Krain und die wendische Mark an sein Haus. Aber er handelte hierbei, wie in andern Stücken, als ein Gerechtigkeit und Ordnung liebender Herr. Zuvörderst bewarb er sich um die Einwilligung der deutschen Fürsten; dann fand er sich mit denen ab, welche auf die genannten Länder Anspruch machen konnten, und nun erst belehnte er mit denselben, auf dem Reichstage zu Augsburg (27. Dec. 1282), seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf. Späterhin (1. Jun. 1283) überließ er sie ersterem allein, auf Bitten der Stände, denen es lästig dünkte, zween Herzogen zu gehorchen.

In seinem ganzen Betragen zeigte er die Leutseligkeit und Einfachheit eines wahrhaft großen Mannes, und dabei eben so viel Munterkeit als Gerechtigkeitsliebe. Gern gönnte er auch Leuten vom

nie-

vor ihm starben (1290 u. 1281), und ersterer späterhin (1298) sein Nachfolger wurde. Von seinen Töchtern verheurathete er die älteste Mathilde, an Ludwig den Strengen, Pfalzgrafen in Oberbaiern, die zweite, Agnes, an Albert, Herzog von Sachsen, die dritte, Hedwig, an Otto, Markgrafen in Braudenburg, die vierte, Katharine, an Otto, Herzog von Unterbaiern, die fünfte, Jutta, an Wenzel, Ottokars Sohn, König von Böhmen, und die sechste, Clementia, an Karl II., König von Neapel; die siebente Euphemia, ward Nonne. — Nach dem Tode Gertrudens 1281 vermählte sich Rudolf, bereits 66 Jahre alt, zum zweiten Male (1284) mit Agnes, der Tochter Ottos, Grafen von Burgund. Diese Ehe blieb kinderlos.

niedrigsten Stande den Zutritt. Einst sagte er zu seinen Kriegsleuten, die einen armen Mann verhinderten zu ihm zu kommen: "Bin ich darum König geworden, um von andern Menschen entfernt zu leben?" Nur vor Schmeichlern, befahl er, solle man seine Thüre verschließen. "Sie sind Wölfe," sagte er, "die den Esel krauen, bis er einschläft, und dann ihn fressen." In früheren Zeiten war er heftig und auffahrend; späterhin zeigte er eine seltene Mäßigung. Als seine Freunde dieß bemerkten, gab er ihnen die treffliche Antwort: "Es hat mich wohl oft gereuet, was ich in auffahrender Hitze that; aber nie was ich mit Sanftmuth vollführte." Beweise solcher Sanftmuth gab er mehrere. Nach der heißen Schlacht auf dem Marchfelde wurde ein Ritter, der ihn in der Schlacht vom Pferde gestoßen hatte, gefangen vor ihn geführt. Man erwartete ein Todesurtheil zu hören. Er aber entließ den Gefangenen mit den Worten: "Da sey Gott vor, daß ich einem so tapfern Ritter das Leben raube!" — Späterhin hatte ihm bei einem Lustschießen ein Schütze unvorsätzlich die Hand verwundet. Viele von seinem Gefolge verlangten, daß der Schütze mit Verlust der rechten Hand bestraft werden sollte: Rudolf aber gab dieß nicht zu. "Hätte dieser Schütze," sprach er, "früher, ehe er mich traf, die rechte Hand verloren, so würde es mir dienlich gewesen

seyn;

seyn; jeßt aber kann es mir nichts nüßen, wenn man ihm die Hand abhauet." — Zu Mainz trat er einst in das Haus eines Bäckers, um sich zu wärmen; aber die Bäckersfrau, die ihn nicht kannte, überhäufte ihn mit Scheltworten, goß, da er nicht weichen wollte, Wasser auf ein glühendes Kohlenbecken, und trieb ihn so durch Rauch und Dampf aus dem Hause. Er lachte darüber, und rächte sich dadurch, daß er sich nachher der Bäckersfrau als Reichsoberhaupt zu erkennen gab, und ihr befahl, die Schmähungen, die sie gegen ihn ausgestoßen hatte, zu wiederholen. — Als seine zweite Gemahlin, die junge und schöne Agnes, Klage führte, daß der Bischof von Speier sie beim Aussteigen geküßt habe, so ließ er dem Bischof sagen: "derselbe solle das Agnus Dei küssen, aber seine Agnes ungeküßt lassen." — Nur gegen St. Gallen vergaß er den alten Groll nicht. Noch als Reichsoberhaupt behandelte er diese Abtei mit einer Härte, die dem Gewaltigen gegen den Schwächern nicht geziemt.

Einfach in seiner ganzen Lebensweise, war er auch einfach in seiner Kleidung. Er pflegte zu sagen: "Die Majestät bestehe im Prunk fürstlicher Tugenden, nicht im Prunk der Gewänder." Gewöhnlich trug er einen grauen Mantel, oft nur ein durchnähetes Wams, und einst sah man ihn das-

selbe

selbe mit eigenen Händen flicken. Nur wo es nöthig schien, sein Ansehn auch durch äussern Prunk zu behaupten, sah er auf Kleiderpracht. So verwendete er, als er mit dem Pabste Gregor X. im Jahre 1275 zu Lausanne zusammenkam, 900 Mark Silber oder auf 18000 fl., um sich und sein Gefolge prächtig zu kleiden. — Nicht minder war er auch in Speise und Trank genügsam. Als seine Soldaten auf einem Zuge gegen die Grafen von Burgund über Mangel an Lebensmitteln murrten, zog er eine Rübe aus dem Felde, schabte die daran hängende Erde ab, und verzehrte sie im Angesicht seines Heeres mit den Worten: "Wo sich noch solche Speise findet, werden wir nicht Hungers sterben. Nur vorwärts! Haben wir den Sieg, dann finden wir auch Vorräthe in den Kornhäusern der Feinde!" Als er nach dem Siege auf dem Marchfelde (1278) in Mähren und Böhmen vordrang, litt sein Heer großen Durst. Nur für ihn konnte man ein Gefäß voll Wasser aufbringen. Er aber wies es zurück, wie einst Alexander in gleicher Lage. "Ihr alle," sprach er, "habt für mich gefochten, so will ich nun für euch alle dürsten, und nichts voraus haben vor dem Geringsten unter euch." — Obgleich unter den Waffen erzogen und an ein kriegerisches Leben gewöhnt, hatte er doch Gefühl für den Werth der Wissenschaften. Als ihm, da er noch Graf war, einst ein Gelehrter

ter zu Straßburg ein Werk überreichte, das eine Schilderung des Kampfes der Deutschen gegen die Römer enthielt: so gab er diesem Schriftsteller die goldene Kette, die er um den Hals zu tragen pflegte. Einer seiner Begleiter murrte über dieses Geschenk als über eine unzeitige Großmuth. Er aber erwiederte: "Verdiente Männer, die unsere Thaten loben, begeistern uns zu neuen Edelthaten. Könnte ich nur mehr lesen, und Gelehrten etwas von dem geben, was ich an so viele untüchtige Kriegsleute verschwenden muß!"

Durch so viele Tugenden, als Rudolf in sich vereinigte, hat er bei geringen Mitteln mehr ausgerichtet, als andere bei vielen Mitteln durch stürmische Gewalt. Und so kann sein Beispiel zeigen, daß es, um Gutes und Großes zu bewirken, weniger der Macht bedarf, als dessen, was alle sich aneignen können, redlicher Gesinnungen und edelmüthiger Festigkeit.

XX.

XX.
Die Ermordung Albrechts I.

Eine dringende Warnung vor Habsucht und Herrschsucht enthält das Leben und Ende des deutschen Königs Albrecht I. Er, der älteste Sohn und zweite Nachfolger Rudolfs von Habsburg, hatte und that manches Lobenswürdige: er war thätig, entschlossen und tapfer, wie sein Vater, er hielt das kaiserliche Ansehn aufrecht, befestigte den Landfrieden und zwang die Fürsten am Rhein, die Schiffahrt auf diesem Strome frei zu geben; aber ihm fehlte seines Vaters Milde, Leutseligkeit und Biederkeit, er war finster, verschlossen, herrisch und habsüchtig. Sein Vater hatte Mäßigung im Glücke gezeigt, hatte nicht bloß Länder, sondern auch Herzen zu gewinnen gewußt, und so war ihm das Streben nach Vergrößerungen nicht übelgedeutet worden; Albrecht dagegen ohne Mäßigung, und unbekümmert um Liebe und Anhänglichkeit, stieß durch Härte und Selbstsucht die Herzen Vieler von sich, und so verfehlte er nicht nur das Ziel seines Strebens (Unglück verfolgte ihn im Unrecht), sondern er verlor auch die Achtung der Mit- und Nachwelt, und bereitete sich ein schaudervolles Ende.

Un-

Unter den Vielen, die seine Herrsch- und Ländergier beleidigte, war vorzüglich sein Neffe Johann von Schwaben gegen ihn erbittert. Dieser Johann, nicht bösartig, aber unbesonnen und leidenschaftlich, war der einzige Sohn jenes Rudolfs, dem (gemeinschaftlich mit Albrecht) sein Vater König Rudolf erst das Herzogthum Oestreich, dann das Herzogthum Schwaben, oder richtiger die habsburgischen Herrschaften und Vogteien in Helvetien, Elsaß und Schwaben (die einen Theil des aufgelöseten Herzogthums Schwaben ausmachten) übertragen hatte. Die Mutter war Agnes, die Tochter Ottokars, einst Königs von Böhmen. Erst nach seines Vaters Tode ward Johann zu Prag geboren (1289). Daselbst ward er unter den Augen seines Oheims mütterlicher Seits, Wenzel II., erzogen, bis ihn Albrecht, sein Oheim väterlicher Seits, der die Verwaltung seiner Erbgüter übernommen hatte, zu sich nahm. Hier zum Jüngling herangereift, forderte er mehrmals theils in Person, theils durch Andere die Herausgabe seiner Erbgüter, wahrscheinlich der Grafschaften Kiburg, Lenzburg und Baden; aber vergebens. Albrecht sprach ihm zwar diese Erbgüter nicht ab; aber er weigerte sich, die Verwaltung derselben ihm zu überlassen, weil er zu jüng, zu verschwenderisch und noch der Leitung bedürftig sey. Gleichwohl bedachte er seine Söhne, die nicht älter waren

ren

ren als Johann, mit Gütern und Würden. Johann glaubte daher, daß sein Oheim ihm seine Erbgüter entziehen wolle, um sich und die eigenen Söhne mit selbigen zu bereichern. Die Erbitterung, die dadurch in ihm entstand, wurde vermehrt durch die Aufreizungen mehrerer Ritter und Herren in Schwaben und Helvetien, die, wie er, durch Albrechts steigende Habsucht litten. Vorzüglich waren es die Ritter Rudolf von der Wart, Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm und Konrad von Tegerfeld, Johanns Erzieher, die den leidenschaftlichen Jüngling noch mehr entflammten. Unter solchen Umständen erhob sich in ihm ein schrecklicher Gedanke: der Tod Albrechts schien ihm das einzige Mittel, zum Besitz seiner Erbgüter zu gelangen; und er vereinigte sich mit den obengenannten Rittern zu dem verruchten Entschluß, seinen Oheim zu ermorden.

Gelegenheit hierzu fand sich bald. Albrecht war, um sich zu neuen Kriegen zu rüsten, im Frühling 1308 in die habsburgischen Erbländer gekommen, und hatte auch die Reichsfürsten zu sich berufen, um mit ihnen wegen eines Zuges gegen Böhmen und Thüringen zu unterhandeln. Von Rheinfelden, wo er sein Hoflager hatte, durchzog er das Aargau. Ein großes Gefolge begleitete ihn, und unter demselben befanden sich die Verschwor-

nen.

nen. Eine leise Warnung soll ihm durch einen derselben zugekommen seyn; aber er achtete ihrer nicht. Noch zu Baden, wo er zum Mittag speiste, ließ ihn sein Neffe um Herausgabe der Erbgüter bitten; aber er hieß ihn das Ende des böhmischen Feldzuges abwarten. Bei Tische wurden dem Könige Maienkränze überbracht (es war der 1. Mai 1308); den schönsten derselben und überdieß die köstlichsten Speisen gab er dem Neffen; aber dieser fand hierin keine Aufheiterung, sondern neue Kränkung. Thränen stürzten aus seinen Augen, und gesteigerte Erbitterung entflammte ihn zur Ausführung seines schrecklichen Vorhabens.

Von Baden aus wollte Albrecht nach Rheinfelden reiten, wo seine Gemahlin ihn erwartete. Als er an die Reuß gekommen war, drängten sich die Verschwornen auf die schmale Fähre, um zuerst mit ihm hinüber zu kommen. Leopold, Albrechts zweiter Sohn, war mit dem übrigen Gefolge noch auf dem rechten Ufer der Reuß, und Johann verhinderte die Fähre, sie herüber zu holen. Nicht ahnend, was ihn hier treffen sollte, ritt Albrecht durch die Kornfelder am Fuße seiner Stammfeste, der alten Habsburg, hin, munter und im Gespräch mit dem Ritter Walther von Castelen, der ihm zur Seite war. Nach kurzer Weile kam Johann hinter ihm drein und flüsterte seinen Mitverschwornen

zu: "Wartet nicht mehr." Sogleich fiel Eschenbach dem König in die Zügel, und Johann rannte ihm mit den Worten: "Das ist Lohn des Unrechts!" den Speer in den Hals. Wart war betäubt: er legte, wie er noch in den letzten Augenblicken seines Lebens betheuerte, keine Hand an den König; Palm aber durchbohrte ihn mit dem Schwerte, und Eschenbach traf sein Haupt. Nach einem lauten Schrei sank er ohnmächtig vom Pferde. Eine arme Frau, die in der Nähe war, eilte herzu, und in ihrem Schooße gab er seinen Geist auf*).

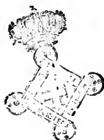
Wie ganz anders erscheint dem Menschen eine böse That, ehe er sie vollführt, und wie ganz anders, wenn er sie vollführt hat. Das mußten auch Albrechts Mörder erfahren. Noch vor wenig Augenblicken fanden sie in seinem Tode ihr größtes Glück, und jetzt, da er, ein Sterbender, vom Pferde sank, ergriff sie Entsetzen vor dem Ungeheuern, was sie gethan hatten. Ihre Leidenschaft war plötzlich verstummt, ihr Gewissen erwacht. Verfolgt von Walther von Castelen (den das Ungeheure für den ersten Augenblick betäubt zu haben scheint), bald auch von mehreren, flohen sie auf verschiedenen Wegen auseinander. In Wildnissen und durch Verkleidungen suchten sie vor der Rache und vor ihren Gewissen sich zu schützen, und in Noth und Jammer

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LI.



Schubert del. Gottschick sc.

Die Ermordung Albrecht's I.



mer brachten sie den Rest ihrer Tage hin. Johann selbst soll in armseliger Kleidung lange durch die Schweiz umhergeirrt, und endlich in einem Kloster zu Pisa gestorben seyn. So folgt Fluch der Missethat; aus ihrem Boden kann nicht Ehre und Freude hervorsprießen.

Albrechts Gattin und Kinder geriethen bei der Nachricht von seiner Ermordung anfangs in die größte Bestürzung: sie fürchteten einen allgemeinen Aufstand; aber bald wich diese Bestürzung dem glühenden Durst nach Rache, und dem Schatten des Ermordeten wurden grausenhafte Todtenopfer gebracht. Vorzüglich waren es Leopold, Albrechts zweiter Sohn, und Albrechts dritte Tochter Agnes, vormals des Königs von Ungarn Andreas III. Gemahlin (1296—1301), welche die schrecklichste Blutrache übten. Allenthalben stellten sie den Verschwornen nach, erbrachen und zerstörten deren Burgen, und ließen deren Freunde, Anhänger und Knechte erbarmungslos hinrichten. Mehr als tausend schuldlose Männer, Weiber und Kinder verloren auf solche Weise das Leben. Von den Mördern fiel nur einer, Rudolf von der Wart, in ihre Hände, und dieser eine ward unter den grausamsten Martern hingerichtet: mit zerschlagenen und zerrissenen Gliedern wurde er noch lebend auf das Rad geflochten, auf welchem er drei Tage in schreck-

 lich-

licher Quaal hinbrachte. Friedrich der Schöne, der älteste unter den noch lebenden Söhnen Albrechts, von sanfter Gemüthsart, sah das Blutvergießen mit Abscheu; aber ihm erwiederte die sonst sanfte Mutter: "Ich merke wohl, daß du deines "Vaters Leichnam nicht gesehen hast, wie entstellt er "war. Mit Spinnen und Nähen wollte ich mein "Leben hinbringen, wüßte ich nur, daß Albrecht "lebte." Auf dem Orte, wo er getödtet worden war, ließ sie mit großem Aufwand ein Kloster errichten, das reichlichst ausgestattet wurde. Sie nannte es Königsfelden, und vertrauerte, wie nach ihr ihre Tochter Agnes, in der Nähe desselben ihr Leben. — Wie viel Menschenglück und Lebens-Frohgenuß kann durch Eine Missethat zerstört werden!

XXI.

Die Stiftung der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Als Helvetien oder, wie es jeßt genannt wird, die Schweiz mit dem burgundischen Reiche, wozu es gehört hatte, an das deutsche Reich gekommen war (1032), gab es daselbst eine Menge kleiner Herren geistlichen und weltlichen Standes, aufblühende Städte und in den Thälern am Vierwaldstettensee, in Schwyz, Uri und Unterwalden, freie Männer, Schweizer, von welchen die Eidgenossenschaft und Unabhängigkeit Helvetiens ausgegangen ist. Diese, meist Hirten oder Landleute (doch waren auch Edle und pflichtige Leute unter ihnen), lebten mit ihren Heerden in stiller Verborgenheit, voll Ehrfurcht für das Herkommen der Väter, voll Liebe zu uralten Rechten und Freiheiten, unbescholten in ihrem Betragen, als solche, die keinen Feind verdienten und keinen Feind fürchteten. Sie standen unter Obrigkeiten ihrer Wahl, einem Landammann und Richtern, übrigens unter unmittelbarem Schuß des Reiches, dem sie freiwillig sich unterworfen hatten, und erkannten die Reichs- oder Landvoigte, die von Reichswegen über sie gesetzt wurden, nur auf Zusicherung ihrer Rechte und Freiheiten an.

Die Reichsvoigtei oder Statthalterschaft verwaltete in Helvetien von 1127 bis 1218 das Haus der Zäringer, weil Konrad von Zäringen durch rühmlichen Sieg über den burgundischen Grafen Rainold von Chalons Helvetien bei dem deutschen Reiche erhalten hatte. Als der Mannsstamm der Zäringer 1218 ausgestorben war, kamen dessen Güter erst an das Haus Kiburg, dann mit diesem an das Haus Habsburg (1264). Von nun an war letzteres in den nördlichen Gegenden Helvetiens das mächtigste und, da es bald darauf (1272) die deutsche Krone gewann, das angesehenste. Doch nicht zufrieden mit dem, was es besaß, suchte es noch mehreres an sich zu bringen und, wie Oestreich, so auch die freien Schweizer sich zu unterwerfen. Aber gerade dadurch erregte es Erbitterung, und führte die folgenreiche Stiftung der schweizerischen Eidgenossenschaft herbei. Ganz besonders geschah dieß durch Albrecht I.

Albrecht I., Sohn und Nachfolger des deutschen Königs Rudolfs von Habsburg, aber nicht der Erbe seiner Klugheit, Biederkeit und Freundlichkeit, wollte die Unterwerfung der freien Schweizer, auf die schon Rudolf (doch mehr durch gewinnende Unterhandlungen als zurückstoßende Gewalt) hingestrebt hatte, schnell und schonungslos vollenden. Als bald nach seiner Thronbesteigung (1298)

Ge-

Gesandte der Waldstetten um Bestätigung ihrer Verfassung ihn baten, antwortete er: "er gedenke nächstens eine Veränderung ihres Zustandes ihnen antragen zu lassen"; und nicht lange nachher ließ er ihnen entbiethen, sie möchten sich dem erblichen Schutze seines Hauses unterwerfen. Sie erwiederten: "sie wollten bei dem Zustande ihrer Väter verharren", und baten den König nochmals denselben zu bestätigen und ihnen von Reichswegen Voigte zu setzen. Darauf gab ihnen Albrecht nichtswürdige Männer zu Voigten, einen Beringer von Landenberg, der zu Sarnen in Unterwalden, und einen Hermann Geßler von Brunek, der zu Küßnacht in Schwyz seinen Sitz hatte. Beide suchten das Schweizervolk dem Hause Habsburg zu unterwerfen, und verfuhren dabei mit trotzigem Uebermuth und empörender Willkür. So ließ Geßler in Uri eine Feste bauen, die den Namen "Zwing Uri unter den Stecken" führen sollte; und als er einst durch Steinen im Lande Schwyz ritt, und das schön gezimmerte Haus sah, das Werner Stauffacher, ein angesehener und biedersinniger Landmann, sich erbaut hätte, sagte er mit verachtendem Hohn: "Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?" Andrerseits ließ Landenberg einem bejahrten Bauer zu Unterwalden, Heinrich im Melchthale, um einer geringen Sache willen ein Gespann schöner Ochsen wegnehmen.

men. Als der Greis über dieß Verfahren jammerte, sagte des Voigts Knecht: "Wenn die Bauern Brod essen wollen, so können sie selbst den Pflug ziehen." Ueber diese Rede wurde der Sohn des Bauern, Arnold, so aufgebracht, daß er mit seinem Stock auf den Knecht schlug und ihm einen Finger brach. Arnold entfloh aus Furcht vor Landenbergs Zorn; und nun ließ dieser Arnolds Vater ergreifen und ihm beide Augen ausstechen.

Solche Gewaltthätigkeiten und Kränkungen des angestammten Freiheitssinnes verwundeten und erbitterten das Herz des frei- und biedersinnigen Schweizervolkes. Bei dem Kaiser fanden sie keinen Schutz: ihre Boten wurden nicht vorgelassen, ihre Klagen nicht gehört. Nichts blieb ihnen also übrig, als selbst sich Recht zu schaffen. Schon nach König Rudolfs Tode, als beunruhigende Nachrichten über die Sinnesart seines Sohnes Albrecht nach der Schweiz kamen, hatten sie ihren uralten Bund erneuert, der darauf hinging, mit aller Macht und Anstrengung einander wider die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun würden: die jetzige Noth führte sie auf diesen Bund und dessen Erneuerung zurück. Dieß geschah zuerst durch Walter Fürst von Atthinghausen aus Uri, Werner Stauffacher aus Schwyz, und Arnold vom Melchthal aus Unterwal-

walden. Alle drei, wohlbegüterte und wohlgesinnte Landleute, denen Freiheit und Ehre des Vaterlandes mehr galt als ungestörte Ruhe in Knechtschaft, beschlossen, daß jeder seine Verwandte und Landsleute erforschen, und die, welche für Freiheit erglüheten, zu gemeinschaftlicher Berathschlagung mitbringen sollte. Darauf kamen sie in der Nacht des 7. Nov. 1307 auf dem Rütli (einer Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstettensees) zusammen, jeder begleitet von zehn rechtschaffenen Männern seines Landes. Als nun diese drei und dreißig versammelt waren, gaben sie sich mit bewegten Herzen die Hände darauf, daß sie die von den Vätern ererbte Freiheit behaupten und sich von ihren Zwingherren befreien, daß keiner in diesen Sachen nach eigenem Gutdünken verfahren und keiner den andern verlassen wolle, daß aber hierbei dem Hause Habsburg an Gütern, Rechten und eignen Leuten nichts entfremdet und kein Blut vergossen werden solle. Als alle dessen fest entschlossen waren, hoben Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold vom Melchthal ihre Hände auf zum Himmel und schwuren zu Gott, mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Zugleich hob jeder der übrigen seine Hand auf und schwur dasselbe bei Gott und den Heiligen*). Zur

Aus-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LII.

Ausführung ihres Vorhabens wurde der nächste Neujahrstag festgesetzt.

Ehe dieser eintrat, ereignete sich etwas, was dazu diente, die Erbitterung und den Freiheitseifer der Schweizer noch mehr zu entflammen. Der Landvoigt Geßler hatte, um die Schweizer zu prüfen oder zu kränken, auf dem Markte zu Altdorf einen Hut auf eine Stange stecken lassen, und verlangte, daß alles Volk vor diesem Zeichen der herzoglichen Würde sich beugen sollte. Mehrere der Schweizer mochten der drohenden Gewalt nachgegeben haben; aber Wilhelm Tell, der Schwiegersohn Walter Fürst's, aus dem Orte Bürglen in Uri, ausgezeichnet durch Entschlossenheit, Redlichkeit und Vaterlandsliebe (er war einer der Verschwornen) weigerte sich dessen. Darauf wurde er ergriffen und vor den Landvoigt geführt, der mit unmenschlichem Hohn Unmenschliches ihm zumuthete: "Er solle, da er ein guter Schütze sey, einen Apfel von dem Kopfe seines Sohnes schießen; fehle er beim ersten Schuße, so müsse er sterben." Tell erbot sich sogleich zu sterben. Als aber Geßler ihm drohete, wenn er nicht gehorche, den Knaben vor seinen Augen zu tödten: nahm er zwei Pfeile hervor, den einen steckte er in seinen Koller, den andern legte er auf seine Armbrust, betete und schoß den Apfel von dem Haupte des Kindes.

Als

Als nun der Landvoigt ihn fragte: "wozu er einen zweiten Pfeil in den Koller gesteckt habe?" antwortete er freimüthig: "Mit diesem würde ich dich erschossen haben, wenn ich meinen Sohn getroffen hätte." Sogleich ließ nun der Landvoigt den kühnen Tell ergreifen, binden und auf ein Schiff bringen, um ihn über den Waldstettensee nach Küßnacht zu schaffen. Aber ganz anders ging es, als er erwartet hatte. Als das Schiff in der Nähe des Rütli war, erhob sich ein furchtbarer Sturm und drohete dasselbe an dem Felsenufer zu zerschmettern. In dieser Noth befahl Geßler, dem Tell, den er als einen kräftigen und erfahrnen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen und das Steuerruder zu überlassen. Tell, nun frei, brachte das Schiff glücklich vor dem grausenhaften Felsenufer vorbei bis an den Axenberg. Hier aber ersah er sich die Gelegenheit. Schnell ergriff er sein Schießzeug und that, das Schiff vom Ufer zurückstoßend, einen kühnen Sprung nach dem glatten Felsen; dann kletterte er den Felsen hinan und floh durch das Land Schwyz. Auch Geßler entkam dem Sturme, aber nicht dem Zorne des von ihm tief gekränkten Mannes. Denn als er bei Küßnacht gelandet war und nun in einer hohlen Gasse hinaufzog, schoß Tell aus dem Gebüsch auf ihn, und streckte ihn todt zu Boden. — Diese That Tells, die als ein gerechtes Aufstreben gegen unge-

rechte

rechte Gewalt gepriesen wird*), war den Schweizern eine mächtige Ermunterung das auszuführen, was sie beschlossen hatten.

Am 1. Jan. 1308 ward, wie verabredet war, dazu geschritten. Mit List und ohne Blutvergießen bemeisterten sie sich der Burgen Roßberg, Sanen, Schwanau in Unterwalden und Schwyz; der neuerbaute Zwinghof in Uri wurde eingenommen, die Voigte vertrieben. Darauf kamen die Verbündeten von Schwyz, Uri und Unterwalden, deren Zahl mit ihrem Glücke stieg, am 7. Jan. abermals zusammen, und schlossen auf zehn Jahre den Bund zur Behauptung ihrer Freiheit.

Vergebens suchte Albrecht I. den Abfall der Schweizer zu rächen: sein Tod kam seiner Rache zuvor, und sein Nachfolger auf dem deutschen Throne, Heinrich von Luxemburg, bestätigte (1309 und 1310), wie späterhin Ludwig der Baier (1316 und 1328) aus Abneigung gegen Oest-

*) "Solche Thaten", sagt der berühmte Geschichtschreiber der Schweizer, Joh. v. Müller (Gesch. der schweiz. Eidgenossenschaft, Th. I, 648), dem ich hier, wie billig, gefolgt bin, "solche Thaten werden darum gerühmt, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines friedsamen Volkes überlegener Macht nicht widerstehen könnte, zum Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgemahnt werden. Gesetzmäßige Regenten sind heilig; daß Unterdrücker nichts zu fürchten haben, ist weder nöthig noch gut."

Oestreich den Waldstetten Reichsunmittelbarkeit und Unabhängigkeit von ausländischen Gerichten. Von nun an befestigten, erweiterten und erhoben sie immer glücklicher ihren Bund. Schon am 8. Dec. 1315, vielleicht auch früher, verwandelten sie ihr zehnjähriges Bündniß in den ewigen Bund zu Brunnen (im Lande Schwyz). Darauf nahmen sie nach und nach fünf Städte mit deren Distrieten in selbigen auf: Lucern 1333, Zürich 1351, Glaris und Zug 1352, Bern 1353, welche nebst den drei Waldstetten, Schwyz, Uri und Unterwalden, späterhin den Namen der alten Orte erhielten. Denn ihnen traten in dem folgenden Jahrhunderte noch fünf Cantone bei, nämlich Freiburg und Solothurn 1481, Basel und Schafhausen 1501 und zuletzt Appenzell 1513, welche die neuen Orte hießen, so daß nun der Bund dreizehn Cantone umschloß, wozu noch einige zugewandte Orte kamen.

Von Selbstständigkeit oder völliger Unabhängigkeit war anfangs nicht die Rede, sondern nur von Erhaltung der uralten Verfassung. Die Waldstetten wollten, als sie ihren Bund schlossen oder erneuerten, frei bleiben wie sie waren; sie wollten dem Reiche angehören, dem sie sich freiwillig unterworfen hatten, aber nicht dem Hause Habsburg zu eigen seyn, nicht von dessen Voigten gemißhandelt

delt werden. Dazu hatten sie sich vereinigt, fern von dem Gedanken, sich zu vergrößern, oder Andern Rechte zu entreißen, oder sich vom deutschen Reiche loszusagen. Noch im Jahre 1323 schwuren sie dem Reichsvoigt Kaisers Ludwigs des Baiern, dem Grafen Johann von Aarberg: "dem Reiche, so lange sie nicht von demselben verlassen würden, in allem, wie ihre Voreltern, unterthan zu seyn"; und in dem Bundesbrief mit Zürich vom Jahr 1351 erkennen sie "alle Rechte des Königs und heiligen römischen Reiches an." Allein so wie sich ihr Bund durch mannhafte Thaten befestigte und durch den Zutritt fast aller helvetischen Orte erweiterte, so erhob er sich auch aus einem Verein der Waldstette gegen die Bedrückung habsburger Voigte zu einer selbstständigen, helvetischen Eidgenossenschaft. Nun erst fingen sie an, sich vom deutschen Reiche loszureißen. Zwar suchte Kaiser Maximilian I. sie zur Abhängigkeit von demselben zurückzuführen: er bot deshalb seine Tyroler und den schwäbischen Bund gegen sie auf; aber sie behaupteten in einer Reihe von Schlachten und Siegen (1499) ihre Selbstständigkeit, und in dem Frieden zu Basel (22. Sept. 1499) wurden sie der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und aller durch den Reichstag auferlegten Geldbeiträge entbunden, und dabei das Recht, mit fremden Mächten, selbst gegen das deutsche Reich zu unterhandeln, ihnen nicht abge-

spro-

sprochen. Bestätigt aber und allgemein anerkannt ward ihre Unabhängigkeit vom deutschen Reiche in dem westphälischen Frieden. Doch blieben sie, obgleich vom deutschen Reiche getrennt, in Hinsicht auf Sprache, Denk- und Sinnesart fortwährend Deutsche.

In sich selbst hatte der Bund einen nur losen Zusammenhang. Er beruhete nicht auf einem gemeinschaftlichen Oberhaupte oder Rathe (nur in ausserordentlichen Fällen sammelte sich eine Tagesatzung), sondern auf Eiden und wechselseitigen Bündnissen. Zwar bildeten die Waldstetten den Mittelpunkt der Eidgenossenschaft, weshalb diese auch den Namen "der schweizerischen" erhielt, und die alten Orte hatten mehrere Vorzüge; aber jeder Canton behielt seine besonderen Einrichtungen und Rechte, und blieb, was er für sich seyn und werden mochte. Nur für das Ganze waren alle Eins; nur in der Vertheidigung ihrer gemeinsamen Rechte und Freiheiten gegen das Haus Habsburg und gegen alle, die sie antasteten, fanden sie ihren Vereinigungspunkt. Und so lange dieser Geist der Eintracht und Vaterlandsliebe den Bund beseelte, wurde der Mangel wohlgeordneter Formen nicht vermißt.

XXII.

XXII.

Tapfre Thaten der freien Schweizer.

Wie glühendes Gefühl für Freiheit und Vaterland zu tapfern Thaten begeistert, und große Siege eben so zuversichtlich verheißt als glorreich verleihet, das bezeugen die Tage bei Morgarten, Sempach und Näfels — Tage der Schlachten und zugleich Tage eines unvergänglichen Ruhmes, an welchen die Schweizer ihren Bund gegen Oestreich behaupteten und ein preiswürdiges Muster der Mitwelt aufstellten und der Nachwelt hinterließen.

Herbeigeführt wurden diese Schlachten hauptsächlich durch das Bestreben Oestreichs, die Zurückweisung seiner Vergrößerungsversuche durch Unterjochung der freien Schweizer zu rächen. Nachdem nämlich Albrecht I. durch den Tod gehindert worden war, solche Rache zu üben, suchte zuerst sein zweiter Sohn, Herzog Leopold, dieselbe zu vollstrecken. Ihn, einen überaus heftigen und leidenschaftlichen Herrn, erbitterte vieles zugleich. Denn nicht genug, daß er die Freiheit der Waldstetten nicht ertragen konnte, so zürnte er auch darüber, daß sie bei der zwiespältigen Königswahl (1314) nicht für seinen Bruder, Friedrich den Schönen, sondern für dessen Gegner, Ludwig den Baier, sich er-

erklärt, ferner daß sie das im Lande Schwyz gelegene und unter seinem Schirm stehende Kloster Einsiedeln, von dem sie lange und vielfältig beeinträchtigt worden waren, feindselig überfallen hatten (1. März 1314). Er sammelte daher zu Baden im Aargau einige von der oberschwäbischen Ritterschaft, ferner die Ritterschaften seiner Grafschaften, Habsburg, Kiburg und Lenzburg, und seine Bundsgenossen in ganz Helvetien, zusammen (wie einige sagen) auf 20,000 Mann. Mit diesem Heere sollte von verschiedenen Seiten her der Angriff geschehen. Graf Otto der Jüngere von Straßberg sollte mit 4000 Mann in die Landmark der Unterwaldner, Leopold selbst wollte mit zwei Haufen auf Zug rücken. Als dieser Plan in dem Kriegsrathe gefaßt wurde, sagte der lustige Rath des Herzogs, Jenny von Stockach: "Liebe Herren, ihr rathschlaget wohl, wie ihr in dieses Land hinein, nicht aber wie ihr wieder herauskommen wollt!" Doch Herzog Leopold verharrte in seiner Verblendung. Nichts ahnend von den Wundern, deren ein begeistertes Volk fähig ist, drohete er, "diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten", und nahm viele Stricke zur Wegführung oder Hinrichtung der Vorsteher mit sich.

Dagegen erkannten die Schweizer die Gefahr, die ihnen drohete, doch ohne vor ihr zu erbeben, oder zu vernachläßigen, was die Klugheit rieth. Sie ver-

verschanzten die Eingänge des Landes, brachten ein Heer von 1300 Mann zusammen (nämlich 400 von Uri, 300 von Unterwalden und 600 von Schwyz), und nahmen, nachdem sie knieend Hilfe von Gott erflehet hatten, auf dem Berge Sattel am Passe von Morgarten, drei Stunden von Zug, eine sichere Stellung. Funfzig der Ihrigen, die bei inneren Partheiungen aus dem Vaterlande vertrieben worden waren, baten jetzt um Erlaubniß, mit ihnen zu kämpfen. Sie, nicht geneigt, um der Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, weigerten sich, sie innerhalb der Landmarken aufzunehmen. Und diese Weigerung unterdrückte nicht den Vaterlandssinn jener Tapfern: sie stellten sich ausserhalb der Landmarken bei Morgarten und leiteten den folgenden Sieg ein.

Am 15. Nov. 1315, morgens 9 Uhr, erfolgte derselbe. Die Schaaren Herzogs Leopold drangen in den Paß bei Morgarten, die Reiterei voran, das Fußvolk hinterdrein. Sogleich erhoben jene funfzig ein schallendes Kriegsgeschrei und wälzten und schleuderten große Steine auf die dicht gedrängten Reihen der Feinde hinab. Dadurch geriethen diese in Unordnung und Verwirrung. Kaum sahen dieß die 1300 Schweizer am Berge Sattel, so stürzten sie mit Keulen, Hellbarden und Spießen hinab und den Feinden in die Seite. Diese, auf

einen

einen engen Raum zusammengedrängt und schon in Unordnung gebracht, konnten von ihren Streitmassen keinen Gebrauch machen. So wurden mehrere Tausende derselben und mit ihnen die Blüthe der helvetischen Ritterschaft von den Eidgenossen erschlagen, oder in den nahen See getrieben, oder von den eigenen Pferden zertreten. Leopold selbst entging dem Tode. Auf abgelegenen Pfaden gelangte er nach Winterthur, aber todtenbleich und in tiefster Traurigkeit. Dagegen wendeten sich die Unterwaldner noch an demselbigen Tage gegen das andere feindliche Heer unter dem Grafen Otto dem Jüngern. Dieser aber, als er das Siegesgeschrei hörte und Haufen gegen sich anrücken sah, die, wie er wußte, gegen den Herzog gekämpft hatten, zog sich mit den Seinigen zurück. Doch die Unterwaldner ereilten ihn, thaten ihm vielen Abbruch und trieben ihn bis auf die Gebirge seitwärts von Lucern.

Dieser erste Sieg der Eidgenossen, von ihnen in kurzer Zeit und ohne großen Verlust erfochten, machte sie im Auslande berühmt und gab ihrem Bunde in ihrem eigenen Lande Ansehn und Festigkeit. In dankvoller Freude über denselben nahmen sie jene Funfzig in das Vaterland wieder auf und beschlossen, den Tag bei Morgarten alljährlich als einen Aposteltag zu feiern, "weil an demselben der

Herr sein Volk heimgesucht, gerettet von seinen Feinden und ihm den Sieg gegeben habe*)."

Auch nach diesen Vorgängen hörte Oestreich nicht auf, den Bund zu befeinden. Zwar schloß Herzog Leopold 1318 mit ihm einen einjährigen Frieden, den sein Bruder Albrecht der Lahme (von 1330 bis 1358 Herr aller östreichischen Länder) erneuerte; aber gerade dieser Albrecht suchte den immer mehr zunehmenden Bund theils durch Kriegsgewalt zu unterdrücken (1352 und 1354), theils durch List zu trennen. Doch beides vergebens! Die Eidgenossen, voll Muth und Wachsamkeit für ihre Freiheit, erweiterten und befestigten ihren Bund, und Albrecht sah sich am Abend seiner Tage genöthigt, einen Waffenstillstand mit ihnen zu schließen, der sich nach seinem Tode (1358) zu einem dreißigjährigen Frieden verlängerte. Dieser Friede wurde ziemlich genau gehalten, bis gegenseitige Erbitterung zu neuen Schlachten hinführte.

Von Albrechts Söhnen hatte nach dem Tode des zweiten (Friedrichs, 1364) und des ersten (Rudolfs, 1365) der dritte, Albrecht, die Beherrschung Oestreichs, der vierte aber, Leopold, die Beherrschung des Elsaß und aller habsburgischen

*) s. Müllers Gesch. schweiz. Eidgenossensch. Th. II, 43 f.

schen Herrschaften in Schwaben und Helvetien übernommen. Dadurch war letzterer, ein feuriger Jüngling (geb. 1349), als Ritter ohne Tadel, aber überaus ehrgeizig und leidenschaftlich, mit den Eidgenossen in nahe Berührung gekommen. Unwillen und Verachtung gegen sie erfüllte ihn. Er sah sie als abgefallene Unterthanen an und suchte Krieg mit ihnen, um seinen Vater und Oheim an ihnen zu rächen. Was er suchte, war leicht zu finden. Durch die Amtleute, die er in seinen helvetischen Besitzungen anstellte, und durch die Zölle, die er daselbst anlegte, wurden die Eidgenossen gekränkt und beeinträchtigt; und andrerseits reizten auch sie den Herzog durch Eingriffe in dessen Besitzungen. Namentlich überfielen Lucerner das habsburgische Schloß Rothenburg in ihrer Nähe, wo ein neuer Zoll war, und schleiften dessen Befestigungen; ferner nahmen sie die Einwohner von Sempach eines habsburgischen Städtchens zu den Ihrigen auf, oder ertheilten ihnen das Bürgerrecht, und die Eidgenossen von Zürich, Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden machten sich zu ihrem Beistand auf (1386) und brachen mehrere Schlösser ihrer Feinde.

Durch solche Vorgänge tief erbittert, schwur Leopold, die Schweizer und ihren trotzigen Bund schwer zu strafen. Mit ihm vereinigten sich viele der helvetischen Fürsten und Herren, um Väter,

Brüder und Verwandte an ihnen zu rächen, und so brachte er zu Baden im Aargau ein glänzendes Heer von mehr als 4000 Reitern mit einer großen Zahl Fußvolks zusammen. Dagegen hatten die Schweizer eine der Zahl und dem Ansehn nach geringe Mannschaft aufzustellen. Die schwäbischen Städte, die vorher ihren Bund gesucht hatten, versagten die erbetene Hilfe; Bern wich der Mahnung um Beistand kaltsinnig aus; nur die von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zürich, Lucern und Glaris traten zusammen und legten sich, ungefähr 1600 Mann, in die Stadt Zürich, wo sie den Hauptangriff erwarteten. Aber nicht hier, sondern bei Sempach sollte der entscheidende Schlag erfolgen.

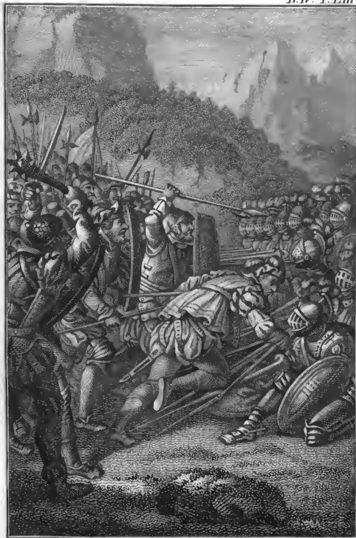
Herzog Leopold nämlich ließ nur einen Theil seines Heeres unter Johann von Bonstetten gegen Zürich anrücken, mehr um es in Furcht zu halten, als um es unmittelbar anzugreifen; mit dem andern aber, oder dem Haupttheile seines Heeres, an dessen Spitze er selbst stand, rückte er das Aargau hinauf, um das abtrünnige Sempach zu strafen und Lucern einzunehmen, ehe die Mannschaft der Eidgenossen sich getrauen möchte, Zürich zu verlassen. Doch kaum hatten die Eidgenossen diesen Plan erspähet, als sie Zürich der Tapferkeit seiner Bürger überließen und nach Sempach eilten, welches,

ungefähr drei Stunden von Lucern, an einem See liegt, der mit Wiesen und Kornfeldern, weiterhin mit waldigen Anhöhen umgeben ist. Am 9. Jul. 1386 kamen sie, ungefähr 1400 Mann (die Züricher waren in ihrer Stadt zurückgeblieben, dagegen hatten sich noch unterwegs mehrere zu den Eidgenossen gesellt), daselbst an und besetzten den auf der Anhöhe liegenden Wald.

Mit Verachtung blickte das stattliche Heer des Herzogs Leopold auf diese armselig ausgerüstete Bürger und Bauern, ohne zu ahnen, welche Kraft in ihrem Muthe liege. Mehrere Ritter sprengten an die Mauer von Sempach, um den Einwohnern Hohn zu sprechen; einer hielt einen Strick in die Höhe mit den Worten: "das für den Schultheiß!" und alle vermaßen sich, allein, ohne Hilfe des Fußvolks das schlechte Landvolk zu schlagen. Vergeblich warnte ein kriegserfahrener Ritter, Herr von Hasenburg, vor solchem Uebermuth: er wurde ein Hasenherz gescholten. Der Herzog selbst, an dem Sieg nicht zweifelnd, ließ das Fußvolk hinter sich und befahl den Rittern abzusitzen (vielleicht gedachte er des bei Morgarten durch die Verwirrung der Pferde erlittenen Unglücks) und dicht zusammengedrängt, mit vorwärts gerichteten Lanzen gegen die von den Schweizern besetzten Anhöhen anzurücken.

Jetzt schien es den Schweizern Zeit, ihren Feinden zuvorzukommen. Nachdem sie kniefällig den Allmächtigen um Beistand angeflehet hatten, stürzten sie sich in vollem Laufe, mit lautem Kriegsgeschrei gegen die Oestreicher. Aber schlecht bewaffnet, wie sie waren (viele trugen am linken Arme Breter statt der Schilde) konnten sie die dichten Reihen der wohlgerüsteten Oestreicher nicht durchbrechen; wie ein Wald voll eiserner Stacheln starrten ihnen deren Lanzen entgegen; ihrer sechzig wurden bei dem ersten Anlauf zu Boden gestreckt, und das Glück des Tages schien für sie an der Undurchdringlichkeit der feindlichen Schaaren zu scheitern. Da rief begeistert von Vaterlandsliebe ein wahrhaft Edler, Arnold Strutthan von Winkelried in Unterwalden, seinen Kriegsgefährten zu: "Ich will euch eine Gasse machen! Sorgt für "mein Weib und meine Kinder! Liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" Und mit diesen Worten sprang er aus den Reihen der Seinigen gegen den Feind, umfaßte so viele Lanzen der Oestreicher als er konnte, drückte sie gegen seinen Leib, und zog sie im Fallen mit sich zu Boden*). Diese hochherzige Hinopferung ward seines Vaterlandes Heil und sein ewig blühender Ruhm. Sie entschied den Sieg. Denn seine Kriegsgefährten stürzten ihm nach, drangen über seinen Leichnam in

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LIII.



Schubert del. Zschoch sc.

Arnold von Winkelried,
in der Schlacht bei Sempach 1386.



in die Gasse, die er ihnen geöffnet hatte, und brachten über die unbehilfliche Masse der gepanzerten Ritter Verwirrung und Tod. Vergebens wollten diese zu ihren Rossen zurückeilen: die Nachhut war mit denselben entflohen. Da wurden viele von ihnen durch das Schwert der Eidgenossen getödtet, andere erstickten in dem Gedränge, einige verschmachteten bei der großen Hitze des Tages. Auf 2000 Oestreicher verloren ihr Leben, unter denselben 656 Grafen und Herren, ja sogar auch Herzog Leopold. Dieser hätte einem solchen Schicksal entgehen können; aber sein ritterlicher Sinn führte ihn in das Gewühl der Schlacht und des Todes. Als seine Hauptleute ihn baten, sich der Gefahr zu entziehen, sprach er mit mannhafter Entschlossenheit: "Soll denn Leopold von weitem zusehen, wie seine "Ritter für ihn sterben? Nein, hier in meinem "Lande und für mein Volk will ich mit euch sie- "gen oder sterben!" Als die östreichische Fahne in Gefahr war (schon zwei Ritter, die nach einander sie getragen hatten, waren niedergeworfen), da eilte er herbei, ergriff die blutige Fahne und schwang sie hoch empor. Seine Ritter drängten sich um ihn und baten ihn von neuem seines Lebens zu schonen; mehrere von ihnen fielen an seiner Seite; er aber sprach: "Es ist so mancher Graf und "Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit "ihnen ehrlich sterben!" Plötzlich stürzte er zu

Bo-

Boden, und konnte sich in der schweren Rüstung nicht wieder emporhelfen. Da erstach ihn ein ungenannter Mann aus Schwyz, dem er vergeblich sich zu erkennen gegeben hatte. Seinen Leichnam fand man nachher mit vielen Wunden unter einem Leichenhaufen.

Die Eidgenossen selbst verloren auf 200 der Ihrigen, und erschöpft durch die Mühen der Schlacht, oder abgehalten durch die Begierde nach Beute, versäumten sie es, die Flüchtigen zu verfolgen. Aber nicht versäumten sie es, im Gefühl ihrer Freude dem Allmächtigen, dem Geber derselben, demüthigst zu danken. Am Tage nach der Schlacht verwilligten sie einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten. Darauf bestatteten sie die Ihrigen feierlichst zu Lucern und ordneten, wie nach dem Tage bei Morgarten, ein jährliches Fest zum Andenken ihres glorreichen Sieges an.

Aber mit diesem Siege hatten sie den Kampf für ihre Freiheit noch nicht beendigt. Der junge Herzog Leopold, Sohn des hier erschlagenen, und viele des helvetischen Adels suchten die erlittene Niederlage zu rächen, und an vielen Orten Helvetiens wurde gekämpft, größtentheils glücklich für die Schweizer. Doch erst nach drei Jahren kam es bei Näfels abermals zu einem Haupttref-

fen,

sen, das vornehmlich der Glarner Namen und Ruhm verherrlichte.

Seit 1388 hatten die Oestreicher ihre Waffen gegen die von Glaris gewendet, als die östreichische Stadt Wesen am walenstädter See, von den Glarnern zum Bunde gebracht (1386), durch eine Meuterei zu den Oestreichern zurückgekehrt war. Ungefähr 1000 Glarner standen am Eingang ihres Thales und vertheidigten sich gegen 2600 Oestreicher muthig und nachdrücklich, bis zunehmendes Bedrängniß sie nöthigte, um Frieden zu bitten. Aber die Forderung Oestreichs, dem Bunde zu entsagen und sich völlig zu unterwerfen, entflammte ihren Freiheitssinn und erhöhete ihr Kraftgefühl: sie beschlossen alles an die Bewahrung ihrer Freiheit zu setzen. Darauf rückten die Oestreicher unter dem Grafen Johann von Werdenberg zu Sargans, umgeben von einem zahlreichen helvetischen Adel, zusammen ungefähr 6000 Mann herbei, und am 9. April 1389 kam es bei Näfels, südlich unter Wesen, nicht weit vom Walensee, zu einer entscheidenden Schlacht. Ein Theil der Oestreicher griff den befestigten Paß bei Näfels, wo die Glarner standen, an, ein andrer Theil zog hinter sie, um ihnen in den Rücken zu fallen. Der Anführer der Glarner, Matthias von Buel, konnte dem Andrang der Oestreicher nicht widerstehen;

hen; er wich zurück, die Schanzen wurden durchbrochen, und die Oestreicher strömten in das Land, plünderten, was sie fanden, und verheerten Näfels. Aber zu früh überließen sie sich der Siegesfreude! Matthias von Buel hatte indessen seinen kleinen Haufen am Berge Rüti aufgestellt, und dort mehrere Schaaren an sich gezogen. Eine Zeitlang war es ihm genug, das Anrücken der östreichischen Reiterei durch wiederholte Steinwürfe zurückzuhalten, dann aber brach er nach kurzem Gebete stürmisch hervor. Sein unerwarteter und gewaltsamer Angriff brachte den Theil der Oestreicher, der vor ihm stand, in Bestürzung und Verwirrung. Gleich darauf folgte noch größere. Aus dem hintern Thal erhob sich ein Feldgeschrei, das den Glarnern neuen Zuzug verkündigte; sie erwiederten dieß Geschrei und so brausend und schmetternd, daß das ganze Gebirge davon erschallte. Da ergriff auf einmal plötzliches Schrecken das östreichische Heer; es floh, die Glarner hinterdrein. Viele von den Oestreichern und von dem helvetischen Adel, zusammen 183 Ritter und mehr als 2500 Mann wurden von ihnen erschlagen, und sehr viele ertranken im Walenstädter See, da die wesener Brücke unter ihren zusammenbrach. Auch der andre Haufen, der den Glarnern in den Rücken fallen sollte, wagte nicht weiter vorzudringen, sondern floh noch vor dem Angriff zurück. Die Glarner aber übernachteten,

alter

alter Sitte gemäß, auf dem Schlachtfelde. Am andern Morgen plünderten und verheerten sie die Stadt Wesen; späterhin verordneten sie, daß der Sieg bei Näfels alljährlich gefeiert werden sollte.

Durch solche Kämpfe erreichten die Schweizer das Ziel ihrer Wünsche, Behauptung und Befestigung ihrer Freiheit. Oestreich sah sich genöthigt, mit ihnen Waffenstillstand und Frieden zu schließen, und dabei ihren Bund zu bestätigen. Nach und nach verlor es alle seine Besitzungen in Helvetien; einige durch Veräusserungen, vornehmlich an Zürich und Bern, die letzten im Jahre 1417 durch Gewalt der Waffen, als Graf Friedrich von Oestreich-Tyrol zur Unterstützung des Pabstes Johann XXIII. gegen das costnitzer Concilium sich aufgelehnt hatte, und deshalb vom Kaiser Sigismund geächtet worden war. — Aber wie bei den Lombarden nach Befestigung ihres Bundes der Geist sich verlor, der denselben ins Leben gerufen hatte, so ging es auch bei den Schweizern. Neben der reinen Vaterlands- und Freiheitsliebe, die die Stifter des Schweizerbundes beseelt hatte, schoß Selbstsucht auf; das Glück ihrer Waffen verleitete sie zu Eroberungen; unter ihnen entstand Eifersucht, mitunter auch innerer Krieg, und ihre spätern Kämpfe hatten weniger Beschirmung ihrer Freiheit als Vergrößerungen ihres Gebiets und eiteln Geldgewinn

zum

zum Gegenstand. Darum erregen sie auch nicht die Theilnahme, welche den Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels ewig bleiben wird.

XXIII.

Friedrich von Oestreich und Ludwig der Baier.

Das wahrhaft Edle und Schöne hat das Eigene, daß seine Züge, wie bekannt sie immer seyn mögen, stets mit neuer Kraft und Anmuth zu jedem, fürs Gute empfänglichen Gemüthe sprechen. Dieß bewährt sich auch durch das Leben und Wirken Friedrichs von Oestreich. Jahrhunderte sind hingegangen, und noch weilt man gern bei den Zügen seines seltenen Edelmuthes; Jahrhunderte werden hingehen, und immer wird man mit Freude und Bewunderung zu diesen Zügen zurückkehren.

Er, der Sohn des deutschen Königs Albrecht I. und Elisabeths, der Tochter Meinhards Grafen von Tyrol und Kärnthen, geboren im Jahre 1291, war ganz das Abbild seines edeln Großvaters, Rudolfs von Habsburg. Wie dieser zeichnete er sich aus durch große Anlagen und liebenswürdige Eigenschaf-

schaften; fehlte ihm vielleicht dessen klare Besonnenheit und umsichtige Thätigkeit, so war er doch, wie dieser, tapfer, hochsinnig, überaus redlich, mild und einnehmend in seinem ganzen Wesen. Dabei kam ihm ein gefälliges Aeussere zu Statten: er war groß und wohlgebaut, hatte ein schönlockiges Haar und freundliche Gesichtszüge, weshalb er auch der Schöne genannt wurde. Wie er für Großes überhaupt empfänglich war, so suchte er auch die Größe seines Hauses zu erhalten und zu befördern. Schon nach seines Vaters Tode bewarb er sich um die deutsche Krone; aber er mußte für den Unwillen büßen, den Albrechts Ländergier erzeugt hatte. Heinrich von Luxemburg wurde ihm vorgezogen (1308). Erst als dieser gestorben war, gelang es ihm durch seine Verbindungen mit dem Erzbischof von Cöln, dem Kurfürsten Rudolf von Sachsen-Wittenberg, dem Pfalzgrafen Rudolf von Baiern, der mit dem eignen Bruder Ludwig in bittrer Feindschaft lebte, und dem Herzog Heinrich von Kärnthen, der wegen seiner Ansprüche auf Böhmen eine Wahlstimme behauptete, zu Frankfurt am 19. Oct. 1314 zum Oberhaupt des deutschen Reiches gewählt, und darauf am 25. Nov. von dem Erzbischof von Cöln zu Bonn gekrönt zu werden. Aber sein nächster Vetter machte ihm die Krone streitig.

Lud-

Ludwig von Baiern, der Sohn des Herzogs von Oberbaiern, Ludwig des Strengen, und Mathildens, der Tochter Rudolfs von Habsburg, stand auf vielfache Weise Friedrich'n nahe. Beide waren Enkel Rudolfs von Habsburg, beide fast gleichälterig (Ludwig war im Jahre 1282 geboren), beide zusammen aufgewachsen (nach seines Vaters Tode, 1294, war Ludwig von seiner Mutter an dem Hofe Albrechts I. zu Wien erzogen worden). Auch in ihrem Seyn und Wesen trafen beide zusammen. Denn wie Friedrich, so war auch Ludwig mit vielen Vorzügen des Geistes nnd Körpers ausgestattet. Er war schön und kräftig von Gestalt, heiter und freundlich in seinem Benehmen, munter und scherzhaft im Gespräch, klug und thätig bei seinen U..ternehmungen. Nur über seinen moralischen Character sind die Angaben verschieden, je nachdem Freunde oder Feinde über ihn urtheilen; jedoch scheint man mit Recht behaupten zu können, daß er ein regsames Gefühl für Recht und Wahrheit besaß, aber nicht die hohe Gutmüthigkeit Friedrichs, nicht ausdauernde Festigkeit in seinen Entschließungen. Schon einmal war er wegen der Vormundschaft über die jungen Herzoge von Niederbaiern, die der dasige Adel Friedrich'n zuwenden wollte, mit selbigem in Kampf gerathen; aber dieser Kampf, den sein Sieg bei Gamelsdorf unweit Mosburg (9. Nov. 1313) entschied, war

nur

nur ein Vorspiel des längern und wichtigern Kampfes, den beide gleich darauf um die deutsche Krone führen sollten. Denn wie Friedrich, so wurde auch Ludwig nach Heinrichs VII. Tode auf den deutschen Thron berufen. Eine Parthei, die dem östreichischen Hause feind war, namentlich die Erzbischöfe von Mainz und Trier, der König Johann von Böhmen, der Kurfürst Waldemar von Brandenburg, und Johann Herzog von Sachsen-Lauenburg, der auf die sächsische Kurstimme Anspruch machte, wählten ihn zu Frankfurt am 20. Oct. 1314 zum Reichsoberhaupte. Noch kurz vorher, wahrscheinlich in dem Frieden nach dem Treffen bei Gamelsdorf, hatte er seinem Vetter Friedrich versprochen, ihm bei den Bewerbungen um den deutschen Thron auf keine Weise hinderlich zu seyn; aber die Reize einer Krone und die Zusicherungen eines kräftigen Beistandes von Seiten seiner Parthei machten ihn seinem Versprechen untreu. Er ließ sich wählen, und ward (einen Tag später als Friedrich zu Bonn) am 26. Nov. 1314 zu Aachen von dem Erzbischof von Mainz gekrönt. An ein friedliches Abkommen zwischen beiden Gekrönten war nicht zu denken; also mußten auch hier die Waffen über das Recht entschieden.

Beide Gekrönte waren einander an Kräften ziemlich gleich. Ludwig hatte, ausser den Kurfür-

fürsten, die ihn gewählt, die Bischöfe und Grafen in Westphalen, die Stadt Cöln (troß des Widerspruchs ihres Erzbischofs) und alle Städte am Niederrhein bis Selz auf seiner Seite. Mit Friedrich dagegen hielten es Selz und die Städte am Oberrhein, im Elsaß und dem übrigen Schwaben, die Könige von Ungern und Neapel, durch Bündnisse und Verwandtschaften ihm zugethan. Aber seine Hauptstüße war sein Bruder Leopold, mit dem er von Kindheit auf zur innigsten Bruderliebe verbunden war. Dieser, ein trefflicher Krieger, und darum "der Ruhm der Ritterschaft" genannt, kühn, rastlos thätig und beharrlich in seinem Zürnen wie in seinem Lieben, kämpfte für die Sache seines Bruders wie für die eigene, und bei dem Feuer, das in ihm brannte, mit noch mehr Hiße und Nachdruck als Friedrich. Als Herr der vordern habsburgischen Lande, stand er bei dem Adel in Schwaben in vorzüglichem Ansehn, und so konnte er von dieser Seite aus mit Kraft für seinen Bruder wirken.

Acht Jahre lang (1314—1322) ward der Krieg zuerst jenseits des Rheins in der Gegend von Speier, dann in Schwaben und Baiern geführt, ohne daß er zur Entscheidung kam. Beide Theile scheueten sich lange, Alles an Alles zu setzen; sie schieden, wo sie sich fanden (wie vor

Speier

Speier 1314, und vor Eßlingen 1315), ohne entscheidenden Kampf; oder sie waren nach andern Seiten hin beschäftigt, wie Leopold mit Bekämpfung der Schweizer und Ludwig mit Verdrängung seines Bruders Rudolf. Mittlerweile gewann Ludwig an Ansehn und Einfluß im deutschen Reiche, doch war er nicht im Stande, durch eigene Macht sein Baiern gegen Verheerungen zu schützen. Trauernd mußte er aus seinen Burgen zusehen, wie seine Erblande von den erbitterten Oestreichern überfallen und verwüstet wurden, und schon kam er auf den Gedanken, der Uebermacht zu weichen und dem Reiche zu entsagen. Da erhielt er, als er dessen am meisten bedurfte, neuen Beistand. Der König Johann von Böhmen und dessen Bruder Balduin Erzbischof von Trier, ferner Friedrich Markgraf von Baden, Friedrich Burggraf von Nürnberg, die Grafen von Montfort, Oettingen, Hohenlohe und Henneberg, und drei wackere Kriegshauptleute, Seifried von Schweppermann, Konrad von Bayrbrunn und Albrecht Rindsmaul, ein flüchtiger Steiermärker, kamen ihm zu Hilfe. Dadurch brachte er ein Heer von 1500 Reitern und 30,000 Fußgängern zusammen, und nun entschloß er sich zu einem entscheidenden Treffen. Aber ohne Vertrauen in eigne Einsicht übergab er den Oberbefehl dem tüchtigen Feldhauptmann von Nürnberg, Seifried von Schweppermann.

Auch Friedrich war zu einem entscheidenden Treffen entschlossen. Er war, während sein Bruder Leopold in Schwaben und am Oberrhein Ludwigs Anhänger bedrängte und namentlich die Güter des Grafen von Montfort verheerte, von Oestreich aus in Baiern eingefallen. Mit ihm waren, ausser seinen jüngern Brüdern, Karl König von Ungern, Heinrich Herzog von Kärnthen, Friedrich Erzbischof von Salzburg und noch einige Bischöfe. Seine Mannschaft mochte sich auf 2200 schwerbewaffnete Reiter, 4000 leichte ungerische Reiter und 24,000 Mann Fußvolks belaufen. In der Gegend von Mühldorf traf er auf seinen Gegner. Seine Freunde riethen ihm, die Ankunft seines Bruders Leopold, der mit Verstärkungen herbeirückte, abzuwarten, und glücklich wäre er vielleicht gewesen, hätte er auf diesen Rath gehört; aber sein zartes Herz empfand die unseligen Folgen des Kriegs zu tief, als daß nicht jeder Verzug der entscheidenden Schlacht ihm eine Verlängerung des Menschenelends zu seyn schien. "Schon genug des Blutes", sagte er, "schon genug der Thränen von Witwen und Waisen, und zu viel des Elends, das unser Ehrgeiz über die Christenheit gebracht hat! Lieber entsagen will ich meinem guten Rechte, lieber rühmlich unterliegen; aber auf keine Weise den Streit aufschieben."

So erfolgte am 28. Sept. 1322 die entscheidende Schlacht bei Mühldorf in Baiern. Von Sonnenaufgang an wurde von beiden Seiten mit heldenmüthiger Anstrengung gekämpft, Friedrich selbst zeichnete sich durch hohe Tapferkeit aus, und um Mittag schien sich der Sieg auf seine Seite zu neigen: die Böhmen wurden von ihm hart bedrängt; allein gegen Abend entschied eine Kriegslist. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg hatte sich mit 400 Reitern in einem nahen Gehölz in Hinterhalt gelegt. Plötzlich erschien er auf dem rechten Flügel der Oestreicher unter Trompetengeschmetter mit östreichischen Fähnlein, nicht anders, als rückten Leopolds Hilfsschaaren heran. Friedrich selbst glaubte dieß, und seine Haufen erhoben ein lautes Freudengeschrei. Aber wie erschraken sie, als die vermeinten Freunde auf ihre erschöpften Reihen sich warfen. Dieß Schrecken brachte sie in Unordnung und lähmte ihren Widerstand. Sie flohen. Aber nur wenige entkamen, viele wurden getödtet oder gefangen genommen, und unter diesen Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder. Friedrich selbst bestand, während die Seinigen flohen, den Kampf fast allein, bis sein Pferd, von Pfeilen durchbohrt, unter ihm niederstürzte. Jetzt, von der Menge der Feinde und namentlich von Albrecht Rindsmaul überwältigt, ergab er sich. Er ließ den Burggrafen von Nürnberg rufen, und

 über-

überreichte ihm sein Schwert, der Burggraf aber stellte ihn dem König Ludwig vor. Dieser empfing ihn mit den Worten, die, je nachdem sie ausgesprochen wurden, Hohn oder Freundlichkeit andeuten konnten: "Vetter, gern sehen wir euch!" Friedrich beschämt und zerknirscht antwortete nichts. Darauf wurde er auf das feste Schloß Trausnitz in der Gegend von Regensburg, und sein Bruder Heinrich nach Böhmen in Gewahrsam gebracht. Ludwig aber freute sich des gewonnenen Sieges, er belohnte die Seinigen, und ehrte besonders das Verdienst seines Kriegsobersten. Als er nach den Anstrengungen der Schlacht Erquickungen begehrte, und in der ausgeplünderten Gegend nichts für ihn aufzutreiben war als wenige Eier, so vertheilte er sie heiter unter seine Freunde mit den Worten: "Jedem ein Ei, aber dem frommen Schweppermann zwei!"

Leopold war indessen bis über den Lech langsam vorgerückt, wähnend, der entscheidende Kampf sey noch fern; denn die Boten, die sein Herbeirücken beschleunigen sollten, waren von den Mönchen des Klosters Fürstenfeld aufgefangen worden. Wie tief, wie schreckhaft wurde er nun erschüttert, als er die Nachricht von der Niederlage und Gefangennehmung des heißgeliebten Bruders empfing. Mehrere Tage brachte er einsam, ohne Speise und Trank hin,

sich

sich selbst über sein Zögern die bittersten Vorwürfe machend. Dann richtete er all sein Streben dahin, seinen Bruder zu befreien und Rache zu nehmen. In Baiern zu bleiben und den übermächtigen Sieger geradezu anzugreifen, schien ihm bei der Schwäche seiner Streitkräfte gefährlich. Eben so fand er es auch bedenklich, das Kloster Fürstenfeld wegen des Auffangens der an ihn gerichteten Boten zu züchtigen. Er zog sich zuvörderst nach Basel. Während nun Ludwig dem ganzen Reiche als einzigen Oberherrn sich zeigte, Landfrieden anordnete, Zölle aufhob, und die erledigte Mark Brandenburg seinem Sohne übertrug, eroberte und verheerte Leopold mehrere Oerter in Elsaß und Schwaben, die sich für Ludwig erklärten. Zugleich suchte er sich durch Bündnisse, namentlich mit dem König von Ungern zu stärken. Weiterhin bewog er den Herzog Heinrich von Kärnthen, sich für seines Bruders Befreiung zu verwenden, er lieferte an Ludwig'n die Reichsinsignien, ja er verschmähete selbst Zauberkünste nicht; aber vergebens: Friedrich blieb in Gefangenschaft. Mehr nützte es ihm, daß bald nach der Schlacht von Mühldorf Johann, König von Böhmen, erzürnt, daß Ludwig die Mark Brandenburg seinem eignen Hause und nicht ihm, dem böhmischen Könige, zugesprochen hatte, von selbigem sich abwendete. Denn hierdurch wurde nicht nur Ludwigs Macht geschwächt, sondern auch

Prinz

Prinz Heinrich, den König Johann in Gewahrsam hielt, wurde von diesem für ein Lösegeld von 9000 Mark Silber und gegen Verzichtleistung des östreichischen Hauses auf Böhmen, in Freiheit gesetzt (26. Febr. 1324). Am meisten aber kam es Leopold'n zu Statten, daß der Pabst Johann XXII., bei dem Versuch ganz Italien sich zu unterwerfen, mit Ludwig in Streit gerieth, den Bannfluch gegen ihn aussprach (1. Oct. 1324), ihn der Krone unwürdig erklärte, und den französischen König Karl IV. ermunterte, Deutschland und die Kaiserkrone an sich zu bringen. Leopold selbst, von Rachgier geblendet, bot hierzu die Hand: lieber wollte er einen Fremdling, als den Gegner seines Hauses, Ludwig von Baiern, auf dem deutschen Throne sehen. Er machte daher des Pabstes Bannflüche allerwärts bekannt, vereinigte sich zu Bar an der Aube mit Karl IV. (27. Jul. 1324) und unterhandelte dann (zu Rense im Jan. 1325) mit den Erzbischöfen von Mainz und Cöln und mit päbstlichen und französischen Gesandten über Ludwigs Absetzung und Karls Erhebung. Auch gewann er um eben diese Zeit im offenen Feld einen Sieg über seinen Gegner. Ludwig belagerte Burgau, um diese östreichische Feste in Schwaben, von welcher aus Leopold Baiern und die schwäbischen Reichsstädte angreifen ließ, zu vernichten; aber Leopold rückte plötzlich herbei und über-

fiel

fiel Ludwig'n so nachdrücklich, daß dieser geschlagen fliehen und sein ganzes Lager und Kriegsgeräthe zurücklassen mußte.

So viele Feindseligkeiten häuften Kummer und Sorgen auf Ludwig; wie konnte er bei den Stürmen, die Leopold und der Pabst gegen ihn erregten, seiner Krone froh und sicher seyn? Es ward ihm daher zum Bedürfniß, sich mit dem östreichischen Hause auszusöhnen und dazu den gefangenen Friedrich wieder in Freiheit zu setzen. Demnach begab er sich allein, oder nur von wenigen begleitet, im März 1325 nach Trausnitz.

Friedrich, durch Gram in dreijähriger Gefangenschaft körperlich und geistig geschwächt, erschrak bei der Nachricht von der Ankunft seines Gegners. Er machte sich auf seinen Tod gefaßt. Doppelt groß war daher die Ueberraschung, als er hörte, daß ihm auf Entsagung des Reichs die Freiheit wiedergegeben werden sollte. Freudig willigte er ein. Darauf einigten sich (6. März 1325) zwei Räthe beider Partheien, der Marschall Diedrich von Pillichdorfer östreichischer Seits und baierscher Seits der Graf Berthold von Henneberg, über die Bedingungen, unter denen Friedrich in Freiheit und Ludwig wegen der Zukunft sicher gestellt werden sollte. Von einem Lösegelde war nicht die Rede;

Rede; dagegen sollte Friedrich allen Ansprüchen auf die deutsche Krone zu Gunsten Ludwigs entsagen, alles, was er und seine Brüder dem Reiche entzogen, zurückgeben, sich samt seinen Brüdern mit Ludwig'n gegen dessen Feinde und namentlich auch gegen den, "der sich Pabst nenne", verbinden, seine noch junge Tochter Elisabeth mit Ludwigs Sohn Stephan verloben. Ueberlebte Friedrich Ludwig'n und käme nach dessen Tode die Krone an ihn, so sollte er dessen Söhne mit ihren Ländern und namentlich mit der Mark Brandenburg aufs neue belehnen, oder, käme ein andrer zur Regierung, sie in dem Besitze derselben schützen, wogegen auch Friedrich und seine Brüder alles, was ihnen von den früheren Kaisern zugesprochen worden war, behalten sollten. Das Vergangene sollte vergessen, niemand deshalb zur Strafe gezogen und alle Gefangene herausgegeben werden. Endlich sollte Friedrich diesen Vertrag beschwören, und könnte er ihn nicht erfüllen, sich wieder zum Gefängniß stellen. — Friedrich leistete den verlangten Schwur, genoß gemeinschaftlich mit Ludwig das heilige Abendmahl, und ward der Gefangenschaft entlassen.

Mit der Gewissenhaftigkeit eines redlichen Mannes suchte er nun dem beschwornen Vertrage nachzukommen. Er machte seine Entsagung auf die

deut-

deutsche Krone durch öffentliche Schreiben kund, er erkannte Ludwig'n öffentlich als seinen König und Herrn, er ermahnte seine Brüder und vormalige Verbündete zur Unterwerfung und Treue gegen ihn, und suchte selbst den Pabst mit ihm auszusöhnen. Aber bald fühlte er, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte: an der Erbitterung seines Bruders und an dem Starrsinn des Pabstes scheiterten alle seine Bemühungen. Beide erklärten sich mit Heftigkeit gegen den abgeschlossenen Vertrag; Leopold setzte die Feindseligkeiten gegen Ludwig mit voriger Erbitterung fort, der Pabst aber deutete (in einem Brief an Friedrich vom 12. Mai und an Leopold vom 26. Jul. 1325) den Vertrag von Trausnitz für erzwungen und ungiltig, sprach Friedrich'n von allen eingegangenen Verbindlichkeiten frei und bedrohete ihn mit dem Banne, wenn er denselben nachkäme.

Aber nicht die Drohungen des Pabstes, nicht die Aufforderungen eines innigst geliebten Bruders, nicht Ehrgeiz, nicht Rache konnten Friedrich'n von der Bahn des Rechts abwenden. Wie vierzig Jahre später Johann der Gute, König von Frankreich, in ähnlicher Lage äusserte: "und wäre "Treue und Glaube von der Erde verschwunden, "sie müßten sich doch im Munde und Herzen der "Könige finden", so dachte und handelte auch

Fried-

Friedrich von Oestreich. Theuer war ihm die Freiheit, aber noch theurer sein gegebenes Wort, und kein Zureden des Pabstes konnte die Stimme seines Innern betäuben. Da er nicht halten konnte, was er gelobt hatte, ging er auf eignen Antrieb nach München, und stellte sich als Gefangenen bei Ludwig ein (25. Jun. 1325). Aber auch Ludwig zeigte Gefühl für Edelsinn. Innigst gerührt über so viel Herzensgüte umarmte er Friedrich'n und behandelte ihn forthin nicht als einen gefangenen Feind, sondern als seinen trautesten Freund*). Er lebte, wie es heißt, mit ihm unter Einem Dache, aß und trank mit ihm an Einer Tafel; schlief mit ihm in Einem Bette; und als er nach Brandenburg gerufen ward, seinem bedrängten Sohne daselbst Hilfe zu leisten, so vertraute er ihm die Verwaltung Baierns, überzeugt, daß dadurch sein Erbland, wie auch geschah, vor Leopolds nie rastenden Anfeindungen am sichersten geschützt werden würde.

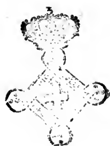
Jeden unbefangenen Sinn mußte und muß noch jetzt das Große und Edle in der Handlungsweise beider Fürsten ergreifen; aber weder Leopold noch der Pabst wurden dadurch ergriffen. Beide setzten vielmehr ihre Feindseligkeiten mit ungeschwächter Erbitterung fort, und Ludwig wurde bald überzeugt, daß er durch den Vertrag zu Trausnitz das nicht

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LIV.



Schubert del. Zschoch sc.

Friedrich von Oestreich und Ludwig der Baier.



nicht erreichen könne, was er durch denselben beabsichtigt hatte. Nur durch einen mildern Vertrag durfte er hoffen, den stürmischen Leopold für sich zu gewinnen, oder von der Verbindung mit dem Pabste und dem König von Frankreich loszureißen. Er schloß daher, nicht ohne dessen Theilnahme, zu München am 7. Sept. 1325 einen zweiten Vertrag mit Friedrich, dessen Hauptpunkte folgende waren: Er und Friedrich wollten zusammen regieren, alle wichtigen Angelegenheiten, und besonders die Ertheilung großer Lehen, einstimmig vollziehen und gemeinschaftlich alle ihre Feinde bekämpfen; beide als römische Könige und Brüder wollten Ein Hofgericht, Einen Hofschreiber und Ein Siegel mit dem Namen beider Könige haben; zöge der Eine von ihnen nach Italien, so solle der Andre die Regierung in Deutschland führen. — Auch dieser Vertrag wurde von Zeugen verbürgt, und von beiden Fürsten beschworen.

Es erweckt eine traurige Empfindung, wenn gerade die ehrwürdigsten Handlungen, deren die Geschichte erwähnt, in Zweifel gezogen werden. Solche Zweifel erscheinen als ein Verrath an der Menschheit, weil sie ihr vorleuchtende Muster entziehen und den Glauben an menschliche Tugend schwächen. Und doch darf sie der Geschichtschreiber, dem Darstellung des Wahren erstes Gesetz

seyn

seyn soll, nicht übergehen. In einem solchen Falle befinden wir uns hier. Man hat die Erzählung von der Rückkehr Friedrichs zur Gefangenschaft nach München und dem, was darauf folgte, als historisch unbegründet verworfen, weil nicht die älteren Zeitbücher, sondern erst spätere Schriftsteller derselben erwähnen, und dieß alles ein Mährchen genannt, das aus Verwechselung mit einer ähnlichen aber spätern Thatsache entstanden sey. Doch gegen dieses Verfahren läßt sich manches einwenden. Offenbar thöricht ist es, irgend eine Thatsache darum als ein Mährchen zu verschreien, weil Aehnliches früher oder später geschah; aber unzuläßig scheint es auch wegen des Stillschweigens der Zeitbücher oder wegen der Verschiedenheit in den Angaben gleichzeitiger und späterer Schriftsteller die Wahrheit obiger Erzählung überhaupt zu bestreiten. Es konnte mehreren Zeitgenossen ergehen, wie dem Pabste Johann XXII., der Friedrichs seltene Redlichkeit als etwas Unglaubliches ansah, und nicht begriff, wie zwei Männer, die so viele Jahre mit der größten Erbitterung um den Thron gekämpft hatten, ohne Trug sich aussöhnen und zum freundschaftlichen Verkehr sich vereinigen konnten. Gewiß ist es ferner, daß beide oben erwähnte Verträge zwischen Friedrich und Ludwig abgeschlossen wurden; denn für ihre Aechtheit sprechen noch vorhandene Urkunden, die Andeutungen in den Brie-

fen

sen des Pabstes, die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller und viele darüber angestellte Untersuchungen*). Waren aber diese Verträge wirklich abgeschlossen, so konnte dieß nur in Folge solcher Ereignisse geschehen, als wir oben geschildert haben. Hierzu kommt, daß es unbezweifelt gewiß ist, daß Friedrich bald nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft nach München zurückkehrte, und daß Ludwig das größte Vertrauen in ihn setzte: beides aber läßt sich am sichersten aus der aufgestellten Erzählung erklären. Endlich ist auch gewiß, daß zu den Unterhandlungen zwischen Friedrich und Ludwig nur wenige hinzugezogen und die Verträge selbst anfangs als ein Geheimniß behandelt wurden, weil man bei beiden den Widerspruch des Pabstes fürchtete, und weil namentlich der letzte nicht ohne Einwilligung der Stände des Reiches abgeschlossen oder in Kraft gesetzt werden konnte. Denn wenn schon ein römischer König nur mit Beistimmung des Reiches von einem römischen Kaiser ernannt werden konnte, so konnte noch weniger eine Reichstheilung oder Regierungsgemeinschaft, wie die hier verabredete, ohne Beistimmung des Reiches Statt finden. In der That scheint auch Friedrich eigentlich nur den Königs-

*) Man sehe Baumann Voluntarium Imperii Consortium inter Fridericum Austriacum et Ludovicum Bavarum, pag. 98 f. und Mannert Kaiser Ludwig VI. oder der Baier, Landshut 1812, S. 240—245.

nigstitel behalten, nicht aber einen völlig gleichen Antheil an der Reichsregierung gewonnen, noch weniger denselben, gesetzt daß er ihn auch anfangs hatte, bis an das Ende seines Lebens behauptet zu haben. Der Fortgang der Begebenheiten macht dieses wahrscheinlich.

Der Widerspruch, den Ludwig und Friedrich bei Abschließung des zweiten Vertrags fürchten mußten, erfolgte. Die Kurfürsten verwarfen diesen Vertrag als einen Eingriff in ihre Wahlrechte, und der Pabst stimmte ihnen nicht nur bei, sondern schilderte es auch als eine Verletzung der Kirchenrechte, daß ein Gebannter einen solchen Vertrag abgeschlossen habe, und ermunterte den französischen König in der Bewerbung um die deutsche Krone thätiger zu seyn. Herzog Leopold blieb dabei nicht unthätig. Er hatte zu dem zweiten Vertrage, der den Ansprüchen seines Bruders und dem Zwecke seines seitherigen Strebens entsprach, seine Einwilligung gegeben, und suchte nun die Fürsten und Städte besonders am Rhein zur Zustimmung zu nöthigen. Aber ehe noch der Reichstag zu Speier, der im März 1326 wegen dieses Gegenstandes gehalten werden sollte, zu Stande kam, verzehrte ihn seine rastlosfeurige Thätigkeit. Ein hitziges Fieber raffte ihn hinweg, zu Straßburg am 28. Febr. 1326 im vier und dreißigsten Jahre seines Alters.

Sein

Sein Tod störte die seitherigen Verhältnisse zwischen beiden Königen. Ludwig, nun ohne Furcht vor dem kühnen und gewaltsamen Leopold, achtete nicht mehr auf den mit Friedrich abgeschlossenen Vertrag, ja er widersprach demselben öffentlich: die Mißbilligung, die derselbe erregte, konnte ihm einen scheinbargiltigen Vorwand hierzu geben. Friedrich aber, schon durch seine lange Gefangenschaft gebeugt und noch mehr niedergeschlagen durch seines Bruders Tod, hatte den Muth und Ehrgeiz zu allen großen Unternehmungen verloren. Zwar behielt er den königlichen Titel bis an seinen Tod; aber er that nichts, um sein königliches Ansehn in Deutschland geltend zu machen, als daß er etwa Belehnungen ertheilte; selbst als Ludwig nach Italien zog (1327), blieb er ruhig. Auch mit seinem jüngern Bruder, Otto dem Kühnen, der von ihm eine neue Gütertheilung zu erzwingen suchte, machte er, sobald er konnte, Frieden, und überließ ihm die Güter, die Leopold in Schwaben besessen hatte.

Nach so manchen bittern Erfahrungen, die sein Leben getrübt hatten, brachte er seine letzten Jahre auf dem abgelegenen Bergschlosse Guttenstein in Unteröstreich ganz schwermüthig hin. Hier starb er am 13. Jan. 1330, und in der Karthause zu Mauerbach, die er gestiftet hatte, wurde er begraben — ein edler Fürst! Krone und Lebensglück konnte ihm

die

die Uebermacht seiner Gegner rauben, aber nicht den unverwelklichen Ruhm seltener Treue und Redlichkeit.

XXIV.
Züge aus dem Leben Kaisers Maximilian I.

Maximilian I., der Sohn Kaisers Friedrich III. und der portugiesischen Prinzessin Eleonore, geboren den 22. März 1459, seit 1477 durch Vermählung mit Maria, Tochter Karls des Kühnen, Herr der burgundischen Staaten, seit 1486 römischer König, und seit 1493 Nachfolger seines Vaters in allen Würden und Ländern desselben — ist als Mensch und als Regent gleich ausgezeichnet und merkwürdig. Um dieß zu erweisen, wollen wir hier nicht den Gang seiner Thaten und Schicksale, den wir oben angedeutet haben*), wiederholen, sondern nur die Züge auffassen, die sein Wesen bezeichnen.

Die herrlichsten Gaben des Körpers und Geistes waren ihm verliehen. Er war stark und schön gebaut, hatte einen wahrhaft majestätischen Anstand, und

*) s. Histor. Bilders. IV, 1, 96—102.

und vereinigte mit gewaltiger Stärke eine unglaubliche Gewandtheit, mit stürmischen Aufwallungen die liebenswürdigsten Eigenschaften, Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Offenheit, Scherzhaftigkeit. Ueberaus lebhaft, thätig, ruhmbegierig und bis zur Verwegenheit kühn, fühlte er sich zu dem Manchfaltigsten hingezogen, am meisten zu dem Ausserordentlichen, Abenteuerlichen und Gefahrvollen. Vergnügen gewährte es ihm, mit der Gefahr zu scherzen, gleich den Helden des Alterthums mit Löwen, Ebern und Bären zu kämpfen, oder auf den Geländern hoher Thürme herumzugehen, bei Gemsenjagden den kühnsten Alpenjägern auf schreckensvollen Klippen voranzueilen, daß den Zuschauenden das Sehen darüber verging. So gerieth er als Jüngling einst in Tyrol bei dem Verfolgen einer flüchtigen Gemse auf die St. Martinswand oder den Zirlberg, eine hohe und schroffe Felsenspitze an der Straße nach Insbruck. Er konnte nicht wieder herab- und niemand zu ihm hinaufkommen; kaum, daß seine Stimme vernommen wurde. Er schien des Hungers oder der Erstarrung Beute zu werden, und von ferne zeigten ihm als einem Sterbenden Priester das heilige Sacrament. Erst am dritten Tage gelang es einigen kühnen Bergknappen (ihm galten sie Engel!), Seile ihm zuzuwerfen, mit denen er herabgezogen und so vom nahen Tode befreit wurde.

An Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen, wie an Gefühl für ritterliche Ehre wich er keinem seiner Zeitgenossen; ja in ihm sammelten sich gleichsam die letzten Strahlen des verlöschenden Rittergeistes. Nie schlug er daher das Anerbieten eine Lanze zu brechen aus; mitunter vergaß er dabei wohl gar, was er seiner Würde schuldig war. Als er seinen ersten Reichstag zu Worms hielt (1495), forderte ein hochberühmter französischer Ritter, Claudius von Batré, jeden Deutschen, der es wagen wolle, auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Niemand wagte es, diesen Kampf zu bestehen: der Ruf der Unüberwindlichkeit, in welchem der Ritter stand, schreckte alle zurück. Nur Maximilian, der Kaiser, brannte vor Begierde, die Ehre des Vaterlands gegen den prahlenden Franzosen zu retten; er nahm die Herausforderung an, und erschien völlig gerüstet in den Schranken. Der Kampf begann, die Lanzen brachen, und die Kämpfenden griffen zu den Schwertern. Maximilian empfing einen Hieb in die Brust. Dieß verdoppelte seine Anstrengungen, und endlich gelang es ihm, den Franzosen zu überwinden.

Aber wie leidenschaftlich er für ritterliche Uebungen und ritterliche Ehre erglühete, eben so thätig war er für Geistesübungen aller Art. Er kannte alle damals in Europa gewöhnliche Sprachen, und wußte sich im Latein, Deutschen, Französischen,

Italienischen, Englischen und Böhmischen mit vieler Geläufigkeit auszudrücken. Seine Beredsamkeit hatte viel Kräftiges und Eindringliches. Er kannte und übte alle damals bekannten Künste und Wissenschaften, sogar der Kochkunst und des Harnischschmiedens war er kundig. Aber Musik, Dichtkunst, Malerei und Baukunst waren ihm am werthesten. Unter den ernstern Studien zog ihn am meisten Mathematik und Geschichte an: jene, um des Kriegswesens willen, das er zur Kriegskunst erhob, diese, um der Ehre seines Hauses willen, dessen Thaten samt den eignen er im glanzvollsten Lichte auf die Nachwelt zu bringen suchte. Eben darum schickte er vertraute Freunde durch ganz Deutschland, die Stammbäume seines Hauses und die Grabschriften auf die Fürsten desselben zu sammeln. Er selbst schrieb mehrere Schriften über verschiedene Zweige des menschlichen Wissens, oder dictirte seinen Geheimschreibern Erzählungen seiner Thaten und Abenteuer, oder ermunterte andre, solche zu schildern. Auf solche Weise entstanden zwei Werke, der Teuerdank und Weiß-Kunig, die als Abbild seines Lebens und des Geschmacks seiner Zeit ein besonderes Ansehn erlangt haben.

Der Teuerdank, das berühmteste deutsche Gedicht im sechzehnten Jahrhundert, nicht von Maximilian selbst, wohl aber mit seinem Vor-

wissen von seinem Geheimschreiber, Melchior Pfinzing (geb. zu Nürnberg 1481, gest. als Probst zu Mainz 1535) verfaßt, mit Holzschnitten nach Maximilians Angabe vom Maler Hans Schäufelin ausgeschmückt und dem Kaiser Karl V. (damals erst König von Spanien) zugeeignet, erschien zuerst im Jahr 1517 prachtvoll gedruckt, und nachher in vielen andern Ausgaben. Es enthält eine allegorische Schilderung der Gefahren, welche Maximilian vorzüglich bei Bewerbung um die Hand Mariens von Burgund zu bestehen hatte. Die wirklichen Namen und Vorfälle sind in bildliche umgestältet, und dem Hauptgegenstand viele Ereignisse aus Maximilians früherm und späterm Leben eingewebt. Der Name Teuerdank soll nach der eignen Angabe des Verfassers einen Helden anzeigen, der auf Abenteuer denkt. — Das andre Werk, der Weiß-Kunig, in Prosa verfaßt, ist von Maximilian selbst entworfen, von seinem Geheimschreiber Marcus Treizsauerwein ausgeführt, und von Hans Burgmaier, einem Schüler Albrechts Dürer, mit 237 Holzschnitten ausgestattet. Es enthält die Geschichte Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilians, aber nicht in offenkundiger Erzählung, sondern in geheimnißvoller Umhüllung. Keine Person, kein Land, keine Stadt wird mit dem eigentlichen Namen benennt, sondern wie im Teuerdank, dessen

Sei-

Seitenstück dieses Werk ist, mit allegorischer Andeutung. So wird z. B. das aufrührische Flandern die braune Gesellschaft, der König von Frankreich der blaue, der König von England der rothe, der König von Spanien der schwarze, er selbst, der deutsche Kaiser, der weiße König genannt, oder vielmehr der Weise; denn es wird mit diesem Beiwort auf seine Weisheit gedeutet. Lange Zeit war dieses merkwürdige Werk nur als Handschrift auf der wiener Hofbibliothek vorhanden; erst im Jahre 1775 erschien es unter dem Titel: "Der Weiß-Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I.", zum ersten Male im Druck.

Indem Maximilian, vielleicht nur aus Begierde sich und sein Haus verherrlicht zu sehen, zu diesen und ähnlichen Werken Veranlassung gab, trug er zugleich zur Beförderung der Künste und Wissenschaften bei. Doch that er dieß auch auf andre Weise. Mit allen ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit lebte er in Verbindung, viele derselben waren seine Tischgenossen, und wurden von ihm zu hohen Würden und Aemtern erhoben, noch mehrere empfingen von ihm Anregung und Stoff zur Uebung ihrer Talente. Durch ihn ward ferner die kaiserliche Hofbibliothek zu Wien angelegt, der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise

zur

zur Stiftung der Universität Wittenberg ermuntert, Holzschneide- und Kupferstecherkunst empor gebracht. Ueberhaupt war er äusserst ideenreich, immer mit den verschiedenartigsten Gegenständen beschäftigt. Um nichts zu vergessen, hielt er sich ein Memorien- oder Gedächtnißbuch, in welchem er kurz andeutete, was ihm begegnete, oder was ihm einfiel, oder was er auszuführen beschlossen hatte.

Als Regent erscheint er in einem zwiefachen Lichte, anders bei seinen auswärtigen Unternehmungen, anders bei der Verwaltung des Innern. Bei seinen auswärtigen Unternehmungen oder bei den Kriegen, die er führte, und den Verbindungen, die er einging, spielte er meistens eine seiner Würde unangemessene Rolle. Nirgends konnte er etwas Bedeutendes ausrichten, selten seinen Worten Nachdruck geben, gewöhnlich nicht halten, was er versprochen hatte. Die Ursachen hiervon lagen theils in ihm selbst, theils in äusseren Umständen. Er war zu lebhaft und veränderlich, sein Thatendurst trieb ihn von einem Unternehmen zum andern; er ließ sich daher in zu Vielerlei ein, und führte selten etwas völlig aus: einst wollte er sogar Pabst werden. Er war ferner unwirthschaftlich, prachtliebend, verschwenderisch-freigebig, mit einem Worte kein Staatswirth; daher fehlte es ihm immer an Geld, oder dem Mittel, große Unternehmun-

gen

gen zu Stande zu bringen; und wenn er Geld erhielt, so war es bald zu andern Zwecken, als wozu es bestimmt war, verschleudert, und er mußte entweder unwürdige Hilfsmittel ergreifen oder seine Unternehmungen aufgeben. Hierzu kam, daß die, mit denen er am häufigsten in Verkehr gerieth, die Könige Ferdinand der Katholische und Ludwig XII., der Pabst und Venedig, entweder schlauer und verschlagener waren als er, oder doch von seinen Schwächen Nutzen zu ziehen wußten. Endlich wurde er auch vom deutschen Reiche nicht gehörig unterstützt; denn bei allen nachdrücklichen Vorstellungen dessen, was die Noth und Ehre des deutschen Reichs erheischte, sagten ihm die Stände entweder keine Hilfe zu, oder nur kärgliche, und leisteten selbst diese so langsam, daß darüber der rechte Augenblick für ihn verloren ging.

Aber wie kläglich auch seine Unternehmungen nach aussen hin erscheinen, so rühmlich und wohlthätig erscheint seine Verwaltung des Innern im Bezug auf seine Erbstaaten wie auf Deutschland überhaupt. Unter ihm wurde zum Heil für ganz Deutschland das Faustrecht aufgehoben, der ewige Landfrieden hergestellt, das Reichskammergericht angeordnet, die Eintheilung in zehen Kreise mit deren Kreishauptleuten bewerkstelliget, die Stiftung des Postwesens eingeleitet, die Rechtspflege und das

Po-

Polizeiwesen verbessert, Künste und Wissenschaften, wie schon oben gezeigt wurde, befördert. — Ganz besonders machte er sich um seine östreichischen Erbländer verdient. Denn wie traurig auch der Zustand war, in welchem er sie übernommen hatte, und wie häufig er selbst in Kriege verwickelt war, so gelang es ihm doch, Ordnung und Wohlstand über sie zu bringen. Er verband sie enger unter einander und mit dem deutschen Reiche, stellte, namentlich in Schwaben und Vorarlberg, wo noch keine Stände waren, Bürger und Bauern als solche auf, stiftete gute Polizeieinrichtungen, besonders Armenanstalten (die ersten in Deutschland!). Den allgemeinen Landfrieden, den er über ganz Deutschland gebracht hatte, hielt er in seinen Erbstaaten aufrecht; er theilte dazu dieselben in Aemter, errichtete für alle Theile der Landesverwaltung besondere Collegien, und setzte über diese einen allgemeinen Gerichtshof, d. allmählich zum Reichshofrath erwuchs. Ganz vorzüglich lag ihm die Kriegsverfassung am Herzen. Er verordnete dazu eine allgemeine Landesbewaffnung, wenn ein Feind einbräche, führte ein stehendes Heer und gute Kriegszucht bei demselben ein, und machte die vorher schwerfälligen Kriegshaufen beweglicher, indem er sie in Regimenter, Rotten und Fähnlein eintheilte, und schwere und leichte Reiterei unterschied. Auch erfand er eine neue Art von Lanzen, und verbeßerte

das

das Gießen und Richten des Feuergeschützes, das er selbst sehr gut zu handhaben wußte. — Und wie sehr hat er endlich die Größe seines Hauses erhoben! Durch glückliche Heurathen oder kluge Benutzung günstiger Umstände brachte er die Niederlande, Spanien, Ungern und Böhmen an dasselbe, und vereinigte mit demselben das über hundert Jahr davon getrennte Tyrol. Mit Recht verdient er daher der zweite Stifter des Hauses Oestreich zu heißen. Denn wie Rudolf von Habsburg, dem er überhaupt in Rücksicht auf Thätigkeit, Gutmüthigkeit und Sorge für gesetzliche Ordnung glich, den ersten Grund zu dieser Macht legte, so hat er dieselbe zu einer der Hauptmächte Europas emporgebracht, und dadurch die vielen Denkmäler seines Lebens und Wirkens auf das Folgenreichste vermehrt.

XXV.

XXV.

Cosmo und Lorenzo von Medici.

Wie das Haus der Medici überhaupt eines der berühmtesten unter den Fürstenhäusern Italiens ist, so sind insbesondere Cosmo und Lorenzo von Medici die glanzvollsten Zierden dieses Hauses, — beide groß durch Talente, durch Tugenden und durch die erfolgreichste Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Florenz, das sich seit, dem Untergang der Hohenstaufen, durch seine glückliche Lage wie durch die Betriebsamkeit seiner Einwohner zu der wichtigsten Stadt Toskanas erhoben und, nach langen Kämpfen zwischen den vornehmsten Familien des Adels, Volksfreiheit behauptet hatte, war die Vaterstadt der Medici. Diese, ursprünglich der Arzneikunde beflissen (wovon sie, wie es heißt, den Namen und in ihrem Wappen drei Pillen führten), späterhin glückliche Kaufleute, die allenthalben Waarenniederlagen und Wechselbanken hatten, gelangten durch Handel zu Reichthümern und durch deren klugen Gebrauch zur Herrschaft. Den Weg dazu öffnete Johann von Medici, geb. 1360, der eigentliche Stifter der Größe dieses Hauses. Im Besitz unermeßlicher Schätze, die er durch Thätigkeit und

Glück im Handel erworben hatte, zeigte er Freundlichkeit, Freigebigkeit und patriotischen Sinn. Dadurch wußte er seine Mitbürger, wie eifersüchtig sie auch auf ihre Freiheit waren, so für sich zu gewinnen, daß sie ihn bei allen Staatsgeschäften befragten, und ihm ohne sein Nachsuchen die wichtigsten Staatsämter übertrugen.

Die Grundsätze, nach denen er gehandelt hatte, suchte er, und nicht ohne Erfolg, auf seine Nachkommen überzutragen. Dem Tode nahe sprach er zu Cosmo und Lorenzo, seinen Söhnen: "Ich "fühle, daß die Zeit meines Lebens verlaufen ist; "aber ich sterbe zufrieden, da ich euch, meine Söhne, "in Wohlstand und Gesundheit zurücklasse. Folget ihr meinem Beispiele, so werdet ihr in eurer "Vaterstadt Ehre und Auszeichnung behaupten. "Nichts macht mir jetzt mehr Vergnügen, als der "Gedanke, daß ich durch mein Betragen niemand "wissentlich beleidigt, sondern mich stets bemüht "habe, allen nach meinen Kräften zu dienen. Ich "rathe euch, dasselbe zu thun. Was Staatsämter "betrifft, so bitte ich euch, um eurer Sicherheit "willen nur solche anzunehmen, welche euch durch "die Gesetze oder durch den guten Willen eurer "Mitbürger zukommen; denn nur die Ausübung "der Macht, welche durch Gewalt erlangt ist, nicht "der, welche der freie Wille zugestanden hat, ver-

"an-

"anlaßt Haß und Zwietracht." — Nicht lange darauf starb er (20. Febr. 1428), und sein Ansehn samt seinen Grundsätzen vererbte sich auf seinen ältesten Sohn Cosmo.

Cosmo, geb. 1389, hatte schon bei Lebzeiten seines Vaters nicht nur Handelsgeschäfte sondern auch Staatsangelegenheiten mit glücklichem Erfolg betrieben. Jetzt nach dem Tode seines Vaters erlangte er die oberste Leitung des florentinischen Freistaates nicht durch Gewalt, sondern durch kluge Mäßigung, Dienstfertigkeit und Großmuth. Ehrenstellen schlug er eher aus, als daß er gierig darnach strebte; er war zufrieden mit dem Titel eines Bürgers von Florenz; doch nahm er an allen Staatsgeschäften Antheil, und wußte es so zu leiten, daß die Staatsämter, die er selbst nicht bekleiden konnte oder wollte, mit Männern besetzt wurden, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Auf solche Art beschwichtigte er die Eifersucht der Vornehmen und den Freiheitssinn des Volkes, und indem er mit seinen Reichthümern und seinen Rathschlägen dem Staate nur zu dienen schien, wurde er in der That der Beherrscher desselben. Aber noch war seine Herrschaft nicht gesichert. Vielmehr wußte es einer seiner Gegner, Rinaldo d'Albizi, dahin zu bringen, daß er im Regierungspallaste verhaftet und dann auf zehn Jahre verbannt wurde

wurde (1433). Doch wie schon während seiner Verhaftung, so wurde auch während seiner Verbannung das Wohlwollen und Ansehn offenkundig, dessen er in und ausser Florenz genoß. Er wendete sich nach Venedig. Dort wurde er nicht als Privatmann, sondern als Fürst vom Senate bewillkommt, und kaum war ein Jahr verflossen, als auf Betrieb der Freunde seines Hauses Albizi verbannt und Cosmo nach Florenz zurückgerufen wurde (1434).

Mit lautem Jubel wurde der Zurückkehrende empfangen, und von nun an bis an seinen Tod, dreißig Jahre hindurch (1434—1464), blieb er geachtet und geehrt an der Spitze des florentinischen Freistaates, ohne daß Eifersucht unter den Vornehmen oder Mißtrauen unter dem Volke sich gegen ihn erhob. Er wußte Beleidigungen zu verzeihen: nie unternahm er das Mindeste gegen die Republik und seine Gegner. Dagegen kettete er durch Freigebigkeit und Großmuth Volk und Adel an sich: es war kein angesehener Bürger in Florenz, dem er nicht bedeutende Summen vorgeschossen hätte. An der Spitze von Heeren erschien er nicht: Feldherrentalente scheinen ihm gemangelt zu haben; aber mit Klugheit leitete er die auswärtigen Angelegenheiten, und die Fürsten Italiens bewarben sich um seine Freundschaft, weil er sie mit seinen

Reichthümern unterstützen konnte. Im Innern hielt er die Partheien in Schranken, Ruhe und Ordnung aufrecht. Er vermochte alles, weil er nichts wollte, was dem Volkswillen entgegen schien, und alles vermied, was den Verdacht herrschsüchtiger Gesinnungen und Absichten erregen konnte. Darum auch verheurathete er seine Söhne nicht an Fürstentöchter, sondern an Töchter edler Florentiner. Nach dem Tode des Neri Capponi, seines alten Gegners (1455), hätte er vielleicht Oberherr des Staates auch dem Namen nach werden können; aber er zog es vor, als erster Bürger den Staat zu leiten. Weder in seiner Lebensweise noch in seiner Umgebung suchte er einen Vorzug vor andern angesehenen Bürgern. Dagegen schmückte ihn am Abend seines Lebens die Dankbarkeit der Florentiner mit d.m Ehrennamen "Vater des Vaterlandes."

Aber wie ausgezeichnet seine Staatsverwaltung ist, so ist doch noch ausgezeichneter und denkwürdiger, was er für das Aufleben der Künste und Wissenschaften that.

Schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts war durch Petrarca und Boccacio die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, besonders des griechischen und römischen Alterthums, erwacht, und in Cosmo's Jugendjahren war durch den ge-

lehr-

lehrten Griechen Emanuel Chrysoloras, der (zuerst 1391) als Gesandter von Constantinopel nach Italien kam, und späterhin (seit 1396) in Florenz lehrte, das Studium der griechischen Litteratur und Sprache neu angeregt und verbreitet worden. Von nun an wurden die Werke der Alten mit solcher Begierde aufgesucht, daß das Auffinden einer alten Handschrift einer wichtigen Eroberung gleich schien. Auch Cosmo wurde von dieser Liebe für alte Litteratur und Kunst ergriffen. Von Jugend auf war er den Wissenschaften ergeben (sein wißbegieriger und nach dem Großen aufstrebender Geist führte ihn zu denselben hin), und bis zu seinem Tode fand er in dem Umgang mit Gelehrten, die immer Zutritt zu ihm hatten, die angenehmste Erheiterung. Hierzu kam, daß auch politische Rücksichten ihn zu einem Gönner und Beschützer der Gelehrten machen konnten. Durch sie ward sein Ansehn in und ausser Florenz befördert; sie verherrlichten ihn in ihren Schriften, verbreiteten den Ruhm seiner Tugenden, besonders seiner Freigebigkeit, und lenkten immer mehr die öffentliche Meinung zu seinem Gunsten. — Aber sie hatten auch vollgiltige Ursache dazu! Denn groß und wichtig war, was er für sie und ihre Bestrebungen that. Er zog Männer von Ruf und Gelehrsamkeit nach Florenz, und sein Haus stand allen ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit offen.

Den Griechen, die vor und nach der Eroberung Constantinopels als Lehrer der griechischen Litteratur nach Italien kamen, so wie den gelehrten Italienern, die sich durch sie bildeten und bald mit ihnen wetteiferten, gewährte er die freundlichste Aufnahme, die freigebigste Unterstützung und ehrenvolleste Aufmunterung. Um das Studium der platonischen Philosophie, die zu seiner Zeit durch den gelehrten Griechen Gemistus Pletho in Italien bekannt wurde, und die seinem hohen Geiste besonders zusprach, empor zu bringen, ließ er den Sohn seines Leibarztes, Masilius Ficinus, von Jugend auf für dieselbe erziehen, und errichtete eine platonische Akademie zu Florenz, vorzüglich zur Erklärung der Schriften des Plato. Mit rastlosem Eifer suchte er, was damals so schwer hielt und so große Kosten und Mühen erforderte, die Schriften des Alterthums aus der Verborgenheit, in der sie begraben lagen, ans Licht zu ziehen. Dieser Eifer fand Belohnung. Durch seine Reichthümer, durch seine über Asien, Afrika und Europa verbreiteten Handelsverbindungen, so wie durch zwei zu seiner Zeit eintretende Ereignisse, die Eroberung von Constantinopel und die Erfindung der Buchdruckerkunst, gelang es ihm, viele hundert Handschriften in lateinischer, griechischer, hebräischer, arabischer, chaldäischer und indischer Sprache zusammenzubringen und neue Drucke hinzu zu fügen. Diese Samm-

lung

lung wurde die Grundlage der berühmten "Mediceischen Bibliothek." Eine andre Sammlung griechischer und römischer Handschriften, die der Florentiner Niccolo Niccoli angelegt hatte, brachte er nach dessen Tode (1436), indem er dessen Schulden bezahlte, an sich. Aber weit entfernt, mit solchen Schätzen zu geizen, bestimmte er sie zum öffentlichen Gebrauch. Er stellte daher diese Bibliothek in dem Kloster des heiligen Marcus, das er auf eigene Kosten erbaut hatte, auf und ernannte zum Aufseher derselben den gelehrten Thomas von Sarzana, der nachmals als Pabst Nicolaus V. Stifter der vaticanischen Bibliothek wurde. — Aber auch die bildenden Künste fanden durch ihn Unterstützung. Wie er die Baukunst beförderte (mit großem Kostenaufwande ließ er zu Florenz herrliche Paläste aufführen, die er mit kostbaren Vasen, Statuen, Büsten, Gemmen und Münzen des Alterthums ausschmückte), so beförderte er auch die Malerei, die Bildnerei, die Gießerei in Kupfer und Erz. Jedes Talent fand durch ihn Ermunterung.

In den letzten Tagen seines Lebens zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, und lebte auf seinen Landsitzen, vornehmlich beschäftigt mit dem Anbau seiner Ländereien, oder mit dem Studium der platonischen Philosophie. Doch fuhr er

dabei fort, durch Rath und That für den Wohlstand des Staates und seines Hauses zu sorgen. Seine Geisteskräfte blieben bis zu seinem Hinscheiden ungeschwächt, und mit der Ruhe des Weisen sahe er dem Tode entgegen. Durch philosophische Betrachtungen und kirchliche Gebräuche bereitete er sich zu demselben vor, ordnete die Angelegenheiten seines Hauses, gab den Seinigen väterliche Ermahnungen und bat sie unter andern auch, sein Leichenbegängniß so geräuschlos als möglich zu vollziehen. Am 1. Aug. 1464 entschlief er im 75. Jahre seines Alters, werth der Thränen, welche die Mehrzahl der Florentiner ihm nachweinte. Die Tugenden des Menschen und Staatsbürgers hatten ihn geschmückt.

Er hatte zwei Söhne, Piedro und Johann. Von diesen war der jüngere noch vor ihm 1461 (41 Jahre alt) gestorben; der ältere aber, der ihn überlebte, war schwächlich an Geist und Körper. Cosmo hatte daher gefürchtet, daß mit diesem der Glanz seines Hauses, der eigentlich nur von der Persönlichkeit der Häupter desselben ausging, erbleichen möchte. Doch hatte er sich wiederum zu frohen Hoffnungen erhoben, wenn er auf die vielversprechenden Talente seiner Enkel, der Söhne dieses Piedro, Lorenzo und Julian, hinschauete. Eben darum hatte er auch in der Nähe des Todes den

den Piedro dringend aufgefordert, die weitere Ausbildung dieser Jünglinge mit aller Sorgfalt zu fördern. Was er sterbend gefürchtet und gehofft hatte, geschah. Der schwache und kränkliche Piedro that nichts, um das Ansehn seines Hauses zu erheben: er lebte größtentheils auf seinen Landgütern; Kränklichkeit erlaubte ihm nicht, sich der Staatssachen mit Eifer anzunehmen; doch zeigte er wie sein Vater Eifer für Wissenschaften und beförderte, wie dieser gewünscht hatte, die Aufbildung seiner Söhne. Auch starb er schon nach fünf Jahren (3. Dec. 1469) 53 Jahre alt, und nun kamen seine beiden talentvollen Söhne an die Spitze seines Hauses, von denen besonders Lorenzo den Glanz und Ruhm desselben aufs neue erhob und für immer verherrlichte.

Lorenzo, geb. den 1. Jan. 1448, entfaltete von Kindheit auf die herrlichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Ausgebildet wurden diese durch sein regsames Streben, durch geschickte Lehrer, durch das Beispiel und die Ermunterungen seines Vaters und Großvaters und insbesondere durch die zärtliche Sorgfalt seiner Mutter, Lucretia, einer der gebildetsten Frauen ihrer Zeit. Er machte daher frühzeitig schnelle und bedeutende Fortschritte in der alten Litteratur und Philosophie, in der Beredsamkeit, Dichtkunst und Musik. Selbst körperliche Uebun-

 gen

gen betrieb er mit dem glücklichsten Erfolge. Als er zum Jüngling herangereift war, ließ ihn sein Vater die Hauptstaaten Italiens besuchen, sowohl um die Einrichtungen derselben kennen zu lernen, als auch um Verbindungen anzuknüpfen, die zur Wohlfahrt seiner Vaterstadt und seines Hauses beitragen konnten. So kam er 1465 nach Pisa, dann 1466 nach Rom, Venedig und Mailand. Im ein und zwanzigsten Jahre heurathete er (1. Jun. 1469), nach dem Rathe seines Vaters, Clarissa, die Tochter Jakobs Orsini, eines edlen Römers, und immer behandelte er seine Gemahlin mit Achtung. Auch mit seinem Bruder Julian lebte er in der zärtlichsten Vertraulichkeit, durch mehr als ein Band an ihn gekettet; denn auch Julian entfaltete die herrlichsten Talente und erglühete für Künste und Wissenschaften.

Gleich nach seines Vaters Tode ward dem Lorenzo von seinen Mitbürgern die oberste Leitung der florentinischen Republik angetragen. Er nahm diesen Antrag an, wählte aber auch diejenigen seiner Mitbürger, die als einsichtsvolle und rechtschaffene Männer anerkannt waren, zu seinem Beirath. Mit ihnen leitete er die innern und äussern Angelegenheiten von Florenz, ohne dabei seines Hauses und seiner Studien zu vergessen. So verstrichen neun Jahre größtentheils ruhig, als plötzlich eine

Ver-

Verschwörung gegen ihn losbrach, die vornehmlich vom Pabste Sixtus IV. ausging.

Sixtus IV. hatte anfangs mit Lorenzo in freundschaftlichem Verkehr gestanden; ihm hatte er, als derselbe mit fünf andern florentinischen Gesandten zu seiner Erhebung Glück wünschte (1471), das einträgliche Amt eines Schatzmeisters des päbstlichen Stuhles übertragen. Als aber Lorenzo dem Beginnen des Pabstes, seine Neffen oder Söhne auf Kosten Andrer mit Würden und Aemtern zu versorgen, und namentlich dem einen derselben, dem Grafen Hieronymus Riario, auf gewaltthätige Weise Besitzungen zu verschaffen, sich entgegen stellte, und gegen den Pabst und Neapel, das mit diesem verbunden war, ein Bündniß zwischen Mailand, Venedig und Florenz zu Stande brachte (1474), durch welches die Ruhe Italiens und die Sicherheit des florentinischen Gebietes erhalten werden sollte: so verwandelte sich jener freundschaftliche Verkehr in glühenden Haß und wilde Verfolgung. Um sich zu rächen, verband sich Sixtus IV. mit den Pazzi's, die nächst den Mediceern die reichste und angesehenste Familie in Florenz ausmachten und mit Neid und Eifersucht gegen diese erfüllt waren. Ihnen und namentlich dem Franz Pazzi übertrug er das Schatzmeisteramt, das er dem Lorenzo entzog. Darauf verschwor sich sein Neffe oder Sohn

Graf

Graf Hieronymus Riario unter Vermittelung des Erzbischofs von Pisa, Franz Salviati, den die Medici nicht als Erzbischof anerkennen wollten, mit eben diesem Franz Pazzi gegen das Haus der Medici. Sie wollten dasselbe vernichten und unter dem Schutze des Pabstes die höchste Gewalt zu Florenz an sich bringen. Dieser Verschwörung traten bei Jakob Salviati, des Erzbischofs Bruder, Jakob Poggio, ein junger Gelehrter von aufflammendem Ehrgeize, Bernhard Bandini, ein feuriger Anhänger des Hauses Pazzi, Baptista Montesecco, ein päbstlicher Feldhauptmann, Anton Maffei, ein Priester zu Volterra, Stephan von Bagnone, ein päbstlicher Schreiber, und noch mehrere andre, deren Namen nicht genannt werden. Weil aber von der Anhänglichkeit der Florentiner an das Haus der Medici das Schlimmste zu fürchten war, so bewirkte der Pabst durch seine Verbindung mit dem König von Neapel, daß ein Heer von 2000 Neapolitanern unvermerkt gegen Florenz anrücken sollte, um in Bereitschaft zu stehen, sobald die beiden Medici, Lorenzo und Julian gefallen wären.

Anfangs wollten die Verschwornen ihr Vorhaben zu Fiesole, wo Lorenzo sich aufhielt, ausführen. Als sie aber daselbst nur ihn, nicht seinen Bruder, den Kränklichkeit zurückhielt, antrafen: so

so änderten sie ihren Mordplan und erwählten (ein schreckliches Zeichen ihrer verruchten Gesinnungen!) das Heiligthum einer christlichen Kirche zur Ausführung desselben. In der Kirche Reparata, so verabredeten sie, sollten am nächsten Sonntage, sobald die Hostie beim Hochamte erhoben würde, Franz Pazzi und Bernhard Bandini den Julian, und Montesecco den Lorenzo ermorden; zugleich sollte der Erzbischof Salviati des Regierungspalastes sich bemächtigen, und Jakob Pazzi die Bürger durch Freiheitsgeschrei zum Aufruhr treiben. Montesecco scheuete sich, den ihm übertragenen Mord in einem Gotteshause zu vollziehen; aber das Schreckliche, vor welchem das Gewissen eines Soldaten zurückbebte, übernahmen zwei Geistliche, Stephan von Bagnone und Anton Maffei.

Der Sonntag, der zu diesem Verbrechen bestimmt war (26. April 1478), erschien. Der junge Cardinal Riario, der Neffe des Grafen Hieronymus Riario, kam mit einem großen Gefolge, unter welchem sich die Verschwornen befanden, nach Florenz und stieg in dem Palaste der Medici ab. Ohne zu ahnen, was erfolgen würde, empfing ihn Lorenzo mit zuvorkommender Freundlichkeit, und begab sich, sobald es dazu Zeit war, mit ihm und dessen Gefolge in die Kirche Reparata. Sie war voll

voll Menschen und der Gottesdienst begann. Aber Julian war noch nicht zugegen. Da nun die Verschwornen Vereitelung ihres Mordplanes fürchteten, wenn nicht beide zusammen getödtet würden: so eilten Franz Pazzi und Bernhard Bandini zum Julian, um ihn zur Kirche zu führen. Unterwegs schlangen sie, als geschähe es aus Liebkosung, mehrmals die Arme um ihn, um zu entdecken, ob er ohne Panzer und Waffen sey. Er war es; nicht einmal den Dolch, den er sonst zu tragen gewohnt war, hatte er bei sich; sorglos wie ein Lamm zur Schlachtbank ging er mit ihnen. In der Kirche angelangt, nahmen sie ihren Platz dicht hinter ihm, wie die Priester Maffei und Bagnone in Lorenzos Nähe. Blutdürstend warteten sie auf das verabredete Zeichen. Da ertönt das Glöcklein, der Leib des Herrn, die geweihete Hostie, wird emporgehoben, alles Volk wirft sich nieder. Jetzt stößt Bandini seinen Dolch in Julians Brust. Noch mehrere Wunden bringt ihm Franz Pazzi bei, und mit solcher Wuth, daß er sich selbst in den Schenkel verwundet. Zugleich überfallen die beiden Priester den Lorenzo; aber er wird nur leicht verwundet. Der Stoß, den Maffei gegen dessen Kehle führt, trifft nur den Nacken, und schnell rafft sich Lorenzo auf. Auch im gefahrvollsten Augenblicke besonnen, reißt er seinen Mantel von der Schulter, wickelt ihn wie zum Schilde

um seine Linke, zieht mit der Rechten den Degen, und treibt die andringenden Mörder zurück. Diese eben so feig als boshaft, fliehen. Als dieß Bandini sieht, dringt er mit dem Dolche, der so eben Julians Brust durchbohrt hat, auf Lorenzo ein. Doch dieser wird durch seine Freunde gerettet. Franz Nori, einer seiner Diener, stellt sich zwischen ihn und Bandini und empfängt den Todesstoß, der seinem Herrn bestimmt war. Andre Vertraute bringen den Lorenzo in die Sacristei und verschließen deren eiserne Thüren. Zugleich erholt sich die ganze Versammlung von der ersten Bestürzung. Nun entflammt ein furchtbarer Aufstand, die Mörder fliehen, und der gerettete Lorenzo wird von vielen Florentinern umgeben auf Umwegen in seinen Palast zurückgebracht.

Inzwischen ist auch der andere Theil des Verschwörungsplanes, der die Besitznahme des Regierungspalastes zum Ziel hatte, gescheitert, gescheitert durch die Ungeschicklichkeit oder Verzagtheit des Erzbischofs Franz Salviati. Dieser hatte sich, sobald das verabredete Zeichen in der Kirche gegeben worden war, mit einem Gefolge von dreißig Personen nach dem Regierungspalaste begeben, wie zu einem Ehrenbesuche. Mit List wollte er sich desselben bemächtigen; aber ihn verließ die Besonnenheit in dem entscheidenden Augenblicke. Durch ein

Zögern und Zagen ward er sein eigener Verräther; und als Petrucci, der Gonfaloniere (oder Vorsteher der ausübenden Gewalt), ein entschlossener Mann, die Wache herbeiruft, gesteht er sein Vorhaben und entflieht. Petrucci setzt ihm nach; vergebens! Dagegen ergreift Petrucci den Jakob Poggio, wirft ihn zu Boden und überliefert ihn der Wache. Die übrigen Senatoren bewaffnen sich, vertheidigen den Eingang zum Palast gegen Jakob Pazzi, der ihn mit seinem Anhang zu erstürmen sucht. Sie treiben ihn, als sie Verstärkung erhalten, zurück. Jetzt erst erfährt Petrucci, was in der Kirche Reparata geschehen ist. Dadurch aufs höchste erbittert, läßt er sogleich den Jakob Poggio an den Fenstern des Regierungspalastes aufknüpfen. Gleiches oder ähnliches Schicksal haben die übrigen Verschwornen, die im Palaste ergriffen werden, und tobend drängt sich das Volk durch die Straßen und mordet, wen von den Verschwornen es findet. Der Cardinal Riario wird durch Lorenzo's Vermittelung gerettet; aber Franz Pazzi, der Erzbischof von Pisa und sein Bruder, ferner Jakob Pazzi und sein Neffe werden aufgeknüpft; die Priester Maffei und Bagnone, in einem Benedictinerkloster ergriffen, werden in Stücke gehauen; Montesecco nach einigen Tagen enthauptet. Vor seiner Enthauptung bekannte er, daß die ganze Verschwörung vom

Pabste ausgegangen sey. Bandini ward erst nach einem Jahre zu Constantinopel ergriffen, vom Sultan Mahomed II. ausgeliefert und zu Florenz hingerichtet.

Gerettet war also Lorenzo, und klar und deutlich hatte sich die Liebe der Florentiner für ihn kund gethan. Aber getrübt wurde seine Freude durch den Verlust eines Bruders, den er zärtlich geliebt hatte, durch das blutdürstende Toben des Volkes, dem er umsonst Einhalt zu thun suchte, durch die Rachgier des Pabstes und durch die Drohungen des Königs von Neapel. Um die Gefahren, die von dieser Seite her sich erhoben, von sich abzuwenden, schilderte er den Staaten Italiens und den Königen Frankreichs und Spaniens die Arglist des Pabstes und ermunterte die Florentiner zum Zurücktreiben der Feinde. Er selbst zog Truppen herbei und versah Florenz mit dem Nöthigen, um eine Belagerung auszuhalten. Dagegen erklärte der Pabst den Tod des Erzbischofs von Pisa und die Verhaftung des Cardinals Riario für die abscheulichsten Verbrechen, nahm alles, was die Medici's und andere Florentiner in Rom besaßen, in Beschlag, ermunterte den König von Neapel zum Krieg gegen Florenz, sprach über Lorenzo und dessen Anhang fürchterliche Bannflüche aus und belegte Florenz mit dem Interdict, wobei er zugleich,

von

von Leidenschaftlichkeit hingerissen, die sämmtliche Geistlichkeit des florentinischen Gebietes ihrer Würden und Aemter entsetzte. Aber gerade durch letzteres schadete er sich selbst. Die florentinische Geistlichkeit, die, mit ihm vereinigt, den Sturz des Lorenzo hätte bewirken können, trat nun gegen ihn auf, und hielt in der Kirche Reparata eine Versammlung, in welcher die Schändlichkeiten des Pabstes aufgedeckt,* und Lorenzo und die Florentiner gegen dessen Beschuldigungen gerechtfertiget wurden.

Doch Sixtus IV. beharrte bei seinem Vorhaben, den Lorenzo zu stürzen. Er bewog den König von Neapel, die Auslieferung oder Verbannung desselben von den Florentinern zu fordern, und sie im Weigerungsfalle mit einem verheerenden Kriege zu bedrohen. Aber jetzt zeigten die Florentiner, wie viel ihnen Lorenzo gelte. Sie erklärten dem Könige von Neapel, daß sie lieber das äusserste Ungemach erdulden, als ihn verrathen wollten, dessen Wohlfahrt mit der Wohlfahrt ihres Freistaates so innig verbunden sey; und obschon Lorenzo selbst in einer rührenden Rede sie aufforderte, nicht an ihn, sondern an das Heil von Florenz zu denken, so beharrten sie doch bei ihrer Erklärung; ja eben diese seine Aufforderung bestärkte sie in der Liebe zu ihm.

Der

Der Krieg begann. Päbstliche und neapolitanische Truppen rückten in das florentinische Gebiet, und Verheerungen bezeichneten ihren Weg; aber mehreres konnten sie nicht ausrichten. Der Herzog von Ferrara, Herkules von Este, der den Oberbefehl des florentinischen Heeres übernommen hatte, stand ihnen tapfer entgegen, und bald endigte ein Waffenstillstand den Feldzug (1478). Während desselben versuchte Lorenzo abermals den Pabst zu versöhnen, und abermals vergebens. Der Krieg nahm daher im nächsten Frühjahr 1479 seinen Fortgang. Mit abwechselndem Glücke wurde er geführt, und bald wieder durch einen Waffenstillstand aufgeschoben. Jetzt erst, da die Gefahr näher rückte, und größere Leiden sie bedrängten, wankte der Muth der Florentiner. Da entschloß sich Lorenzo zu einer hochherzigen Handlung. Mit Gefahr seines eignen Lebens wollte er seine Vaterstadt erretten; sich selbst seinen Feinden dahin geben, um Florenz zu befreien. Im Dec. 1479 verließ er Florenz und ging nach Neapel. Er wurde daselbst ehrenvoll empfangen; Freundlichkeit und Freigebigkeit empfahl ihn, und mit hinreißender Beredsamkeit sprach er zum König. Der König wurde gerührt und schloß mit ihm Frieden (6. März 1480). Aber der Pabst hörte nicht auf, den König aufs neue zu bestürmen, und Lorenzo hatte von Glück zu sagen, daß er unversehrt nach Flo-

renz

renz zurückkommen konnte. Erst als die Türken in Unteritalien gelandet waren, Otranto eingenommen hatten, und ganz Italien bedroheten (1480), erklärte sich der Pabst zur Aussöhnung mit den Florentinern geneigt. Wie hätte er auch jetzt, da festes Zusammenhalten des ganzen Italiens so nöthig war, den Krieg mit denselben unterhalten zu können? Darauf schickte Florenz zwölf der angesehensten Bürger an ihn, die ihm Unterwerfung angelobten. Er genehmigte ihre Unterwerfung, berührte ihren Rücken mit einer Ruthe und nahm den ausgesprochenen Bannfluch zurück (3. Dec. 1480).

Größer und glänzender stand nun Lorenzo nach hergestelltem Frieden da. Gewachsen war sein Ansehn im Innern von Florenz, gewachsen sein Ansehn nach aussen hin; die Verschwörung, die ihn gänzlich zu Boden stürzen sollte, hatte dazu gedient, ihn höher zu erheben. Er konnte daher eine andere Verschwörung, die Graf Hieronymus Riario gegen ihn angestiftet hatte (1481), mit Leichtigkeit unterdrücken, die Vertreibung der Türken aus Otranto bewerkstelligen helfen, und seinen Lieblingsplan, Italiens Ruhe zu befestigen, weiter verfolgen. Besonders förderlich hierzu war ihm der Tod des hartnäckigen Pabstes Sixtus IV. (1484). Denn der Nachfolger desselben, Innocenz VIII., war sanfter und nachgiebiger und hegte Achtung für

Lorenzo's Redlichkeit und Einsicht. Er ließ sich daher auch durch Lorenzo von einem Unternehmen abbringen, das dem päbstlichen Stuhle vortheilhaft, aber der Ruhe Italiens höchst nachtheilig werden konnte.

Die Neapolitaner, gegen ihren König Ferdinand I., der ihre Rechte beschränken oder unterdrücken wollte, erbittert, hatten den Pabst aufgefordert, Neapel als ein Lehen des päbstlichen Stuhles einzuziehen. Schon Sixtus IV. hatte ihnen hierzu Beistand zugesichert, und Innocenz VIII., noch dringender vom neapolitanischen Adel bestürmt, sendete ein Heer zu ihrer Unterstützung ab. Jetzt hätte Lorenzo sich mit dem Pabste gegen Neapel verbinden und wegen früherer Beleidigungen an letzterem sich rächen können; aber höher als Rachsucht galt ihm die Erhaltung des Friedens. Als der König von Neapel Schutz bei ihm suchte, bewirkte er durch seine Geschicklichkeit im Unterhandeln, daß der Pabst von seinem Vorhaben abließ und Neapel wieder zum Genuß des Friedens gelangte (1486). Dagegen gewann er bald darauf dem Pabste die aufrührerische Stadt Osimo.

Ueberhaupt bewies er als Staatsmann die größte Klugheit und Rechtlichkeit. Wohl überzeugt, daß er und Florenz nicht bei dem Krieg,

sondern nur bei dem Frieden gewinnen konnten, benutzte er das Ansehn und Zutrauen, das er allenthalben genoß, um den Frieden in Italien zu stiften und zu erhalten. Er suchte daher den Besitzstand aufrecht zu erhalten, Fürsten und Städte zu versöhnen, die kleineren Staaten gegen die größeren zu schützen, und Italien zu Einem Ganzen zu verbinden. Und da er, wie erzählt wird, nur was löblich und seiner würdig war, sprach und that, so nahm man ihn gern zum Vermittler oder Schiedsrichter bei den wichtigsten Angelegenheiten. So ward Italien durch ihn glücklich, und hier besonders Florenz. Wie er das Bestehen dieses Freistaates gegen äussere Feinde sicherte, so sicherte er auch im Innern Ruhe und Ordnung und erhob dessen Glanz und Ruhm. Als der Friede mit dem Pabste wiederhergestellt war, drang er darauf, daß eine Anzahl von 70 Bürgern in Form eines Senats über alle öffentlichen Angelegenheiten rathschlagen sollte. Freilich ward dadurch der Umsturz der demokratischen Verfassung herbeigeführt; aber seiner Meinung nach sollte durch diese Einrichtung die Regierung des Staates, die vorher zum Nachtheil des Staates beständig wechselte, einen höhern Grad von Dauerhaftigkeit und Stärke erhalten. Um die Schulden abzutragen, die der Krieg verursacht hatte, hielt er die strengste Aufsicht über die Einkünfte und Ausgaben des Staates. Dabei verschonte er

die

die Bürger mit neuen Abgaben und sorgte für ihren Wohlstand durch Beförderung ihres Kunstfleißes.

Doch wie sein Großvater war er nicht bloß Staatsmann, sondern auch Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste, und dauernder und denkwürdiger als alle übrigen Verdienste seines glorreichen Lebens sind die, die er sich in dieser Rücksicht erwarb. Was er für den Wohlstand von Florenz und für die Ruhe Italiens that, ging bald nach seinem Tode wieder unter; aber was er für die Wissenschaften und Künste that, lebt fort und verewiget seinen Namen neben dem Namen seines Großvaters.

Schon in seiner Jugend beseelte ihn eine feurige Liebe für Wissenschaften und Künste: er selbst war Dichter und Redner; und noch in seinen späteren Jahren hielt er die für die glücklichsten Stunden seines Lebens, die er den Studien oder dem Umgang mit Gelehrten widmen konnte. Diese Liebe aber wa es, was ihn trieb, schlummernde Talente zu wecken, Gelehrte zu begünstigen, zu wissenschaftlichen Unternehmungen zu ermuntern, und für den Anbau der Künste und Wissenschaften weder Kosten noch Mühen zu scheuen. Auf seinen Antrieb wurden die berühmtesten griechischen Schriftsteller ins

lateinische übersetzt, alte Handschriften aufgesucht, verglichen und dann mit verbessertem Texte abgedruckt. Und so ward die von seinem Großvater angelegte Bibliothek von ihm so ansehnlich erweitert, daß sie gewöhnlich nach seinem Namen Bibliotheca Mediceo-Laurentiana genannt wird. Er stiftete ferner, wie auch sein Großvater gethan haben soll, zu Florenz für die griechische Sprache eine öffentliche Schule, die von vielen Ausländern besucht wurde. Die Universität zu Pisa, welche Stadt seit 1406 zum florentinischen Gebiete gehörte, erhob er aus ihrem Verfall zu neuem Leben (1472); und der Akademie für das Studium der platonischen Philosophie, die gleichfalls sein Großvater angelegt hatte, suchte er unter andern auch dadurch Festigkeit zu geben, daß er ein Fest zum Andenken an Plato anordnete, das alljährlich am 7. Nov., dem angeblichen Geburts- und Sterbetag dieses griechischen Weltweisen, gefeiert wurde. — Nicht minder beförderte er auch die bildenden Künste. Denn eben die Liebe, die ihn trieb die literarischen Schätze des Alterthums aufzusuchen und zu sammeln, trieb ihn auch zum Aufsuchen und Sammeln der alten Kunstwerke. Er brachte daher eine große Anzahl alter Statuen, Büsten, geschnittener Steine und Münzen zusammen, und erweiterte so die von Cosmo begründete Sammlung zum Museum Florentinum. Aber beim Sammeln ließ er es nicht bewenden: er

sorgte

sorgte auch für die zweckmäßige Benutzung dieser Sammlung. Er führte junge Künstler in dieselbe, ließ sie zur würdigen Nachahmung der Alten sich bilden und setzte Ehrengeschenke für deren Fortschritte aus. Und so geschah es, daß auf seinen Antrieb eine zahlreiche Menge von Kunstarbeiten verfertiget, daß Malerei, Bildnerei und Baukunst immer mehr vervollkommnet, daß Florenz der Vereinigungspunkt wie der berühmtesten Gelehrten so auch der größten Künstler wurde.

In seinem Privatleben liebte Lorenzo mehr als seine Vorfahren äussern Glanz. Die Handelsgeschäfte gab er auf, angeblich weil seine Faktoren mehr für sich als für ihn arbeiteten; dagegen benutzte er, was fürstlicher schien, seine Reichthümer zur Vermehrung und Verbesserung seiner Besitzungen. Seinen Kindern — er hatte deren sieben, vier Töchter und drei Söhne, unter denen der jüngere, Johann (geb. 1475), als Pabst Leo X. am merkwürdigsten geworden ist — war er ein zärtlicher Vater, seinen Freunden ein treuer Freund. Härte und Rachgier waren ihm fremd: Liebe zu den Künsten und Wissenschaften hatte seinen Empfindungen Zartheit und Milde verliehen. Er besaß eine bewundernswerthe Geschicklichkeit, Menschen für sich zu gewinnen; von den verwickeltsten Geschäften konnte er zu gelehrten Unterhaltungen,

von diesen zu muntern Scherzen übergehen. Täglich erschien er unter dem Volke, mischte sich in dessen Spiele und ging mit dem gemeinsten Bürger wie mit seines Gleichen um. Aber am meisten zog ihn der Umgang mit Künstlern und Gelehrten an. Mochte er in Florenz oder auf seinen Landgütern leben, immer hatte er selbige um sich. Der berühmte Michel Angelo, der größte unter den Künstlern seiner Zeit, lebte mit ihm in einem Palaste, speiste mit ihm an einer Tafel. Auch faßte er bei zunehmender Kränklichkeit den Gedanken, allen Staatsgeschäften zu entsagen und ganz seinen gelehrten Freunden zu leben. Doch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, überraschte ihn der Tod. Ruhig starb er in der Fülle seines Ruhmes, den 8. April 1492, im 45. Jahre seines Alters, beweint von allen Florentinern. Sie fühlten was sie mit ihm verloren.

Vergleicht man ihn mit seinem Großvater, so mag man wohl behaupten, daß Cosmo als schöpferischer Geist höher steht als Lorenzo, indem jener die Bahn brach, die dieser nach einem solchen Vorbilde und bei erhöhetem Ansehn und vermehrten Mitteln leichter und erfolgreicher wandeln konnte. Dagegen aber war Lorenzo vielseitiger, in gelehrter Bildung weiter als Cosmo, und sein Interesse an Künsten und Wissenschaften, frei von allen politi-

litischen Rücksichten, einzig aus seelenvoller Liebe zu denselben hervorgehend. Cosmo hatte dem erwachenden Eifer für Künste und Wissenschaften Leben eingehaucht; Lorenzo aber verlieh diesem Eifer weitere Ausbreitung und dauernde Festigkeit. Demnach verdienen beide Wohlthäter der Menschheit zu heißen, und wo nur und so lange nur das Aufleben der Künste und Wissenschaften gepriesen wird, wird auch ihr Name mit Ruhm und Achtung genannt werden.

XXVI.

Die sicilianische Vesper.

Die sicilianische Vesper, die als ein Todtenopfer für den Schatten des unglücklichen Konradin betrachtet werden kann, war nicht das Werk langer Vorbereitungen und weitläuftiger Verbindungen, sondern der plötzliche Ausbruch einer langgenährten Erbitterung, das blutgierige Aufwallen eines tief gekränkten Volkes, welches, unbekümmert um die Folgen, erlittene Schmach in dem Blute seiner Peiniger auszutilgen sucht.

Seit-

Seitdem nämlich Karl von Anjou Herr von Neapel und Sicilien geworden war (1266), hatte er samt seinen Franzosen durch Stolz, Habsucht und Ungerechtigkeit seine neuen Unterthanen erbittert. Vor der Nähe des Königs, der Macht seines Heeres, und der Wachsamkeit und Ergebenheit seiner Anhänger schwieg der Haß der Neapolitaner; aber desto lauter äusserte er sich in Sicilien, das am treuesten den Hohenstaufen angehangen hatte und nun der Willkür von Statthaltern Preis gegeben war, die mit ihrem Anhang noch ärger wütheten, als der König mit seinem Hofe. Vergebens baten die Unterdrückten den König um Abstellung ihrer Beschwerden: die, denen diese Abstellung übertragen ward, vermehrten sie; vergebens wendeten sie sich an den Pabst, als den Oberlehnsherrn ihres Landes: König Karl, hierüber entrüstet, ließ die Abgesendeten einkerkern.

Als Rächer so vieler Bedrückungen erhob sich Johann von Procida, aus Salerno gebürtig, Herr der kleinen Insel Procida bei Neapel und mehrerer andern Güter, reich an Kenntnissen wie an Fähigkeiten, der Arzneikunde mächtig und voll lebendiger Vaterlandsliebe. Je mehr er selbst als ein alter Anhänger der Hohenstaufen von den Franzosen gehaßt und verfolgt wurde, desto mehr fühlte er das allgemeine Leiden seines Vaterlandes; und

je

je mehr er dieß fühlte, desto fester wurde in ihm der Entschluß, die Franzosen aus Sicilien zu vertreiben und die Krone dieses Landes an Peter III., König von Aragonien zu bringen. Es galt nämlich Peter III. wegen seiner Gemahlin Constantie, der Tochter Manfreds, als einziger Erbe der Hohenstaufen und mithin auch des Königreichs Sicilien. Um nun sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen, wußte Procida nicht nur den Haß der Sicilianer gegen die Franzosen zu verstärken, sondern auch geheime Verbindungen anzuknüpfen und durch sie Unterstützungen zu finden. Im Einverständniß mit den vornehmsten Sicilianern begab er sich nach Constantinopel, und Kaiser Michael Paläologos, den Karl mit Krieg bedrohete, sicherte ihm reichliche Geldunterstützungen zu. Er begab sich ferner nach Rom, und Pabst Nicolaus III. (1277—1280), der Karls allzugroße Macht zu beschränken wünschte, erlaubte, daß Peter III. die Rechte seiner Gemahlin auf Sicilien geltend machen durfte. Um so leichter konnte nun Procida den König von Aragonien, den er schon früher mit seinen Planen bekannt gemacht hatte, zu einem festen Entschluß bewegen. Unter dem Vorwand eines Kreuzzugs gegen Tunis rüstete sich derselbe zur Erkämpfung der Krone Siciliens.

Doch ehe noch diese Rüstungen beendigt waren, ereignete sich eine Schreckensbegebenheit in Sicilien,

cilien, die das Beginnen des Procida mächtig beförderte, obschon sie unabhängig von demselben entstanden zu seyn scheint. Die Ungerechtigkeit und rohe Ausgelassenheit der Franzosen hatte die Sicilianer aufs äusserste gebracht; ihre Geduld war erschöpft, und sie geriethen in einen Aufstand, der in wenigen Tagen jahrelange Leiden mit schrecklichem Blutvergießen rächte. Diesen Aufstand nennt man die sicilianische Vesper, und Anfang und Fortgang desselben war folgender.

Einer alten Sitte gemäß zogen am Ostermontage, den 30. März 1282, die Einwohner von Palermo schaarenweise nach Montreale, unweit der Stadt, um dort in der Kirche zum heiligen Geiste die Vesper zu hören. Kurz vorher hatte der französische Statthalter zu Palermo befohlen, daß kein Eingeborner Waffen tragen, und daß seine Kriegsleute verborgenen Waffen nachspüren sollten. Dieser Befehl stemmte sich gegen eine alte Volkssitte, an hohen Festtagen mit Schwert und Lanze in die Kirche zu gehen, und erregte darum neue Erbitterung. Gleichwohl blieben die Palermitaner ruhig; der wiederkehrende Frühling sprach zu ihren Herzen; sie zogen munter einher, oder saßen auf dem jungen Grase und pflückten Blumen. Aber auf einmal erhob sich ein schreckliches Getümmel. Ein Franzose, Drouhet, hatte unter dem Volke eine

edle





J. D. Schubert. del. Meno Haas. sc. 1821.

Die sicilianische Vesper.

edle Jungfrau bemerkt, die mit ihren Eltern, Brüdern und Bräutigam einherzog. Ihre Schönheit hatte seine Begierde gereizt, und unter dem Vorwande, verborgene Waffen bei ihr zu suchen, hatte er sie mit frechen Händen betastet. Vor Scham und Schrecken sank die edle Jungfrau ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams, und von Wuth entbrannt schrie ihr Vater: "Nieder mit dem Buben!" Sogleich stürzt eine große Volksmenge herbei; einer aus derselben, ein kühner Jüngling, dringt auf den Frevler ein, entreißt ihm das Schwert und durchbohrt ihn*). Diese rasche That ist die Loosung zu einem allgemeinen Aufstand. Während die Glocken von Montreale zur Vesper läuten, erschallt auf dem Gefilde der Aufruf: "Sterben müssen die Franzosen! Sterben müssen sie!" — und dem Aufruf folgt die blutige That. Alle hier befindlichen Franzosen werden ergriffen, niedergeschmettert, getödtet. In stürmischer Bewegung eilt dann das Volk in die Stadt zurück, und erneuert hier das schreckliche Morden. Kein Alter, kein Geschlecht wird verschont; selbst das Kind im Mutterleibe, wenn der Vater ein Franzose ist, wird getödtet: Grausamkeit gesellt sich zur Rachgier. Und nicht bloß Palermo und seine Umgegend bleibt der Schauplatz solcher Auftritte. Wie ein loderndes Feuer verbreiten sie sich über ganz Sicilien, und

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LV.

und in kurzer Zeit sind alle Franzosen, viele Tausende an der Zahl, auf dieser Insel vertilgt.

Ausser sich vor Schrecken vernahm König Karl die Nachricht von diesem Blutvergießen. Unbeweglich stand er da, zornig biß er in seinen Stock, und wüthend rief er endlich aus: "So will ich denn der ganzen Nachwelt ein Beispiel geben, worüber alle Rebellen zittern sollen!" Geschreckt durch solche Drohungen, wie durch die Kraft, mit der König Karl sie zur Wirklichkeit bringen konnte, wendeten sich die Einwohner Messina's und Palermo's an ihn und den Pabst, um Gnade zu erflehen. Vergebens! Der neue Pabst, Martin IV., Karls Freund, ließ das Kreuz gegen sie predigen; Karl aber setzte, sobald seine Rüstungen beendiget waren, nach Sicilien über. Am 6. Jul. 1282 erschien er mit einem furchtbaren Heere vor Messina, und bald brachte er diese feste Stadt in solches Gedränge, daß sie in seine Hände gefallen seyn würde, wenn nicht der ersehnte Retter herbeigekommen wäre.

Peter von Aragonien, der im Jul. 1282 mit einer Flotte von 50 Galeeren, 800 Reitern und gegen 10,000 Mann Fußvolk nach Afrika gesegelt war, landete, durch Procida und die vornehmsten Sicilianer flehendlichst herbeigerufen, am

30.

30. Aug. zu Trepani. Gleich darauf wurde er zu Palermo gekrönt. Dann eilte er seine Ueberlegenheit zur See zu benutzen, und die französische Transportflotte anzugreifen. Dadurch war Karl genöthigt, um nicht von Neapel abgeschnitten und in Sicilien durch Hunger aufgerieben zu werden, die Belagerung von Messina aufzugeben. Am 26. Sept. räumte er mit seiner ganzen Macht Sicilien.

Doch hiermit war der Krieg nicht geendigt. Zwar ruhete er im Jahre 1283, wo Karl seinen Gegner zu einem Zweikampfe herausforderte, der jedoch nicht zu Stande kam; allein im Jahre 1284 erhob er sich von neuem, und abermals unglücklich für Karl'n. Seine Flotte ward in der Nähe von Neapel geschlagen, und sein Sohn, Karl der Lahme, der sie anführte, gefangen. Leztrer würde dem Schatten Konradins zum Opfer gebracht worden seyn, wenn nicht die edelmüthige Constantie sich für ihn verwendet hätte. Karl selbst überlebte den Verlust Siciliens nicht lange. Durch so viele Schläge, die kurz nach einander ihn trafen, hatte er alles Vertrauen zu sich und seinem Glücke verloren. Reue über so manche Ungerechtigkeiten seines Lebens, zu denen auch die Hinrichtung Konradins gehörte, ergriff ihn, und am 17. Jan. 1285 starb er, 65 Jahre alt. Sicilien aber kam nimmer an sein Haus zurück. — So offenbart sich

also auch an seinem Beispiel das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, die früh oder spät den Ungerechten strafend heimsucht!

XXVII.

Abälard und Heloise.

Peter Abälard war im Jahre 1079 zu Patais, einem Dorfe unweit Nantes in der Bretagne, geboren. Obgleich der Sohn eines Edelmanns hatte er doch zu den Waffenkämpfen, die damals die vorzüglichste Beschäftigung der Edelleute ausmachten, keine Neigung; sein aufstrebender und forschbegieriger Geist führte ihn zu den Wissenschaften. Zum Lehrer derselben fühlte er sich berufen, und statt der Waffenkämpfe suchte er Kämpfe mit Gelehrten über gelehrte Gegenstände. Er reiste daher seit seinem siebzehnten Jahre (1096) in Frankreich umher und drängte sich zu berühmten Gelehrten, um von ihnen zu lernen, oder um mit ihnen zu disputiren. So kam er ein und zwanzig Jahre alt nach Paris (1100), wo damals Wilhelm von Campelle als Lehrer der Philosophie, oder der Rede- und Disputirkunst in so hohem Ansehn stand, daß

er

er die Säule der Lehrer genannt wurde. Er wurde dessen Schüler und gewann durch Wißbegier und Scharfsinn dessen Zuneigung. Aber bald verwandelte sich diese in Haß. Der Schüler zeigte sich dem Lehrer an Geist und Disputirkunst überlegen, plagte ihn mit spitzfindigen Fragen und Einwürfen, und errichtete, um ihn zu verdunkeln, eine Schule zu Melun, dann zu Corbeil bei Paris, wo er ihn und dessen Anhang mit glänzendem Erfolge bestritt. Zuletzt gelang es ihm, seinen Gegner völlig zu überwinden und dessen Lehrstuhl in Paris einzunehmen.

Aber nicht zufrieden mit dem Ruhme, den er sich auf dem Felde der Philosophie erworben hatte, suchte er auch im Fache der Theologie zu glänzen. Er begab sich daher (1113) nach Laon, um dort den berühmten Lehrer der Theologie, Anselmus, zu hören. Aber er fand bei demselben, wie er selbst in dem ersten seiner Briefe schreibt, Rauch statt Licht, Blätter statt Früchte. Er verließ daher diesen Lehrer, durchdrang mit eigener Kraft das Gebiet der Theologie, und ertheilte, um lehrend zu lernen, Unterricht in derselben. Der Beifall, den er sich dadurch erwarb, reizte den Neid oder die Eifersucht des Anselmus. Dieser verbot ihm den Unterricht zu Laon. Dadurch ward er genöthigt, sich nach Paris zu wenden, wo er den Unterricht über Theologie fortsetzte.

setzte. Hoch und herrlich stieg sein Ansehn. Eine große Zahl wißbegieriger Jünglinge und Männer strömte ihm zu und hörten ihn mit staunender Verehrung. So lebte er einige Jahre im Wohlstande, umstrahlt von dem Ruhme des scharfsinnigsten Lehrers, der alle Dunkelheiten des menschlichen Wissens erhelle, und selbst von denen, die, ohne die Tiefe seines Geistes zu ahnen, bloß auf Aeusserliches sahen, bewundert wegen seiner schönen Gestalt und wegen seines anziehenden Vortrags. Auch zeigte er, was von dem tiefen Denker kaum zu erwarten war, gefälligen Witz und die Gabe des Gesangs. Noch in späteren Zeiten rührten seine Lieder manches seinen Gefühlen verwandte Herz. Aber eben diese Lebensfreude, die ihn umglänzte, führte das herbste Lebensleid über seine Tage.

Fulbert, Canonicus zu Paris, hatte ihn in sein Haus aufgenommen, damit er die schöne und geistreiche Heloise, Fulberts Nichte, damals etwa achtzehn Jahr alt, in den Wissenschaften unterrichten sollte; aber Fulbert hatte, wie Abälard selbst späterhin bekannte, das Lamm dem Wolfe vertraut. Denn Abälard, hingerissen von der Liebenswürdigkeit Heloisens, flüsterte ihr Liebe statt Weisheit zu, und inniger und dauernder, als er zu lieben vermochte, erglühete für ihn Heloise. In grenzenloser Empfindung, die das Glück und der

Schmerz

Schmerz ihres Lebens würde, lebte sie nur für ihn; und ihre Tugend erlag ihrer Liebe.

Lange merkte Fulbert nichts von dem Verhältniß zwischen Abälard und Heloisen, und als er es merkte, und im Zorn darüber Abälard'n aus seinem Hause stieß, war es zu spät. Heloise war schwanger, und Abälard entführte sie nach seiner Heimath in die Bretagne, wo sie ihm einen Sohn gebar, von dem man jedoch nichts weiter weiß, als daß ihn der Vater Astrolabium nannte. Jetzt ließ sich Abälard mit Heloisen trauen, aber heimlich, um weder seine Lehrstelle, noch seine Aussicht auf Kirchenämter zu verlieren. Fulbert war oder schien ausgesöhnt, und Heloise kam wieder zu ihm. Als aber Fulbert das Geheimniß dieser Ehe zum öffentlichen Gerede machte, und Heloisen, die diesem Gerede widersprach (sie hatte nur das Glück des Geliebten, nicht ihr eigenes vor Augen), unfreundlich und mit Härte behandelte: so entriß ihm Abälard aufs neue die Nichte, und brachte sie in das Nonnenkloster von Argenteuil, wo er den vertrautesten Umgang mit ihr fortsetzte. Fulbert war ausser sich, als er dieß hörte, und sein Zorn trieb ihn zur schrecklichsten Rache. Zur Nachtzeit ließ er Leute in Abälards Wohnung eindringen, die ihn überfielen, banden und entmannten. Schaam über die erlittene Schmach bemächtigte sich Abälard's,

lard's, und bitterer Gram umdüsterte sein vorher heiteres Gemüth. Umsonst suchten ihn seine Freunde zu trösten, umsonst ließ die Obrigkeit zween der Thäter, deren sie habhaft werden konnte, die Augen ausstechen: er kam der Verzweiflung nahe, mochte nicht mehr in der Welt leben, und begrub sich hinter den Mauern des Kloster St. Denys (1119). — Auch Heloise, um seinetwillen von grenzenlosem Schmerze ergriffen, blieb forthin dem Klosterleben zugethan, sein Loos sollte das ihrige seyn, wie sein Wunsch immer ihr Wille war.

Aber auch im Kloster fand Abälard nicht, was er suchte: es war sein Schicksal von nun an mit seinem zerrütteten Gemüthe umher getrieben zu werden, bis er erst am Abend seiner Tage die ersehnte Ruhe fand. Voll menschenfeindlicher Bitterkeit, eiferte er gegen das ausschweifende Betragen der Klosterbrüder. Dadurch zog er sich den Haß derselben zu, und dieser Haß nöthigte ihn, das Kloster zu verlassen. Er floh in das benachbarte Gebiet des Grafen von Champagne, und fing hier wiederum zu lehren an. Auch hier fand er großen Beifall, aber auch hier erhob sich gegen ihn der Neid oder die Eifersucht derer, deren Ruhm der seinige verdunkelte. Sie warfen ihm Irrthümer, vornehmlich in seiner Lehre von der Dreieinigkeit, vor, und ein Concil zu Soissons (1121) verdammte

dammte seine Lehre, nöthigte ihn das über dieselbe abgefaßte Werk zu verbrennen, und verwies ihn wieder in das Kloster St. Denys. Von neuem wurde er hier gemißhandelt, besonders als er behauptete, daß der Schutzheilige dieses Klosters und des ganzen französischen Reichs, Dionysius, einst Beisitzer des Areopagus, keineswegs als Stifter des Christenthums in Gallien angesehen werden könne. Jetzt wurde er als ein Staatsverbrecher verschrieen, und nur durch schleunige Flucht entging er der Rache seiner Klosterbrüder. Abermals nahm er seine Zuflucht zu dem Grafen von Champagne. Hier erhielt er die Erlaubniß, sein Klosterleben, wo er wolle, fortzusetzen. Er wählte sich dazu das wüste Thal am Flusse Arduffon zwischen Nogent und Troyes. Daselbst lebte er in einer Hütte von Stroh und Schilfrohr, die er sich erbaut hatte, wie ein Einsiedler. Doch bald wurde sein Aufenthaltsort bekannt, und eben so bald strömte eine Menge lernbegieriger Schüler ihm zu. Gern theilten sie, um ihn zu hören und von ihm zu lernen, das Rauhe seines Lebens mit ihm, und durch ihre thätige Betriebsamkeit erhob sich hier ein Kloster, das er, dankbar eingedenk des stärkenden Trostes, den er nach vielen Stürmen in dieser Wüste gefunden hatte, Paraklet oder den Tröster nannte. Aber er blieb nicht daselbst. Aus Furcht neuer Anfeindungen nahm er den Ruf, Abt

des Klosters des heiligen Gildas zu Ruits in der Bretagne zu werden, an. Im Jahre 1128 begab er sich dahin. Doch fand er auch dort keine bleibende Stätte! Denn als er die verfallene Klosterzucht wiederherstellen und entwendete Klostergüter wieder einziehen wollte, so gerieth er mit den Mönchen, denen seine finstere Strenge mißfiel, und mit den Großen, die sich auf Kosten des Klosters bereichert hatten, in bittern Streit; sein Leben kam darüber in Gefahr, und er fühlte sich nach acht Jahren bewogen (1136), diese Abtei völlig aufzugeben.

Inzwischen war seine Heloise samt den Nonnen, denen sie vorstand, von den Mönchen zu St. Denys aus Argenteuil vertrieben worden, und er hatte ihr sein Kloster Paraklet zum Nonnenkloster eingeräumt. Freudig hatte sie diesen Beweis noch unerloschener Liebe angenommen, und unter ihrer Pflege gedieh dieses Kloster zu der schönsten Blüthe. Er selbst besuchte es anfangs, bis er vernahm, daß seine Besuche übel gedeutet würden. Heloise aber konnte sich so leicht nicht von ihm trennen. Als sie die Schilderung seiner unglücklichen Schicksale, von ihm selbst für einen Freund entworfen, gelesen hatte, schrieb sie ihm, was heiße und unauslöschliche Liebe ihr eingab. Er antwortete kalt, mit Hinweisung auf die Tröstungen der

Re-

Religion. Dann bat sie ihn schriftlich um Regeln für sich und ihre Nonnen und um Rath bei vorkommenden Schwierigkeiten. Er that, was sie wünschte. Aber dieser Briefwechsel gewährte ihm keine Ruhe. Im Innern von Gram und Trübsinn gequält, hatte er auch von aussen her die beschwerlichsten und kränkendsten Kämpfe zu bestehen.

Zu seinen Gegnern gesellte sich jetzt der berühmte Bernhard, Abt von Clairvaux. Dieser der Meinung, daß Kirchenlehren ohne weitere Prüfung im Glauben angenommen werden müßten, warnte vor dem Forscher Abälard, als vor einem Erschütterer des Kirchenglaubens. Dagegen erklärte sich Abälard entschlossen, auf dem Concilium zu Sens (Jun. 1140), dem die angesehensten Bischöfe und Aebte, ja selbst König Ludwig VII., beiwohnten, seine Lehren gegen die Einwürfe des Abts von Clairvaux zu vertheidigen. Aber Bernhard fürchtete dessen Disputirkunst und war daher nicht geneigt, sich darauf einzulassen. Behauptend, daß Glaubenslehren keinen Gegenstand künstlicher Disputationen ausmachen dürften, legte er dem Concil einzelne Sätze aus Abälards Schriften als Anklagepunkte vor, und forderte letztern auf, diese Sätze zu widerrufen oder zu beweisen. Jetzt merkte Abälard wohl, daß es darauf abgesehen sey, ihn zum Ketzer zu machen. Er schwieg daher zum Er-

staunen Aller, und das Concil verdammte seine Lehrsätze. Zwar appellirte er an den Pabst, aber das half ihm nichts. Auf Bernhards Bericht trat Pabst Innocenz II., ohne den Verklagten vorher zu hören, dem Verdammungsurtheil des Concils bei, und befahl, daß Abälards Schriften verbrannt, er selbst als Ketzer zum beständigen Stillschweigen angehalten, und lebenslänglich in einem Kloster verwahrt werden sollte.

Doch ehe dieses Urtheil nach Frankreich kam, hatte Abälard einen Freund gefunden, der ihm für die letzten Tage seines Lebens Ruhe verschaffte. Dieser Freund war Peter der Ehrwürdige, Abt des Klosters Clugny, ein liebreicher Mann, der Getrennte gern vereinigte und den verfolgten Forscher wegen seiner Gelehrsamkeit und Redlichkeit hochschätzte. Als Abälard auf dem Wege nach Rom bei ihm einkehrte, nahm ihn Peter mit offenen Armen auf, sprach ihm Ruhe zu, söhnte dann den vielvermögenden Bernhard mit ihm aus, und bewog auch den Pabst zu gestatten, daß Abälard im Kloster zu Clugny den Rest seiner Tage ruhig hinbringen durfte. Daselbst lebte nun Abälard, wie in einer sichern Freistatt, ruhig nach langen Stürmen, beschäftigt mit Gebet, Studien und erbaulichen Unterhaltungen, ein Muster der Frömmigkeit und des Fleißes. Als Kränklichkeit ihn

ihn ergriff, brachte man ihn zu seiner Erholung in die Abtei St. Marcel zu Chalons an der Saone. Aber hier starb er, den 21. April 1142, drei und sechzig Jahre alt.

Die Verirrungen seiner Jugend, die Ausbrüche seiner Ruhmbegier und andrer Leidenschaften hat er schwer gebüßt durch das Unglück seines Lebens; aber verherrlicht hat er auch sein Leben durch tiefes Forschen nach Wahrheit und durch heiligen Eifer für lautern Christensinn. Reich war er an Kenntnissen und Geschicklichkeiten, noch reicher an neuen Gedanken und Ansichten. Das Studium der Alten, besonders des Aristoteles und Plato (beide kannte er aus lateinischen Uebersetzungen), hatte seinen Geist genährt und gebildet; er war zu seiner Zeit der berühmteste Lehrer der Philosophie und Theologie, und erst durch ihn erhielt die Universität zu Paris weit verbreitetes Ansehn. Aber sein größtes Verdienst ist, daß er zu einer Zeit, wo Blindgläubigkeit oder Trägheit im Denken gewöhnlich war, das Nachdenken weckte und zur Prüfung der Kirchenlehren hinführte. Dieß Verdienst seines Lebens hat seine Wirksamkeit weit über seinen Tod hinaus erstreckt. Denn seine Lehren kamen, vornehmlich durch Peter den Lombarden (der aus Italien nach Frankreich sich wendete), in die Schulen und begründeten die Scholastik oder philo-

lo-

philosophische Theologie, welche mit Voraussetzung der Wahrheit des herrschenden Lehrbegriffs die Wahrheit desselben zu erforschen suchte, und eben dadurch bei allen unnützen Spitzfindigkeiten, die sie mit sich führte, viel Nützliches leistete, oder die Grundlage der Religionswissenschaft wurde. Bei solchen Betrachtungen mag sich der Menschenfreund trösten, wenn er mit Wehmuth betrauert, daß Abälards Leben unter den ärgerlichsten Kämpfen sich verzehrte.

Dagegen mochte es Heloisen ein Trost seyn, daß der viel geplagte Geliebte nun endlich die ersehnte Ruhe gefunden habe. Ihn begrub sie, wie er es gewünscht hatte und Peter von Clugny es erlaubte, in der von ihm gestifteten Kloster Paraklet. Daselbst überlebte sie ihn noch ein und zwanzig Jahre. Erst am 17. Mai 1163 starb sie mit dem Ruhme einer frommen, zartfühlenden und durch seltne Kenntnisse ausgezeichneten Frau. Wie sie im Leben mit unwandelbarer Liebe an ihm, ihrem Geliebten, gehangen hatte, so wollte sie auch im Tode nicht von ihm lassen. Sie wurde daher ihrem Wunsche gemäß neben ihn begraben, und das Andenken an sie hat sich für immer mit dem Andenken an ihn vereinigt.

XXVIII.

XXVIII.

Die Aufhebung des Ordens der Tempelherren.

Der Orden der Tempelherren, gestiftet im Königreiche Jerusalem 1118 zur Beschirmung des heiligen Landes und zur Unterstützung der Kreuzfahrer, und bestätigt vom Pabste Honorius II. auf der Kirchenversammlung zu Troyes 1127, war anfangs so arm, daß die Ritter nur vom Almosen lebten und ihrer zwei auf Einem Pferde ritten*), späterhin aber so reich, daß er an Einkünften und Besitzungen Königreichen gleich kam. Theils durch die Willfährigkeit seiner Mitglieder (diese bestanden späterhin aus den Söhnen der reichsten und angesehensten Familien), theils durch den Geist damaliger Zeit, der jedes für das heilige Grab begonnene Unternehmen überreichlich unterstützte, theils durch die Dankbarkeit der Fürsten, denen er bei ihren Kreuzfahrten hilfreich beigestanden hatte, oder die seine nützliche Wirksamkeit ehrten, erhielt er die ansehnlichsten Schenkungen. Er besaß daher schon sechs und zwanzig Jahre nach seiner Stiftung

*) Wenigstens wird von dem Stifter des Ordens, Hugo von Payens, und dessen Freunde Gottfried von St. Omer erzählt, daß beide mit Einem Streitrosse sich begnügten, und daß darum das Ordenssiegel zwei Ritter auf Einem Pferde reitend darstellte. s. Wilken's Gesch. der Kreuzzüge, Th. II, S. 553. und die daselbst angeführten Beweisstellen.

tung (ums Jahr 1144) auf 9000 Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe, und am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts soll er in Frankreich, Spanien, England, Schottland, Deutschland, Ungern und Italien, zusammen auf 40,000 Herrschaften inne gehabt, und jährlich auf zwei Millionen Thaler Einkünfte bezogen haben*). Dabei genoß er wichtige Vorrechte und großes Ansehn. Der Pabst hatte gestattet, daß der Orden samt seinen Geistlichen nur unter dem römischen Stuhle stehen, daß er allein von angeordneten Interdicten ausgenommen, und daß seine Besitzungen, namentlich in Asien, von geistlichen Zehnten befreit seyn sollten. Dem Range nach standen die Tempelherren den Königen gleich; auch wurden sie zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten gezogen, bald zur Vermittlung bei Streitigkeiten der Fürsten, bald zu Vormundschaften über unmündige Fürsten. Ihr Großmeister führte den Titel "von Gottes Gnaden" und hielt einen glänzenden Hofstaat.

Aber gerade ihr Reichthum und Ansehn wurde ihr Verderben und die Hauptursache ihres Untergangs. Anfangs hatten sie sich durch den Verein klösterlicher und ritterlicher Tugenden, durch Demuth und Genügsamkeit, durch tapfre Thaten und

frei-

*) s. Anton's Gesch. des Tempelherrenordens, Leipzig 1781, S. 261.

freiwillige Bereitwilligkeit zum Märtyrertode empfohlen; aber je reicher sie wurden, desto mehr erhob sich unter ihnen der Hang zum Wohlleben, die Begierde nach Herrschaften und Schätzen und stolze Verachtung Andrer. Die Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams und der Beschützung der Pilger wurden häufig von ihnen verletzt. Andrerseits zog ihnen ihr Glück Neid und Eifersucht zu. Die Mönchsorden grollten, weil ihnen durch die Templer reiche Gaben entzogen würden; die Bischöfe grollten, weil sich die Templer ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterwerfen wollten; und selbst Fürsten fühlten sich durch die stolze Anmaßlichkeit der Templer beleidigt. Es erhoben sich daher schon seit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts Klagen wider sie, die im dreizehnten Jahrhundert immer lauter und dringender wurden. Doch würden sie darum ihren Untergang nicht gefunden haben, wenn nicht die Hab- und Herrschgier eines Königs, die Rachsucht eines vielgeltenden Ministers und die Schwäche eines Pabstes sich gegen sie vereiniget hätte.

Philipp IV., König von Frankreich (1285—1314), ein kräftiger Regent, aber eben so habsüchtig und herrschsüchtig als arglistig und fühllos, haßte die Tempelherren (sie waren seinem Streben nach Unumschränktheit entgegen) und seine Geldgier trachtete

tete nach ihren reichen Besitzungen, von denen ein großer Theil in Frankreich lag. Genährt und verstärkt wurde sein Haß durch seinen Vertrauten, den Kanzler Wilhelm von Nogaret, der es dem Tempelorden nicht vergeben konnte, daß durch denselben sein Vater als Ketzer verurtheilt worden war. Der Pabst aber, seit 1305 Clemens V., war viel zu schwach und abhängig, als daß er des Königs Leidenschaft zu zügeln, oder hemmende Hindernisse ihr entgegen zu setzen vermocht hätte. Hatte er doch nach des Königs Willen seinen Wohnsitz nach Frankreich verlegt und bei seiner Stuhlbesteigung dem König die Erfüllung wichtiger Forderungen eidlich zusichern müssen. Und diese Schwäche des Pabstes oder diese Demüthigung der päbstlichen Gewalt, die dem König so unerwartet gelungen war, wie sehr mußte sie ihn nicht ermuthigen, auch den stolzen und reichen Orden der Templer niederzuschmettern.

Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens gab ihm die Aussage von Verbrechern. Zu Beziers — so lautet die wahrscheinlichere Erzählung — saß ein dasiger Bürger mit einem verbrecherischen Tempelherrn im Gefängniß. Da beide die nahe Hinrichtung fürchteten, so beichteten sie einander ihre Sünden, wie solches in einem Zeitalter, wo man Missethätern den Beichtvater versagte, gewöhnlich

lich war. Da vernahm der Bürger, er wird Squin de Florian genannt, die ärgsten Abscheulichkeiten des Tempelordens. Um das verwirkte Leben zu retten, hinterbrachte er sie dem König (1306); der König aber ergriff diese Aussage zum Verderben des Ordens. Er theilte sie daher dem Pabste mit, und unterhandelte mit ihm über den Untergang der Tempelherren.

Der Hauptsitz derselben war, seitdem 1291 Ptolemais, die letzte Feste der Christen in Palästina, in die Hände der Ungläubigen gefallen war, die Insel Cypern, wo jedoch der Orden keine Besitzungen hatte. Dort lebte der damalige Großmeister Jakob von Molai, gebürtig aus Burgund, unkundig der Wissenschaften (er konnte, wie die meisten Adeligen seiner Zeit, weder lesen noch schreiben), aber von hellem Verstand, tapfer, redlich gesinnt und untadelich in seinem Betragen. Ihn und seinen Orden in Cypern anzugreifen, war den Absichten des Königs zuwider: man mußte suchen, ihn nach Frankreich zu locken. Demnach erließ der Pabst unter dem 6. Jun. 1306 ein Schreiben an ihn, worin er ihn einladete, nach Frankreich zu kommen, um sich mit ihm über die Wiedereroberung des heiligen Grabes und über die Vereinigung des Johanniter- und Templerordens zu berathen. Jakob von Molai folgte dieser Einladung. Er

ver-

verließ Cypern mit sechzig Rittern und dem Ordensschatz, kam nach Frankreich (1306), wurde daselbst ehrenvoll empfangen, und bezog zu Paris den Tempelhof. Ach, ohne es zu ahnen, hatte er sich seinen Henkern überliefert.

Nach abermaligen Unterhandlungen mit dem Pabste erließ König Philipp geheime Befehle an alle Beamte seines Reiches, an Einem Tage und zu Einer Stunde alle Tempelherren in Frankreich zu verhaften. Diese Befehle wurden möglichst genau vollzogen. Am frühen Morgen des 13. Oct. 1307 wurden in Frankreich alle Tempelherren plötzlich überfallen und gefänglich eingezogen. Die Zahl der Verhafteten betrug allein in Paris 140, und unter ihnen befand sich der Großmeister Jakob von Molai. Zugleich bemächtigte sich der König ihrer Güter, Schätze und Schriften, so wie ihres Tempelhofes zu Paris, den er als den eignen Palast bezog. Zur Beschönigung dieses Gewaltstreichs ließ er die Abscheulichkeiten bekannt machen, deren die Tempelherren beschuldiget wurden: wie sie Gott und Jesum verleugneten, das Kreuz anspieen, unnatürliche Lüste trieben, in ihren geheimen Versammlungen ein ungestaltetes Götzenbild unter dem Namen Baphomet anbeteten, Kinder brateten und mit dem Fette derselben jenes Götzenbild bestrichen, und mehrmals aus Geiz die Kreuzfahrer in Paläs

stina

stina an die Sarazenen verrathen hätten. Diese angeblichen Verbrechen der Tempelherren zeigte Philipp auch dem Könige von England und andern europäischen Fürsten, in deren Ländern Tempelherren sich befanden, an und forderte sie auf, nachdrücklichst gegen die Angeschuldigten zu verfahren. Aber man konnte oder mochte sich anderwärts nicht so leichtsinnig oder böslich wie in Frankreich von der Schuld der Tempelherren überzeugen.

Gern hätte der Pabst, der, wie die Theologen zu Paris, des Königs Verfahren gegen die Tempelherren als einen Eingriff in die päbstlichen Rechte ansah, die Untersuchung allein übernommen: wirklich befahl er auch den Bischöfen und Inquisitoren, denen Philipp IV. das Richteramt in dieser Sache übertragen hatte, von selbigem abzulassen, und verlangte vom König die Auslieferung der Templer und ihrer Güter und Schätze; aber Philipp IV. war dazu nicht geneigt. Einen Hauptvortheil glaubte er zu verlieren, wenn er das Verfahren gegen die Templer aus den Händen ließ. Der Pabst wurde daher genöthigt, jenen Bischöfen und Inquisitoren das fernere Verfahren gegen die Templer wieder zu überlassen. Umsonst bedung sich dabei der Pabst aus, daß die Untersuchung wider den Großmeister und die angesehensten Ordensglieder ihm verbleiben, und daß die Ordensgüter unter

be-

bestimmte Verwalter gestellt, und zur Wiedererobe-rung des heiligen Landes verwendet werden sollten. Auch hieran kehrte sich der König nicht, wie der weitere Verfolg dieser Erzählung zeigen wird.

Inzwischen hatte der Prozeß wider die Templer begonnen. Aber wenn je ein Prozeß mit Ungerechtigkeit geführt wurde, so war es dieser. Der König wollte der Welt zeigen, daß die Templer die abscheulichsten Menschen, ihr Orden der verruchteste aller Vereine sey. Er ernannte daher zu Richtern Männer, die gegen sie erbittert waren, gebrauchte als Zeugen Verbrecher und abtrünnige Brüder, und ließ Drohungen und Martern, Versprechungen und Gunstbezeigungen anwenden, um den Gefangenen Geständnisse abzunöthigen, wie er sie wünschte. Tempelherren, die sich und den Orden der angegebenen Abscheulichkeiten schuldig bekannten, wurden gelind behandelt; dagegen wurden die, welche nichts gegen den Orden aussagten, auf die Folter gebracht und, wenn sie die Geständnisse, die ihnen die Folterqual abgepreßt hatte, widerriefen, als rückfällige Ketzer verbrannt. So wurden zu Paris im Mai 1310 neun und funfzig und zu Senlis um dieselbe Zeit neun Tempelherren auf dem Scheiterhaufen hingerichtet. Sie starben mit Betheuerung ihrer und ihres Ordens Schuldlosigkeit, und erregten durch die Standhaftigkeit, mit

der

der sie den Tod litten, das Mitleiden des Volkes. Aber ihre Richter achteten darauf nicht, und eben so wenig wurde auf die Vertheidigung geachtet, die sie vor dem Pabste versuchten, und in welcher sie alle Beschuldigungen des Ordens als durchaus falsch, lügenhaft und schändlich angaben.

Als die eingesammelten Aussagen dem Könige und dem Pabste ausreichend schienen, schritt leztrer auf Betreiben des erstern zur Aufhebung des Tempelherrenordens. Hierzu wurde am 16. Oct. 1311 eine Kirchenversammlung zu Vienne eröffnet. Aber noch immer erklärten sich viele Stimmen für den Orden. Der Pabst sprach daher die Aufhebung desselben nicht in einer öffentlichen Sitzung, sondern in einem geheimen Consistorium aus (3. April 1312), zu welchem er nur die Cardinäle und Bischöfe berief, die seiner Meinung beigetreten waren, und in der Bulle, die er deshalb erließ (2. Mai 1312), erklärte er, daß er den Orden nicht nach der Strenge des Rechts, sondern nur aus Vorsorge und päbstlicher Machtfülle aufhebe, um (wie er früher geäussert hatte) seinen lieben Sohn, den König von Frankreich, nicht zu ärgern. Die Schätze und Besitzungen des Ordens sprach er unter gewissen Einschränkungen den Johannitern zu, zur Wiedereroberung des heiligen Landes; doch befanden sie sich schon größtentheils in den Händen

des

des Königs Philipp, und nur weniges und selbst dieses nur unter vielen Mühen und Aufopferungen haben die Johanniter erhalten. Das Urtheil über die Ordensglieder überließ der Pabst den Provinzialsynoden: die Unschuldigen, war seine Meinung, sollten einen mäßigen Jahrgehalt von den Ordensgütern erhalten; die, welche sich schuldig bekannten, mild behandelt, die aber, welche ihre und ihres Ordens Schandthaten nicht eingestehen oder der richterlichen Untersuchung und Entscheidung sich entziehen würden, als Ketzer behandelt werden. Nur über den Großmeister und einige andere angesehene Beamte des Ordens behielt sich der Pabst das Urtheil vor.

Er wollte sie auf Lebenslang gefangen setzen. Weil aber der Großmeister die Aussage, die ihm früherhin abgepreßt worden war, späterhin vor einer päbstlichen Commission zu Paris 1309 widerrufen hatte: so schien es dem Pabste nothwendig, daß derselbe samt seinen Genossen die Schandthaten des Ordens noch einmal öffentlich bekenne: hierdurch, meinte er, alle Zweifel an der Abscheulichkeit des Ordens niederzuschlagen und die Gerechtigkeit des päbstlichen Verfahrens überzeugend darzustellen. Es erschienen daher zwei Cardinäle zu Paris. Hierauf wurden am 18. März 1314 der Großmeister Jakob von Molai, der Großprior von der Normandie Guido und

und noch zwei andre angesehene Ordensbeamte auf ein Gerüste am Eingang zur Hauptkirche gefesselt hingestellt; der Cardinal von Albano verlas ein Verzeichniß der Laster und Verbrechen, deren sich die Templer schuldig gemacht haben sollten, und nun sollte der Großmeister diese Angaben durch sein Bekenntniß bekräftigen. Aber unerwartet erklärte er, daß sein Orden rein und unsträflich sey, daß nur die Furcht vor der Folter früherhin ihn dahin gebracht habe, die demselben gemachten Vorwürfe zu bejahen, und daß er bereit sey, für die Unschuld desselben zu sterben. Alles erstaunte über diesen Auftritt, das Volk gerieth in Bewegung, und die Cardinäle ließen die Gefangenen in das Gefängniß zurück führen. Der König aber, heftig erbittert, hielt sogleich einen Staatsrath, in welchem ohne Zuziehung einer geistlichen Person beschlossen wurde, daß der Großmeister und Großprior noch an demselbigen Abend verbrannt werden sollten: nur den beiden andern Ordensbeamten, die den Widerruf gescheut hatten, wurde das Leben geschenkt. Dieser Beschluß ward alsobald vollzogen. Bei langsamen Feuer wurden der Großmeister und Großprior mehr verbraten als verbrannt. Aber wie groß auch die Quaalen waren, die sie zu erdulden hatten, so betheuerten sie doch standhaft bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens die Unschuld und Rechtgläubigkeit ihres Ordens. —

Späterhin erzählte man, der Großmeister habe auf dem Scheiterhaufen ausgerufen: "O Clemens, un-"gerechter Richter und grausamer Henker, ich lade "dich binnen vierzig Tagen vor den Richterstuhl "des allerhöchsten Richters" — und auf ähnliche Art habe er dann auch den König geladen, innerhalb eines Jahres vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen. Zuverläßig gewiß ist diese Angabe nicht (gleichzeitige Schriftsteller wissen davon nichts); aber sie erscheint als ein Urtheil über das Verfahren des Pabstes und des Königs. Weil beide nicht lange nachher starben — der Pabst im April, der König im November des Jahres 1314, — so ward ihr Tod als Strafe ihrer Ungerechtigkeit gegen den Tempelorden angesehen.

Und wahr bleibt es, daß das Verfahren gegen den Tempelorden höchst ungerecht war. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß der Orden ausgeartet war, und daß unter den Gliedern desselben grobe Ausschweifungen herrschten; auch ist es wahrscheinlich, daß bei dem Aufenthalte des Ordens in Asien manche daselbst gangbare Meinung über das Höhere und Geheimnißvolle des geistigen Lebens Eingang bei denselben gefunden habe, und daß solche Meinungen durch das berüchtigte Bild Baphometus, das man bald als Bild des schaffenden Gottes, bald als Bild der Weisheit ansieht, bezeich-

zeichnet wurden; ja man kann auch behaupten, daß manche Ordensglieder ihre Abscheulichkeiten mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllten: aber aus dem allen folgt nicht, daß der Orden als Orden der ungeheueren Abscheulichkeiten schuldig war, deren er angeklagt wurde, oder daß die Regeln desselben erlaubten, was demselben vorgeworfen wird. Bei der Art, wie der Prozeß eingeleitet und geführt wurde, ist höchstens so viel wahrscheinlich, daß der Orden Geheimnisse hatte, aber keineswegs, worin diese bestanden, oder von welcher Art die Ansichten, Lehrsätze und Gebräuche waren, die in ihm herrschten; und selbst die Vorwürfe, die in unsern Tagen dem Orden gemacht worden sind*), sind noch nicht so erwiesen, daß ein Verdammungsurtheil mit Sicherheit darauf gebaut werden kann. Bedauern können und mögen wir nicht, daß der Orden aufgehoben wurde (er hatte seine Bestim-

*) Herr v. Hammer (Mysterium Baphometi revelatum, Wien 1818) hat aus Münzen, Geräthschaften und Verzierungen, die in ehemaligen Tempelhöfen gefunden worden sind, zu zeigen gesucht, daß die Templer schändlichen Lehrsätzen und Gebräuchen wirklich angehangen hätten. Gegen diese Beschuldigung sucht Rauschnick (Darstellung des ritterlichen Ordens der Tempelherren, in der Vorzeit, einem Taschenbuch, herausgegeben von Justi, 1821, S. 310 f.) den Orden (mit unverkennbarer Vorliebe für denselben) zu vertheidigen. — Gewichtiger ist was darüber Menzel, Geschichte der Deutschen Th. V, S. 144 ff. beigebracht hat.

mung überlebt), aber verabscheuen müssen wir die Art, wie diese Aufhebung geschah.

XXIX.

Von dem Wahnsinn Karls VI.

Als Karl VI., geboren 1369 und seit 1380 König von Frankreich, im Jahr 1388 die Regierung übernommen hatte, zeigte er viele Merkmale eines hellen Verstandes und einer thätigen Regentensorgfalt. Er umgab sich mit einem Staatsrath, der aus geachteten Männern bestand, schaffte drückende Auflagen ab, und steuerte vielen Unordnungen, die während seiner Minderjährigkeit eingerissen waren. Aber, leider! hatten diese guten Anfänge keinen Bestand. Karl VI. verfiel in Wahnsinn, Frankreich in Zerrüttung, und die Oheime des Königs trifft der harte, und doch nicht grundlose Vorwurf, daß sie, wie zu dieser Zerrüttung, so auch zu jenem Wahnsinn mitwirkten.

Seitdem Karl VI. die Regierung übernommen hatte, waren seine Oheime, die Herzöge von Berri und Burgund, die während seiner Minder-

jäh-

jährigkeit die Regierung an sich gerissen hatten, von allem Antheil an derselben ausgeschlossen. Nicht einmal zu dem Staatsrath, den Karl VI. gebildet hatte, waren sie zugelassen worden. Ihre Herrschsucht und Habgier fühlte sich dadurch tief gekränkt. Sie tadelten daher das Betragen seiner Minister, stellten sich seinen Maßregeln entgegen, und äusserten bedeutsam, wie Froissart erzählt*): "So könne es nicht bleiben; und es werde sich bald entscheiden, was der König thun müsse, da er auf den Rath seiner Oheime nicht achte." Dieß war besonders der Fall, als der König einen Zug gegen den Herzog von der Bretagne unternahm.

Johann V., Herzog von der Bretagne, hatte den Herrn von Craon, der den Connetable von Clisson, einen der neuen Minister des Königs, durch Meuchelmörder hatte überfallen lassen (14 Jan. 1392), in Schutz genommen, und weigerte sich trotz aller Befehle des Königs den Verbrecher auszuliefern. Der König hierüber erzürnt, beschloß den

*) Man sehe Froissart Histoire et Chronique memorable de mes temps — en quatre volumes, Paris 1577. T. IV. p. 139. Ueberhaupt folge ich bei dieser Erzählung, die von verschiedenen Schriftstellern verschiedentlich geschildert wird, dem gleichzeitigen und wahrheitliebenden Froissart (geb. 1337, gest. 1397), der, erst Sekretär bei der Gemahlin Eduards III., dann bei dem König von Frankreich Johann dem Guten, die Geschichte der franz. und engl. Könige seiner Zeit mit Umsicht und Sorgfalt schrieb.

den ungehorsamen Herzog mit Heeresmacht zu züchtigen; aber den Herzögen von Berri und Burgund war dieses Beginnen zuwider. Sie erklärten den Herzog von der Bretagne für unschuldig, und suchten den Zug des Königs nach der Bretagne auf alle Art zu hintertreiben. Nichts destoweniger beharrte der König darauf, und sie sahen sich genöthigt, mit ihren Truppen nach Mans, dem Sammelplatz des königlichen Heeres, zu ziehen (Jul. 1392).

Schon im Anfang dieses Jahres hatte Karl VI. an einem hitzigen Fieber darnieder gelegen, und dabei Anfälle von Geistesverwirrung gezeigt; zu Ostern war er wieder hergestellt worden; doch war seine Gesundheit keineswegs befestigt. Dieß zeigte sich besonders jetzt während seines Aufenthalts zu Mans, weshalb auch seine Aerzte von dem Zuge nach der Bretagne ihm abriethen, mit der Bemerkung, daß Ruhe ihm nöthiger sey als angestrengte Bewegung. Er aber, voll Begierde sein Vorhaben auszuführen, versicherte: er sey gesünder als sie, und Reiten und Arbeiten sey ihm zuträglicher als Ruhe. Demnach brach er am 5. Aug. 1392, Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr von Mans auf. Es war ausserordentlich heiß, der König finster und in sich gekehrt, schwach an Körper und Geist, ohne Lust zu Speise und Trank. Ungeachtet der großen

Hitze

Hitze trug er über seiner Rüstung einen Ueberrock von schwarzem Sammet, eine rothe Mütze und einen mit Perlen besetzten Hut. Nicht weit von Mans führte ihn der Weg in einen Wald. Kaum war er in demselben als plötzlich ein Mann im bloßen Kopf, ohne Strümpfe und Schuhe, nur mit einem weißen Hemde bekleidet, gleich einem Wahnsinnigen zwischen zwei Bäumen hervorsprang, das Pferd des Königs am Zügel ergriff, und laut schrie: "König, reite nicht weiter! du bist verrathen!" Der König entsetzte sich vor diesem unvermutheten Anblick; er erbleichte, zitterte und konnte kein Wort reden. Einige seines Gefolges sprengten herzu und schlugen auf die Hände des Unbekannten. Dieser ließ die Zügel des Pferdes los, sprang in den Wald zurück, und niemand fragte ihn: wer er sey? woher er komme? wie er auf diese Anrede verfallen sey? oder wer sie ihm in den Mund gelegt habe? Es ist daher noch jetzt zweifelhaft, ob dieser Mensch wirklich ein Wahnsinniger oder ein erkaufter Betrüger war.

Still und in sich gekehrt, setzte der König seinen Weg weiter fort. Als er aus dem Walde herauskam (es war um 12 Uhr Mittags), mußte er über eine große, sandige Ebene, welche die Sonnenhitze glühend heiß gemacht hatte. Alles troff von Schweis, auch der König, überdieß durch Kleidung und Rüstung

stung beschwert. Nur wenige ritten um ihn, um den Staub nicht zu vermehren. Die meisten waren in verschiedenen Haufen von ihm entfernt, wenig auf ihn achtend, als auf einmal ein neuer Unfall sie erschreckte. Von den Pagen, die dem König folgten, ließ der eine die Lanze, die er trug, unversehends auf den Helm des andern fallen. Das dadurch entstandene Geräusch weckte den König wie aus einem tiefen Traum zur wüthigen Raserei. Er glaubte sich verrathen, sah nichts als Feinde um sich, und schreiend: "Vorwärts! vorwärts! auf diese Verräther!" zog er das Schwerdt, und hieb mit demselben nach seinen Begleitern. Sie sprengten auseinander, einige hierhin, andere dorthin. Sein Bruder, der Herzog von Orleans, kam auf ihn zu; er kannte ihn nicht, hieb nach ihm, und nur durch eilige Flucht entkam der Herzog. Wie Froissart meldet, wurde niemand von ihm getödtet. Erst als er durch langes Umsichhauen ermattet war, gelang es einem Ritter aus der Normandie, Wilhelm Martell, ihn von hinten zu erfassen, und seinen Arm festzuhalten. Nun entwand man ihm das Schwerdt, hob ihn sanft vom Pferde und entkleidete ihn, um ihn zu erfrischen. Seine Oheime und sein Bruder kamen zu ihm: er erkannte sie nicht. Wild rollte sein Auge; aber er sprach kein Wort, und versank in eine fast todtähnliche Erschlaffung. So brachte man ihn nach Mans, und von da nach dem Schlosse

Creil

Creil an der Oise. Seine Oheime aber bemächtigten sich sogleich der Regierung, und im Besitz derselben erklärten sie den Zug nach der Bretagne für aufgehoben, verabschiedeten das aufgebotene Heer, und zogen die bisherigen Staatsräthe zur Verantwortung. Einige derselben wurden verhaftet, andere, wie der Connetable von Clisson, entkamen durch die Flucht.

Allmählich gelang es den Aerzten des Königs, unter denen Wilhelm von Harsely mit besonderm Ruhm genannt wird, den König wiederherzustellen; und so groß anfangs die Betrübniß der Franzosen über die Geisteszerrüttung ihres Königs gewesen war, so groß war nun ihre Freude über seine Genesung. Indessen blieb der König sehr schwach; er konnte oder durfte (nach dem Willen seiner Oheime) keine Staatsgeschäfte betreiben, und nach einigen Monaten gerieth er in eine furchtbare Gefahr, die ihn aufs neue in Wahnsinn stürzte.

Die Vermählung einer Hofdame der Königin mit einem Ritter von Vermandois gab Gelegenheit zu einem Hoffeste, und dieses zu einer Maskerade (29. Jan. 1393). Um den König zu erheitern, redete ihm sein Stallmeister Hongrimen von Gensay zu, mit fünf andern die Maske eines Wilden anzulegen. Dieß geschah. Der König und mit ihm

ihm fünf andere — der junge Graf von Joigny, Karl von Poitiers (Sohn des Grafen von Valentinois), Jouan de Foix, Herr von Nantholllet, und Hongrimen von Gensay — ließen sich vom Kopf bis zu den Füßen in knapp anliegende Leinwand kleiden und diese mit Pech oder Harz überziehen, worein Haare oder Werg eingeklebt wurde. Dieser Anzug machte dem König Vergnügen; er dankte dem Ritter, der ihm dazu gerathen hatte. Um Gefahr zu vermeiden, wurde befohlen, daß alle Fackeln entfernt werden sollten. Nun kam der Aufzug der Wilden in den Saal: der König voran und die fünf andern hinter ihm, mit Ketten zusammen geschlossen, um den Aufzug schauerlicher zu machen. Der König trennte sich bald nach seinem Eintritt in den Saal von den übrigen; er ging auf die Seite, wo die Damen saßen, und kam, bei der Königin vorbei, zur Herzogin von Berri, seiner Tante, die ihn festhielt, um seinen Namen zu erforschen. Auch der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, wurde von gleicher Neugier beseelt, und dadurch Anstifter des fürchterlichsten Ereignisses. Er war erst spät mit vier Rittern und mehreren Fackelträgern in den Saal gekommen und hatte von jenem Befehl, daß alle Fackeln entfernt werden sollten, nichts gehört. Jetzt riß er einem seiner Diener die Fackel aus der Hand und trat damit zu einer der fünf tanzenden

Mas-

Masken, um bei hellem Lichte zu erforschen, wer sie sey. Aber er kam ihr zu nahe; das Harz an der Maske fing Feuer; in dem Augenblicke stand sie in Flammen, und gleich darauf auch die übrigen. Sie schrieen nach Hilfe, aber man wußte nicht, wie man ihnen Hilfe leisten sollte. Einige Ritter eilten herzu, um das Feuer zu ersticken; aber das Harz hing sich brennend an ihre Hände, und sie konnten es nicht löschen. Einer der Brennenden, Herr von Nanthoillet, machte sich von der Kette los, sprang nach dem Schenktisch, und warf sich in einen Spülbottig. Dadurch rettete er sich. Von den vier andern starben zwei auf der Stelle, zwei andre, Jouan de Foix und der Graf von Joigny wurden noch lebend in ihre Wohnung gebracht, starben aber wenige Tage darauf unter großen Schmerzen. Inzwischen war der König gerettet. Die Herzogin von Berri, der er sich zu erkennen gegeben hatte, hatte in dem Augenblick des Schreckens Besonnenheit genug, ihren Mantel um den König zu wickeln, ihn so vor dem Feuer zu schützen und aus dem Saale zu bringen. Aber der Eindruck, den die schreckliche Gefahr, in der er geschwebt, und der furchtbare Tod seiner Gefährten auf ihn gemacht hatte, nagte an seinem Innern. Wenige Monate darauf gerieth er aufs neue in Wahnsinn (20. Juni 1393). Vergebens suchte man ihn zu heilen, vergebens hielt man öffent-

fentliche Gebete und Umgänge, vergebens wendete man sich an Hexenmeister: der König blieb, so lange er lebte (bis 1422), schwach an Geist, und gerieth noch öfters in Geisteszerrüttung. Um ihn zu zerstreuen, unterhielt man ihn mit dem Kartenspiel, das wahrscheinlich durch die Araber in Spanien aufgekommen war, seit dem vierzehnten Jahrhundert in Italien, Frankreich und Deutschland bekannt wurde, und von nun an sich schnell durch alle Stände verbreitete. — Uebrigens benutzten die Oheime des Königs dessen Geistesschwäche und Geisteszerrüttung, um die Regentschaft an sich zu reißen, und ihre Herrschsucht wie ihre Entzweiung brachte großes Unheil über Frankreich.

XXX.

XXX.

Die Jungfrau von Orleans.

Es ist schwer in dem, was von der **Jungfrau von Orleans** erzählt wird, Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden. Das Unerwartete, Glänzende und Wundervolle ihrer Reden und Thaten hat den Schleier des Wunderbaren um ihr Seyn und Thun gezogen, und ihre Freunde und Feinde haben sich bemüht, diesen Schleier zu verdichten: letztere, um sie als eine Zauberin, erstere, um sie als eine von Gott begeisterte Prophetin darzustellen. Auch die richterlichen Untersuchungen, die über sie verhängt worden sind, haben bei der Flüchtigkeit und Partheilichkeit, mit der sie betrieben wurden, mehrere ihrer Lebensumstände übergangen, andere geflissentlich entstellt. Eben daher sind bei allen Forschungen neuerer Zeiten noch viele Fragen unbeantwortet geblieben. Doch hat durch eben diese Forschungen der Jungfrau Leben und Wirken an deutlicher Ansicht gewonnen, und völlig zur Gewißheit ist es geworden, daß sie eine ausserordentliche Erscheinung war, dergleichen nur ausserordentliche Zeiten hervorbringen, eben so merkwürdig durch ihre Persönlichkeit als durch ihre Thaten, und würdig, daß ein großer Dichter unserer Zeiten ihren Ruhm verherrlichte.

Ihr

Ihr eigentlicher Name war Johanna oder Jeanne d'Arc. Sie war in dem Dorfe Dom-Remi bei Vaucouleurs, unweit der westlichen Grenze Lothringens geboren. Wenn? ist unentschieden, entweder ums Jahr 1402 oder 1412; denn als sie zuerst im französischen Lager erschien (1429), war sie nach den Angaben der Engländer 27, aber nach denen der Franzosen erst 17 Jahr alt. Ihre Eltern waren gemeine Landleute, wenig bemittelt, aber im Rufe der Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Gottseligkeit. Von ihnen ward sie zu allem Guten angehalten. Sie lernte von ihrer Mutter das Vaterunser, den englischen Gruß und den Glauben, aber weder lesen noch schreiben, was wohl die Eltern selbst nicht verstanden. Alle Geschäfte der Landwirthschaft betrieb sie mit sorglichem Fleiß: sie spann Wolle, pflügte den Acker, weidete die Heerde, wartete der Pferde; aber erweisen läßt es sich nicht, daß sie in einem Wirthshause als Magd gedient, daselbst die Pferde zur Tränke geführt, und dabei das Reiten erlernt habe. Nur als ihr Dorf von den feindseligen Burgundern überfallen, und sie dadurch samt den Ihrigen zur Flucht genöthigt worden war, lebte sie einige Tage mit ihren Eltern in einem Wirthshause zu Neufchateau. — Wie ihr früher Fleiß, so wird auch ihre Sanftheit, thätige Menschenliebe und innige Gottesfurcht gerühmt. Sie pflegte der Kranken, war hilfreich gegen Arme, ging täglich zur

Kirche

und genoß häufig das heilige Abendmahl. Dabei verrieth sie frühzeitig Anlage zur Schwärmerei. In der Nähe ihres Dorfes stand ein Wunderbaum, eine schöne Buche, die nach einer alten Sage von Feen umgeben war, und nicht weit davon war eine eben so merkwürdige Quelle. Dort pflegte sie öfters mit ihren Gespielinnen in schönen Nächten zu singen und zu tanzen. Aber seit ihrem dreizehnten Jahre vermied sie Gesang und Tanz, und lebte mehr in sich gekehrt, und so eifrig mit Andachtsübungen beschäftigt, daß sie dadurch das Gespötte ihrer Gespielinnen auf sich zog. Engel und Heilige waren ihr, wie sie selbst nachmals aussagte, seit dieser Zeit erschienen, und erfreuten sie nachher, wenn sie inbrünstig betete, öfters mit ihrem Besuch. Doch redete sie damals mit Niemand von den Erscheinungen oder Offenbarungen, die sie hatte, sondern lebte ein stilles, zurückgezogenes Leben, bis der Drang ihres Herzens (sie nannte ihn Ruf oder Befehl der Gottheit) auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens sie hinführte. — Nur dreizehn Monate hat sie auf demselben zugebracht; aber welche große und wunderbare Umänderung der Lage Frankreichs hat sie in dieser kurzen Zeit bewirkt!

Tief gesunken war das Glück Frankreichs! Der ganze nördliche Theil bis zur Loire war in den Hän-

Händen der Engländer, und schon wurde (seit dem Oct. 1428) Orleans, der Schlüssel zum südlichen Frankreich, von ihnen belagert. Karl VII., der König hieß, ohne es zu seyn — nicht einmal die Krönung und Salbung zu Rheims hatte er erhalten können — schien rettungslos verloren. Ohne Vertrauen auf sich und sein Glück, war er auch ohne Hoffnung sich wieder zu erheben. Von Tage zu Tage ärmer an Geld und Truppen, und von Tage zu Tage durch neue Unglücksboten erschreckt, wollte er das Schloß Chinon, nahe an dem südlichen Ufer der Loire, seinen bisherigen Aufenthalt, verlassen, nach dem südlichen Frankreich, dem Delphinat oder Languedoc, hinziehen, oder wohl gar den Kampf gegen die Engländer aufgeben, und in Spanien oder Schottland eine Freistatt suchen. — Diese traurige Lage des Reichs und seines liebenswürdigen Königs mußte mit Angst und Mitleiden alle wohlgesinnten Franzosen erfüllen, und der Gegenstand ihrer Gespräche und Sorgen seyn. Auch Johanne ward davon ergriffen, und in ihrer Seele erwachte der Gedanke, König und Vaterland zu retten.

Nie darf man die Zeiten einer gewaltigen Noth mit dem Maßstab der Zeiten der Ruhe messen. Wo ausserordentliche Umstände eintreten, werden ausserordentliche Kräfte wach, und Dinge gesehen,

an die in den Zeiten der Ruhe niemand gedacht haben würde. Jede Feuers- und Wassersnoth kann uns davon überzeugen; wie weit mehr noch die furchtbaren Schrecken eines furchtbaren Krieges. Haben wir selbst doch in den Zeiten des großen Kampfes gegen die Riesenmacht Napoleons erfahren, daß unter uns ausserordentliche Kräfte rege wurden, und daß selbst Mädchen und Frauen sich in die Reihen der Krieger mischten, um für die Rettung des Vaterlandes mitzuwirken. Edle Seelen treibt die Liebe zum Vaterland, und diese Liebe kann, wie die Geschichte aller Jahrhunderte bezeugt, Wunderdinge verrichten. Auch Johanna konnte durch die Noth ihres Vaterlandes und durch Liebe zu ihrem Vaterlande zur Rettung desselben sich aufgefordert fühlen; aber besonders mußte sie durch den Glauben ihrer Zeiten und durch die Persönlichkeit ihres Wesens hierzu bestimmt werden. Nach dem Glauben ihrer Zeiten erschienen Engel und Heilige den Menschen; Wundererscheinungen wurden in der Nähe ihres Dorfes wahrgenommen: dort stand ein Feenbaum, dort sprudelte eine Zauberquelle; und eine alte Weissagung verkündete, daß ein Mädchen von der lothringischen Grenze kommen würde, um Frankreich zu erretten. Sie selbst war mit einer schwärmerischen Einbildungskraft begabt, ihr frommer Sinn führte sie in allem, was sie that und empfand, zu Gott und den

Heiligen, und ihre körperliche Beschaffenheit mußte die Reizbarkeit ihres Wesens erhöhen. Wie leicht konnte es also geschehen, daß sie jene Weissagung auf sich anwendete, daß sich, ihr unvermerkt, ihre Gedanken und Entschließungen in göttliche Eingebungen und Offenbarungen verwandelten, und daß sie himmlische Erscheinungen zu sehen und Stimmen zu hören glaubte, die ihr zuriefen: Orleans zu entsetzen, den König zur Krönung nach Rheims zu führen und Frankreich zu befreien. Dieser Glaube gab ihr Heldenkraft und Kindesdemuth. Fern von aller Verzagtheit, die sonst ihrem Geschlechte eigen zu seyn pflegt, erwachte in ihrer Seele die gewisse Zuversicht, sie werde mit Gott und durch Gott die Retterin Frankreichs werden.

Von dieser Zuversicht getrieben, verließ sie ihre Eltern, denen sie bis dahin mit kindlichem Gehorsam gedient hatte. Mit ihrem Oheim mütterlicher Seits, Durand Lapart, ging sie, als wollte sie dessen Frau im Wochenbette beistehen, im Februar 1429 nach Vaucouleurs. Dort suchte und fand sie Zutritt bei dem dasigen Befehlshaber Baudricourt, dem sie ihr Vorhaben oder ihre himmlische Berufung enthüllte, um durch ihn an den Hof zu Chinon zu gelangen. Baudricourt begegnete ihr anfangs mit Kaltsinn (er hielt sie für eine Schwärmerin) und rieth ihrem Oheim, Durand Lapart, ihr

Ohr=

Ohrfeigen zu geben und sie ihren Eltern zurück zu bringen. Doch nach und nach wurde er für sie gewonnen; sey es, weil er selbst ihren Ueberzeugungen glaubte, oder weil er von ihrer Begeisterung neue Begeisterung der Franzosen erwartete. Auch erregten ihre Aussagen und Versprechungen schon in Vaucouleurs großes Aufsehn, und besonders nahmen sich zwei Ritter ihrer an. Baudricourt schrieb daher ihretwegen an Karl VII., und schickte sie, nach erhaltener Erlaubniß, in Mannskleidern, zu Pferde und im Geleite der erwähnten Ritter und zweier Bedienten an den französischen Hof zu Chinon.

Unterwegs erwarb sie sich durch ihre Reden, wie durch ihre Gottesfurcht und Züchtigkeit Ehrfurcht von Seiten ihrer Begleiter. Als sie in Chinon angekommen war, dauerte es eine Zeitlang, ehe sie bei dem König vorgelassen wurde: Karl VII. war lange ungewiß, ob er ihren Eingebungen vertrauen oder selbige für teuflisches Blendwerk halten sollte. Als sie endlich Zutritt erhielt, erkannte sie sogleich den König, obschon sie ihn noch nie gesehen, und er ohne alle Zeichen seiner Würde unter den Haufen seiner Hofleute sich gemischt hatte. Sie wiederholte ihm, was sie dem Befehlshaber Baudricourt von ihrem himmlischen Auftrage gesagt hatte, und entdeckte ihm, zur Bewährung

ihrer Aussagen, ein Geheimniß, welches ausser ihm niemand wußte. Um ihre göttliche Sendung ausser allen Zweifel zu setzen, ließ Karl VII. zuerst von einer Versammlung Geistlicher, dann von dem Parlament zu Poitiers sie prüfen, und letzteres, wie erstere, that den Ausspruch: Johanna sey von Gott zur Rettung Frankreichs gesendet.

Gefaßt ward nun der Entschluß, ihr als einer göttlichen Prophetin die Führung des Heeres anzuvertrauen. Sie erhielt dazu ihrem Verlangen gemäß ein Schwerdt, das in der Katharinenkirche zu Fierbois aufbewahrt war, und das sie nach allen Kennzeichen beschrieb, — vielleicht weil sie es, als sie auf der Reise nach Chinon durch Fierbois gekommen und in die dasige Kirche zum Beten gegangen war, daselbst bemerkt hatte. Ferner erhielt sie eine weiße, mit Lilien übersäete Fahne, worauf Gott mit der Weltkugel in der Hand abgebildet war, und die Worte standen: "Jesus Maria." Diese Fahne trug sie, ihrer eigenen Aeusserung nach, um das Schwerdt nicht brauchen zu dürfen. Hierauf wurde sie in Mannskleidern, vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert, auf ein Streitroß gesetzt, und mit dem Ansehn und Gefolge eines Feldherrn nach Blois gesendet zu den französischen Truppen, die Orleans entsetzen oder wenigstens mit neuer Zufuhr versehen sollten. Der Glaube an ihre göttliche Sendung zog ihr voran.

Als

Als sie zu Blois angekommen war, drang sie sogleich bei den Soldaten auf Religionsübungen und gute Sitten. Sie befahl, daß alle beten, die Messe hören, beichten und das heilige Abendmahl genießen sollten; sie beschränkte das Fluchen, Spielen und Plündern; sie vertrieb alle lüderlichen Dirnen aus dem Lager, und sprach den Soldaten Muth und Trost ein. Den Engländern ließ sie ihre Ankunft kund thun, und befahl ihnen, im Namen Gottes ihr sogleich Platz zu machen. Darauf traf sie Anstalten, um die Zufuhr nach Orleans zu bringen und sich selbst in diese hart bedrängte Stadt zu werfen.

Am 29. April 1429 langte sie vor Orleans an, und während die Besatzung nach einer andern Seite hin einen Ausfall that, brachte sie die Lebensmittel glücklich in die Stadt. Am Abend kam sie selbst nach Orleans, wo sie als eine himmlische Retterin empfangen wurde. Am 4. Mai, als eine zweite Zufuhr vor Orleans erschien, rückte sie mit dem Grafen von Dunois aus, und ungestört ging der Zug mitten zwischen zwei Schanzen der Engländer hindurch. Jetzt entflammte sie den Muth der Franzosen zu muthigen Angriffen auf die Schanzen der Engländer. Auch diese Angriffe glückten; eine Schanze nach der andern wurde den Engländern entrissen; mehrere Tausende von ihnen verloren in

ver-

schiedenen Gefechten das Leben, und sie sahen sich endlich genöthigt, die Belagerung von Orleans aufzugeben (8. Mai, 1429). Denn nicht bloß die Franzosen, auch die Engländer waren von der Gewalt des Glaubens getroffen; aber beide Theile auf verschiedene Weise. Die Franzosen glaubten durch die Jungfrau Hilfe von Gott zu erhalten; sie hofften zu siegen, weil sie nun fühlten, siegen zu können; Glaube und Hoffnung richtete die von Verzweifelung Niedergebeugten wieder auf; sie hielten sich für unüberwindlich. Die Engländer hingegen, die anfangs das Auftreten des Mädchens verhöhnt hatten, verloren ihre vorige Herzhaftigkeit und Zuversicht. Vormals so stolz auf ihre Siege und so kühn in Treffen, waren sie jetzt wie vom Erstaunen gelähmt, und erwarteten nicht ohne Aengstlichkeit den Ausgang der Dinge. Kurz, Muth und Selbstvertrauen war von den Engländern auf die Franzosen übergegangen: — ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt des Glaubens!

Vollbracht war also das Erste, was Johanna, die nun den Namen "Jungfrau von Orleans" erhielt, versprochen hatte, und mit erhöhetem Muthe setzten die Franzosen unter ihrer Anführung ihre Siege weiter fort. Sie eroberten die Stadt Jargeau, wo der englische General Suffolk gefangen wurde, und schlugen am 18. Jun. das englische

Heer

Heer bei dem Dorfe Patai, wo der tapfre Talbot in ihre Hände fiel. Ueberall war die Jungfrau unter ihnen; sie entzog sich keiner Mühseligkeit und nahm an allen Vorfällen des Kriegs Theil, nur nicht am Tödten: noch spät versicherte sie, niemand getödtet zu haben, — eine Versicherung, die ihrer Weiblichkeit Ehre bringt. Obschon sie bei Orleans von einem Pfeile über der Brust verwundet, und bei Jargeau von einem Steinwurf, der ihren Kopf traf, betäubt wurde, so wurde dadurch ihr Muth nicht niedergeschlagen. Gleich den bewährtesten Helden erhob sie sich über Furcht und Schmerz. Dabei war sie ausserordentlich mäßig und züchtig: selbst ihre erbittertsten Feinde haben keinen Vorwurf der Unkeuschheit gegen sie aufgebracht. In ihrem ganzen Wesen war Kraft und Hoheit mit Demuth und Gutmüthigkeit vereinigt: sie war keines Betrugs fähig. Man hat gezweifelt, ob sie wirklich das Heer anführte, oder ob nicht vielmehr die Feldherren (und namentlich Graf Dunois) bei allem Schein ihr zu folgen, ihre Führer waren; und wahr ist es, daß die Feldherren oft der Jungfrau Rathschläge verwarfen und nach eigner Einsicht die von ihr angegebenen Züge und Angriffe änderten. Aber eben so wahr ist es auch, daß sie, wenigstens bis zur Krönung des Königs, mit der standhaftesten Zuversicht, oft gegen den Widerspruch der Feldherren ihre Pläne durchsetzte. Der gesunde Ver-

Verstand, den sie bei allem Mangel an gelehrter Bildung zeigte, der Nachdruck, den sie ihren Rathschlägen und Aufforderungen zu geben wußte, und der glückliche Erfolg, der ihre Unternehmungen begleitete, mußte nothwendig das Vertrauen der Feldherren zu ihr befestigen, das durch das Ausserordentliche ihres Wesens begründet war. Gleichwohl mag man mit Recht behaupten, daß ihr Hauptverdienst darin bestand, daß sie die Begeisterung, die ihre Seele erfüllte, dem Heere mittheilte, und dadurch Muthlose in Helden umschuf.

Nachdem sie Orleans befreit, Jargeau erobert und die Engländer im offenen Felde bei Patai geschlagen hatte, bestand sie darauf, daß die Krönung Karls VII. zu Rheims vollzogen werden sollte. Zwar war Rheims noch in den Händen der Feinde, und der weite Weg dahin von denselben besetzt; aber die Hauptmacht der Engländer hatte sich unter dem Herzog von Bedford nach Paris zurückgezogen, die Treue der Städte, die auf dem Wege nach Rheims lagen, wankte, und die Franzosen fühlten sich im Glauben an den göttlichen Beistand, den ihnen die Jungfrau brachte, begeistert, selbst das Unmöglich-Scheinende zu wagen. Auch Karl VII. beschloß, den Aufforderungen seiner kriegerischen Prophetin zu folgen. Sonst aus Schlaffheit von dem Schauplatz des Krieges entfernt, stellte





D. Schubert del. 1822. Meno Haas sc.

Die Jungfrau von Orleans
bei der Krönung Karl's VII. zu Rheims.

stellte er sich jetzt an die Spitze seines Heeres, und brach auf nach Rheims.

Das wichtige Unternehmen gelang. Die von den Engländern besetzten Städte, auf welche Karl stieß, wurden bezwungen oder unterwarfen sich ohne Schwertstreich. Rheims selbst verjagte die englische Besatzung und sendete Karl'n die Stadtschlüssel entgegen. So zog er wie im Triumph in Rheims ein, und wurde am 17. Jul. daselbst gekrönt und gesalbt. Während dieser Feierlichkeit stand die Jungfrau ihm zur Seite, in völliger Rüstung, mit ihrer Fahne in der Hand, und nach geschehener Salbung des Königs warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee, und wünschte ihm unter tausend Freudenthränen Glück*). "So ist denn endlich", sagte sie, "der Wille Gottes erfüllt, daß ihr, edler König, nach Rheims gekommen seyd und die Krönung empfangen habt, zum Zeichen, daß ihr der wahre König seyd, dem das Reich angehören muß." Der König dankte ihr für die ausgezeichneten Dienste, die sie ihm geleistet hatte, und von allen Herren des Hofes erhielt sie Beweise der verdienten Achtung. Auch hatte sie hier die Freude, ihren Vater und Oheim wieder zu sehen.

Aber

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LVI.

Aber mit dieser Krönung Karls VII., der die freiwillige Unterwerfung vieler Städte, als Laon, Soissons, Beauvais, Compiegne etc. folgte, hatte die Jungfrau den Gipfel ihres Glückes erreicht. Von nun an war ihr Glücksstern im Untergehen. Sie selbst mochte dieß fühlen! Denn wenn schon nicht erwiesen werden kann, daß sie jetzt, wie spätere Schriftsteller behaupten, nach ihrer Heimath und zu den Beschäftigungen ihres Standes und Geschlechts zurück verlangt habe; so ist doch das gewiß, daß Besorgnisse bevorstehender Unfälle in ihr aufstiegen, und daß sie den Oberbefehl nicht wieder übernahm.

Ihre Ahnungen wurden nur allzusehr durch den Erfolg gerechtfertiget. Sie zog (im Sept. 1429) mit vor Paris, auf welches König Karl, während der Herzog von Bedford in der Normandie beschäftigt war, einen Angriff thun ließ. Allein der Angriff mißlang; die französischen Truppen wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen, und die Jungfrau verwundet. Späterhin (am 22. Mai 1430) warf sie sich in die Stadt Compiegne, welche damals von dem Herzog von Burgund belagert wurde. Gleich am folgenden Tage nach ihrer Ankunft (23. Mai 1430) that sie mit 600 Mann einen Ausfall auf die Seite, wo die Burgunder unter Johann von Luxemburg standen. Aber

dieser Ausfall mißglückte, und die Franzosen mußten sich zurück ziehen. Die Jungfrau, beim Rückzug, wie immer, die letzte, ritt langsam hinterdrein, um ihn zu decken, und kehrte sich mehrmals gegen den Feind, um ihn zurückzutreiben; und schon war sie nahe dem Thore von Compiegne, als sie, von Freunden verlassen und von Feinden umringt, in die Hände der letzteren gerieth. Ein kühner Kriegsmann erfaßte sie und zog sie vom Pferde. In dem Augenblicke kam Lyonnel, Bastard von Vendome, ein Aftervasall des Herzogs von Burgund, herzu. Ihm ergab sie sich.

Ihre Gefangennehmung erregte die größte Freude unter den Engländern. Jetzt, glaubten sie, könnten ihre vorigen Siege, jetzt ihre vorige Macht in Frankreich wiederhergestellt werden. Der Herzog von Bedford ließ daher das "Herr Gott dich loben wir" zu Paris singen, veranstaltete Freudenfeste, und erkaufte die Jungfrau für 10.000 Livres von den Burgundern. Ruhig hatte sie das Loos der Gefangenschaft erst zu Beaulieu, dann zu Beaurevoir ertragen: auch hatte man sie anfangs anständig behandelt; als sie aber erfuhr, daß sie nicht in burgundischen Händen bleiben, sondern den Engländern übergeben werden sollte, wagte sie einen gefährlichen Sprung vom Thurme zu Beaurevoir. Vergebens! Schwer verwundet wurde sie

ergriffen, den Engländern übergeben, nach Rouen gebracht und mit schweren Ketten gefesselt.

Sie hatte nichts verbrochen, was eine harte Behandlung oder eine Strafe ihr zuziehen konnte; aber ihre ausserordentlichen Thaten wurden ihr zum Verbrechen angerechnet, und die Religion selbst zum Werkzeug ihres Verderbens gemißbraucht. Doch waren es nicht eigentlich die Engländer, sondern ihre eignen Landsleute, die den Scheiterhaufen für sie errichteten. Die Universität zu Paris, damals in den Händen der Engländer, verlangte ihre Hinrichtung, und der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, ein Feind seines Volkes, leitete den Proceß gegen sie ein, der dadurch noch abscheulicher wurde, daß man durch scheinbare Beobachtung gesetzlicher Formen das Ansehn der Rechtlichkeit ihm zu geben suchte. Unter dem Vorwand, als habe sie Teufelskünste getrieben, und sey der Hexerei, Zauberei und Abgötterei schuldig, wurde sie vor ein geistliches Gericht zu Rouen gezogen.

Vier Monate hindurch (vom Febr. bis Mai 1431) wurde sie mit Fragen über ihre Offenbarungen gequält, mit Beschuldigung der Ketzerei und Hexerei beängstigt, und bei Tag und Nacht auf das Härteste behandelt; und doch blieb sie unverzagt und unerschütterlich in ihrem Glauben. Noch

im

im Gefängnisse glaubte sie sich von Engeln und Heiligen umgeben. Man drohete ihr mit der Folter; unbefangen und im Tone der Unschuld erwiederte sie: "Wenn der Schmerz mir Geständnisse auspressen sollte, so werde ich doch stets behaupten, daß ich nur durch Gewalt gezwungen sie ausgesprochen habe." Es kam nicht zur Folter; aber aus ihren Aussagen und aus den Deutungen ihres öffentlichen Lebens wurden zwölf Artikel gebildet, in welchen ihre Offenbarungen für Teufelswerk erklärt, Ketzerei ihr vorgeworfen, und unter andern als Gotteslästerung angegeben wurde, daß sie, ein Weib, von Gott den Befehl bekommen haben sollte, Mannskleider zu tragen. In Folge dieser Artikel ward sie zum Flammentode verdammt.

Am 23. Mai 1431 ward ihr im Gefängniß dieß Urtheil vorgelesen. Sie hörte es mit Standhaftigkeit. Auch als sie am folgenden Tag (24. Mai) auf den Richtplatz geführt wurde und schon neben dem Scheiterhaufen stand, blieb sie unverzagt. Erst als ein Geistlicher sie ermahnte, ihrem Irrthum zu entsagen und sich der Kirche zu unterwerfen, und als dann ihr Urtheil nochmals vorgelesen wurde, brach ihr Muth. Sie rief: sie wolle sich der Kirche unterwerfen und alles thun, was die Richter befehlen würden. Nun mußte sie ihre Zaubereien und Ketzereien nach einer Formel, die

man

man ihr vorlas, abschwören und dann diese Formel mit einem Kreuz unterzeichnen. Hierauf wurde sie in ihr voriges Gefängniß zurückgebracht, wo sie auf immer bei Wasser und Brod bleiben sollte. Aber der unmenschlichen Wuth ihrer Verfolger war es nicht genug, daß die Unglückliche durch den Widerruf oder die Abschwörung scheinbar erniedrigt war, sie sollte auch einen martervollen Tod erleiden, und leicht ward es den Rachgierigen, denselben herbeizuführen.

Johanna hatte bei ihrem Widerruf unter andern versprechen müssen, nie wieder Mannskleider anzulegen; aber man hatte (vielleicht um sie zur Untreue gegen dieses Versprechen zu reizen) die Mannskleider in ihrem Gefängniß gelassen. Als sie nun, sey es, weil sie des Ruhmes gedachte, den sie in Mannskleidern erlangt hatte, oder weil sie der schamlosen Zudringlichkeit der Soldaten entgehen wollte, oder weil man ihr in der Nacht die Frauenkleider weggenommen hatte, einige Tage nachher Mannskleider anlegte: so galt dieß als ein Rückfall in ihre vorige Ketzerei, dem ungesäumt die Strafe des Verbrennens nachfolgen müsse. Schon am 30. Mai 1431 wurde dieses schreckliche Urtheil auf dem Marktplatz zu Rouen an ihr vollzogen.

Bei

Bei Ankündigung desselben that sie einen Schrei des Entsetzens: sie jammerte, daß sie so grausam behandelt werden sollte; aber das war fast der einzige Tribut, den sie der natürlichen Liebe zum Leben und Wohlseyn brachte. Ihr Glaubensmuth kehrte in sie zurück und verherrlichte ihr schmerzvolles Ende. Schon vorher hatte sie sich wegen ihres Kleinmuths Vorwürfe gemacht: ihre himmlischen Freunde, äusserte sie, wären darüber ungehalten, daß die Furcht vor dem Flammentod ihr jenen Widerruf abgepreßt habe; und jetzt, in dem letzten Augenblick bewies sie die edle Standhaftigkeit einer Gott ergebenen und Gott vertrauenden Seele. Sie betete, küßte mit Inbrunst das Crucifix, das man ihr reichte, und bestieg unverzagt den Scheiterhaufen. Hoch schlugen die Flammen empor; man hörte sie immer fort beten, oder nach Weihwasser verlangen, oder den Namen "Jesus" rufen. Sie mochte fühlen, was der Dichter sie sagen läßt: "Kurz ist der Schmerz und ewig währt die Freude!"

Als sie langsam verbrannt war, wurden ihre Gebeine in die Seine geworfen: man wollte damit ihr Andenken von der Erde vertilgen. Aber aus tiefer Herabwürdigung erhob es sich zu der verdienten Verherrlichung. Nach vier und zwanzig Jahren gelang es ihren Verwandten, den Pabst

Calixtus III. zu einer Prüfung ihres Processes zu bewegen. Bei der Untersuchung, die deshalb angestellt wurde, kam das höchst ungerechte Verfahren, dessen sich ihre Feinde schuldig gemacht hatten, an den Tag. Sie wurde darauf (7. Jul. 1456) zwar nicht für eine Heilige, aber für unschuldig, unsträflich und rechtgläubig erklärt. Nun wurden ihr zu Ehren zu Rouen feierliche Umgänge veranstaltet, und auf dem Platze ihrer Hinrichtung ein Kreuz aufgepflanzt. Späterhin ward ihr eine Ehrensäule in Rouen errichtet. Aber noch schöner, und für alle Zeiten unvergänglich hat die Dichtkunst ihren Ruhm verherrlicht.

XXXI.

Heinrich II. und Thomas Becket.

Der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, von welchem im Mittelalter kein europäischer Staat unberührt blieb, erschütterte auch England mehrere Male, unter kräftigen wie unter schwachen Königen und immer zum Nachtheil des Thrones. Dieß erfuhr auch Heinrich II., der erste König Englands aus dem Hause Anjou (1154—1189), ein trefflicher Herr, ausgezeichnet durch große Geistesgaben und im Besitz weit ausgebreiteter Macht.

Mit dem Gefühl, daß es dem Wohl seines Landes und der Würde seiner Krone unangemessen sey, wenn die Geistlichkeit seines Landes sich der Gerichtsbarkeit des Königs entziehe, nur vom Pabst Befehle annehme, und so als Staat im Staate bestehe, hatte er den englischen Thron bestiegen (1154); und nur die Rücksicht auf das Alter und die Verdienste Theobalds, damaligen Erzbischofs von Canterbury, hatte ihn abgehalten, seinem innern Gefühl sogleich zu folgen. Doch kaum war Theobald todt (1162), als er zur Ausführung seines Vorhabens zu schreiten begann. Am sichersten, meinte er, würde ihm diese gelingen, wenn er seinen Vertrau-

ten, den Kanzler Thomas Becket, auf dessen Ergebenheit er rechnen zu können glaubte, zur Würde eines Erzbischofs von Canterbury und damit zum Primas des englischen Reiches beförderte. Aber wie bitter ward er in seinen Erwartungen getäuscht!

Thomas Becket, der Sohn angesehener Eltern, geboren zu London 1117, gebildet auf der Universität zu Paris, späterhin auf der zu Bologna, dann durch Unterhandlungen mit dem römischen Hofe, zu denen ihn sein Gönner, der Erzbischof Theobald, gebraucht hatte, war hervorstrahlend durch Schönheit der Gestalt, Herrlichkeit der Geistesgaben und großen Umfang an Kenntnissen und Erfahrungen. Im Umgang mit Andern zeigte er Freigebigkeit, Freundlichkeit und Gewandtheit; aber auch Eigensinn und Unerschütterlichkeit bei dem, was er einmal beschlossen hatte. Ihn trieb, wie es scheint, der Ehrgeiz, ein ausserordentlicher Mann zu seyn, und in jeder Lage ganz das, was diese Lage erforderte. So hatte er als Kanzler des Königs seine Person mit dem höchsten Glanze umgeben. Durch die Pracht seines Gefolges, durch die Kostbarkeit seines Geräthes, durch die Größe seiner Geschenke hatte er England und Frankreich, wohin er als königlicher Abgeordneter gesendet worden war, in Erstaunen gesetzt. Täglich hatte sich eine Menge der vornehmsten Personen zu seiner köstlichen Tafel ge-

gedrängt, und es wird als ein Zeichen seines Aufwands und zugleich als ein Zeichen der Sitten seiner Zeit bemerkt, daß er den Lehmboden seiner Zimmer täglich im Winter mit reinem Stroh und im Sommer mit frischem Grase und Laube bestreuen ließ, damit sich diejenigen Gäste, die an seiner Tafel keinen Platz fanden, auf denselben niederlassen konnten, ohne ihre Kleider zu beschmutzen. Er selbst hatte mitten unter den Herrlichkeiten, die er zur Schau oder zum Genusse darbot, sehr mäßig gelebt. Dem Könige war er, als Vertrauter und erster Diener, fast immer zur Seite geblieben, wie bei Jagden und Wettspielen so auch bei allen ernsten Geschäften. Jetzt, da ihn Heinrich II. zum Erzbischof von Canterbury erheben wollte, war er selbst anfangs dagegen: — vielleicht mochte er mit sich in Streit liegen, ob er seine Größe auf der einmal betretenen Bahn des Weltlebens weiter verfolgen, oder ob er im geistlichen Stande durch Kampf mit der weltlichen Macht, das hieß mit seinem Könige, eine andere Art von Größe erringen sollte. Aber der König blieb, troß alles Einredens seines Lieblings und troß aller Warnungen, die sich ihm von andern Seiten her entgegen drängten, bei seinem Beschluß, und zeigte dadurch, daß es ihm bei aller Fülle von Geistesgaben an tief eindringender Menschenkenntniß gebrach. Thomas Becket wurde Erzbischof von Canterbury (1162),

 und

und ein siebenjähriger Kampf erfolgte (1163—1170), der den Erzbischof zum Märtyrertode und zur Ehre eines Heiligen erhob, dagegen aber den König nach vielen Stürmen zu den schmählichsten Demüthigungen hinführte.

Wohl würde man dem Thomas Becket Unrecht thun, wenn man seinen Kampf mit dem König einem verderbten und undankbaren Herzen zuschreiben wollte: ihn leitete die Ansicht, die er im Geiste seiner Zeit von seinem neuen Berufe aufgefaßt hatte. Kirche und Staat erschienen ihm als zwei sich widerstrebende Mächte, von denen leztre, als die irdische, erstrer, als der himmlischen Macht, untergeordnet sey. Kurz, die Sache der Kirche sahe er an als die Sache Gottes, sich selbst, den Primas des Reichs, als den geistlichen Vater des Königs und des Volkes, der Unterwürfigkeit fordern könne. Wie er nun vorher, als Kanzler, ganz für den König und den Staat leben zu müssen geglaubt hatte, so glaubte er nun ganz für die Kirche leben zu müssen, und zwar so, daß er nicht nur die Pflichten, die sie vorschrieb, genau erfüllte, sondern auch die Ansprüche, zu denen sie berechtigte, geltend machte. Das Beispiel muthiger Behauptung kirchlicher Rechte und Anmaßungen, das einst Anselmus, einer seiner Vorfahren auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury unter Wilhelm II. und Heinrich I. gegeben hatte, scheint ihm vorgeleuchtet zu haben, —

wenn

wenn anders ein Mann von seiner Entschlossenheit eines Beispiels bedurfte.

Kaum war er in seine neue Würde eingetreten, als er, gleichsam der Welt und allen Weltfreuden entsagend, die eitle Pracht, die ihn bisher umglänzt hatte, von sich stieß und gegen sich selbst die äußerste Strenge übte. Von nun an trug er ein grobes Haartuch auf bloßem Leibe, Brod und Wasser war seine tägliche Nahrung, und öfters zerfleischte er seinen Rücken mit Geißelhieben. Das heilige Abendmahl empfing er als ein Büßender unter Thränen und Seufzern; den Zehnten seines Einkommens vertheilte er unter die Armen; vielen derselben wartete er bei Tische auf, einigen wusch er täglich die Füße, und nur mit den Mönchen seines Stiftes oder mit Geistlichen hielt er Umgang; die meiste Zeit verwendete er auf Andachtsübungen. Der König hatte geglaubt, Becket werde auch als Erzbischof von Canterbury das Amt eines Kanzlers fortführen; Becket aber schickte dem Könige das Siegel oder die Bestallung zur Kanzlerwürde zurück, gleichsam als vertrage sie sich nicht mit seinem neuen Berufe. Bald darauf nahm er Kirchengüter, die in die Hände weltlicher Großen gekommen waren, in Anspruch, besetzte Pfarrdienste, ohne auf die Rechte der Weltlichen zu hören, entzog Geistliche, die sich grober Verbrechen schuldig gemacht hat-

hatten, der weltlichen Gerichtsbarkeit und zeigte auf alle Weise Widerspruch gegen die weltliche Macht.

Jetzt mochte der König einsehen, wie sehr er sich in der Wahl des Thomas Becket zum Erzbischof von Canterbury getäuscht hatte, und welche Stürme ihm ferner bevorstanden; gleichwohl beharrte er bei seinem Vorhaben, die Gerichtsbarkeit, welche die Geistlichkeit sich angemaßt hatte, wenn auch nicht aufzuheben, doch zu beschränken. Er verlangte daher auf einem Reichstage zu Westminster (1163), daß, nach den alten Gesetzen und Gebräuchen des Reichs, Geistliche, die eines schweren Verbrechens überwiesen wären, ihrer geistlichen Würde entsetzt und weltlichen Richtern zur Bestrafung übergeben werden sollten. Allein die Prälaten, von Becket geleitet, widersprachen diesem Verlangen, und Becket erklärte im Namen aller übrigen Geistlichen, daß sie nur in sofern sich nach demselben richten könnten, als es nicht der Ehre Gottes und den Vorrechten ihres Standes entgegen sey. Erst nach langem Widerstreben, als die übrigen Prälaten, einzeln von dem Könige gewonnen, ihn verlassen hatten, und als ihm vom damaligen Pabste Alexander III. angedeutet worden war, er könne sich in den Willen des Königs fügen, — erst dann erklärte er; er wolle die alten

Gesetze und Gebräuche Englands ohne allen Vorbehalt anerkennen. Dem König war diese Erklärung angenehm, doch verlangte er, Becket möchte sie öffentlich wiederholen. Er veranstaltete hierzu eine andere Versammlung geistlicher und weltlicher Großen seines Reiches zu Clarendon, einem königlichen Schlosse in der Nähe von Salisbury (Jan. 1164). Damit aber auch künftigen Streitigkeiten zwischen dem Staate und der Kirche vorgebeugt würde, so ließ er hier in sechzehn Artikeln die Rechte festsetzen, die nach den alten Gesetzen und Gebräuchen Englands der weltlichen Macht gebührten. Durch diese Artikel, die den Namen der Constitution von Clarendon erhielten, wurde namentlich die Gewalt der geistlichen Gerichtshöfe, das Berufen nach Rom und das Aussprechen des Banns und Interdicts beschränkt.

Unverzüglich gaben die Barone diesen Artikeln ihre Beistimmung und setzten, wie es der König verlangt hatte, ihre Siegel unter dieselben. Auch die Prälaten wagten keinen Widerspruch. Nur Becket, der schon bei der Eröffnung dieses Reichstags zur Erneuerung seiner frühern Erklärung nur mit Mühe hatte bewogen werden können, sträubte sich Artikeln beizustimmen, die ihm alle Freiheiten und Vorrechte der Kirche umzustoßen schienen. Doch gab er endlich der Zudringlichkeit der Barone und Prä-

Prälaten nach, setzte sein Siegel unter die vorgelegten Artikel und versprach eidlich, sie mit aller Treue, ohne Betrug und Vorbehalt zu beobachten. Allein nicht lange darauf reuete ihn seine Willfährigkeit; und als Pabst Alexander III. die Constitution von Clarendon, die ihm zur Bestätigung vorgelegt worden war, verworfen hatte, gab er die tiefste Betrübniß über die gegebene Einwilligung zu erkennen. Er enthielt sich aller Amtsübungen, unterzog sich den härtesten Büßungen, um seine große Sünde, so nannte er seine Einwilligung, auszusühnen, und forderte nachdrücklich die englische Geistlichkeit auf, die Ehre Gottes, so nannte er die Anmaßungen der Kirche, zu vertheidigen.

Heinrich II. war über dieses Verfahren des Erzbischofs entrüstet. Er betrachtete ihn als einen Undankbaren, als einen Störer der öffentlichen Ruhe, als einen Beleidiger der königlichen Majestät. Um ihn zu bestrafen, forderte er von ihm Gelder und Güter zurück, die er ihm vorher in den Tagen der Freundschaft geschenkt hatte, und befahl ihm Rechenschaft über seine Verwaltung der Kanzlerwürde abzulegen. Becket wurde dadurch nicht gebeugt; ja sein Muth stieg um so höher, je mehr er Hindernisse fand. Mit den Zeichen seiner Würde bekleidet, und dem Kreuze in der Hand, begab er sich in die Reichsversammlung, die der

Kö=

König, um über ihn zu richten, nach Nordhampton berufen hatte (Oct. 1164). Hier erklärte er den Abgeordneten des Königs, — der König selbst hatte sich vor ihm zurückgezogen, — daß er der Constitution von Clarendon nie gehorchen, nie die geforderte Rechnung ablegen, nie den König und dessen Vasallen, sondern stets nur Gott und den Pabst als seine Richter anerkennen werde. Hierauf verließ er die Versammlung und bald nachher auch England. Schon früher hatte er dieß versucht, aber widrige Winde hatten ihn zurückgehalten; jetzt gelang es ihm, von Sandwich glücklich nach Grävelingen in Flandern zu kommen (1164). Hier wie in Frankreich wurde er ehrenvoll empfangen; denn dem Grafen von Flandern wie dem König von Frankreich kam jeder Umstand erwünscht, der England in Unruhe und Verwirrung setzen konnte. Aber noch mehr nahm sich der Pabst des flüchtigen Erzbischofs an. Nicht genug nämlich, daß er die Gesandtschaft, die König Heinrich zu seiner Rechtfertigung schickte, verächtlich zurückwies, und den Erzbischof feierlich zu Sens empfing: so erklärte er auch letztern aufs neue zum Erzbischof von Canterbury, wies ihm das Kloster Pontigny zum einstweiligen Aufenthalte an und verschaffte den vielen Anhängern desselben, die Heinrich aus England verwiesen hatte, ein sicheres und befriedigendes Unterkommen.

Hein-

Heinrich säumte dagegen nicht, Rache zu nehmen und die Constitution von Clarendon aufrecht zu erhalten. Er zog die Einkünfte von Canterbury ein, nahm die Güter des Erzbischofs und seiner Anhänger in Beschlag, hielt die Bezahlung des Peterpfennigs zurück, untersagte allen Laien und Geistlichen seines Reiches, unter Androhung der härtesten Strafen, an den Pabst oder den Erzbischof zu appelliren und von ihnen Befehle oder Bullen anzunehmen. Auch zeigte er sich nicht abgeneigt, den Gegenpabst Paschalis III., der vom Kaiser Friedrich I. beschützt wurde, als rechtmäßigen Pabst anzuerkennen.

Aber vergeblich waren alle diese Verfügungen! Becket unterließ nichts, um dem König allerwärts Feinde zu erregen, und sich als einen Märtyrer darzustellen, auf dessen Untergang der Untergang der kirchlichen Freiheiten gebaut werde. Die Constitution von Clarendon so wie die Beschlüsse, die auf dem Reichstage zu Nordhampton gegen ihn gefällt worden waren, erklärte er für nichtig, und belegte alle Räthe des Königs, die sich nach jener Constitution richten und die Einkünfte von Canterbury zum Vortheil der Krone verwalten würden, mit dem Bann. Der König selbst mußte den Bann fürchten, und je mehr er wegen seiner Besitzungen in Frankreich die Feindschaft

des

des Pabstes fürchtete, um so mehr wünschte er mit diesem und dem Erzbischof sich auszusöhnen. Andrerseits war aber auch Alexander III., vom Kaiser Friedrich I. und einem Gegenpabst bedrängt, zur Aussöhnung geneigt. Es wurden daher verschiedene Friedensunterhandlungen eingeleitet, allein lange Zeit vergebens, bis endlich im Jahr 1170 eine Aussöhnung zu Stande kam. Heinrich II. gab nach. Ohne über den Streitpunkt selbst zu entscheiden, ob nämlich die Constitution von Clarendon fortdauern solle oder nicht? — die Entscheidung dieser Frage ward auf einen andern Vergleich verschoben — gestattete er, daß Becket und seine Anhänger zu ihren Aemtern und Einkünften zurückkehren, und daß alle die, welche während Beckets Entfernung im Bißthume Canterbury geistliche Würden und Pfründen erlangt hätten, sie aufgeben, und andre, von Becket erwählt, sie erhalten sollten. Nach Abschluß dieses Friedens kamen der König und der Erzbischof bei Fretval an der Grenze von Touraine abermals zusammen (24. Jul. 1170), und bald darauf kehrte leztrer nach England zurück, wo er von Geistlichen und Laien mit großem Jubel empfangen wurde (1. Dec. 1170).

Aber wie nimmer ein Friede, den nur der Drang der Umstände, nicht die Aussöhnung der Gemüther hervorgebracht hat, von langer Dauer ist,

ist, so konnte es dieser um so weniger seyn, da bei demselben der eigentliche Streit gar nicht ausgeglichen, und Stoff zu neuem Hader vorhanden war.

Heinrich hatte während Beckets Abwesenheit, als er fürchtete, mit dem Banne belegt und der Regierung entsetzt zu werden, seinen ältesten Sohn Heinrich zu seinem Mitregenten angenommen und diesen durch den Erzbischof von York, Roger, krönen lassen. Dieses Verfahren sah Becket als einen Eingriff in seine Rechte an, weil ihm als Erzbischof von Canterbury die Krönung zukam, und weil der junge König gekrönt worden war, ohne die Freiheiten der Kirche beschworen zu haben. Er hatte daher bei dem Pabste bewirkt, daß der Erzbischof von York, und die Bischöfe von London, Salisbury und andere, die an dieser Krönung Antheil genommen hatten, mit dem Bann und der Entfernung von ihrem Amte bestraft werden sollten. Dieses Strafurtheil, das er vor seiner Rückkehr nach England geschickt hatte, wollte er nach seiner Rückkehr, wie sehr er auch darum gebeten wurde, nicht unbedingt zurücknehmen. Darauf eilten die von ihm bestraften Prälaten nach der Normandie zum König, und erbitterten ihn aufs neue gegen den Erzbischof.

Heinrich II. hatte gehofft, Becket würde nach seiner Rückkehr gemäßigter und nachgiebiger

sich

sich zeigen; um so mehr gerieth er in Zorn, als er vernahm, mit welcher Härte und Unbeugsamkeit derselbe jetzt verfuhr. Als nun der Erzbischof von York zu ihm sagte: "er werde, so lange Becket lebe, niemals Ruhe und Frieden haben", brach er in den Ausruf aus: "Habe ich nur feige Diener um mich her, deren keiner von einem beschwerlichen Priester mich befreien kann." Diese im höchsten Unmuth ausgesprochenen Worte faßten vier Ritter seines Gefolges, Reginald Fitz-Urse, Wilhelm von Traci, Hugo von Moreville und Richard Brito, als eine Aufforderung zur Ermordung des Erzbischofs auf. Eiligst verließen sie den König und begaben sich aus verschiedenen Häfen der Normandie nach England. Einige Drohworte, welche ihnen entfallen waren, ließen ihr Vorhaben ahnen. Der König sendete daher einen Boten ihnen nach, mit dem Befehl, sie sollten nichts gegen den Erzbischof unternehmen. Allein der Bote konnte sie nicht erreichen. Schon hatten sie sich nach England eingeschifft und bald trafen sie auf einem Schlosse des von Becket gebannten Ritters Ranulf von Brock, in der Nähe von Canterbury, zusammen. Hier verabredeten sie die weitere Ausführung ihres Vorhabens, zogen Bewaffnete an sich, und eilten so nach Canterbury.

Als sie daselbst angekommen waren (29. Dec. 1170), gingen sie unbewaffnet nach dem Palast

des

des Erzbischofs. Es war in den Nachmittagsstunden. Sie fanden ihn seiner Gewohnheit gemäß in Gesellschaft einiger Geistlichen und Mönche. Nach einigem Schweigen forderten sie im Namen des Königs, der Erzbischof solle die Bischöfe vom Banne befreien und dem jungen König, dessen Krönung er nicht anerkenne, Genugthuung leisten. Becket erwiederte, es stehe nicht in seiner Macht, den Bann zurückzunehmen, den der Pabst selbst ausgesprochen habe, und nie habe er dem jungen König die Krone rauben wollen. Hierauf erfolgte von beiden Seiten ein heftiger Wortwechsel. Die Ritter beschuldigten den Erzbischof, er habe den letzten Vergleich mit dem Könige gebrochen, und der Erzbischof versicherte, er werde nie vom Gehorsam gegen den Pabst abweichen. Als dann die Ritter weiter verlangten, er müsse, weil es der König befehle, mit seinem Anhang England verlassen: so versicherte er, er werde nie wieder durch das Meer von seiner Kirche sich trennen, vielmehr sey er bereit zu ihrer Vertheidigung zu sterben. Hierauf zogen sich die Ritter zurück, um sich zu bewaffnen; der Erzbischof aber blieb bei seinem Entschluß. Kein Gedanke an Flucht kam in seine Seele. Nur so viel gab er seinen Freunden nach, daß er sich, als die Ritter zurückkehrten, in die Kirche führen ließ, gleichsam um hier dem Abendgottesdienst beizuwohnen. Die Mönche wollten die

Thüren der Kirche verrammeln; er aber verwies es ihnen, indem er bemerkte: "Die Kirche sey keine Festung und er sey entschlossen, zu leiden, nicht zu kämpfen." Jetzt stürzten die Ritter, geharnischt, mit Schwerdt und Beil bewaffnet, und von einem wilden Gefolge begleitet, in die Kirche. "Wo ist der Verräther?" riefen sie, dann: "Wo ist der Erzbischof?" Thomas Becket stand am Altare, als dieser Ruf erscholl. Unerschüttert trat er den Drohenden entgegen und rief: "Hier bin ich!" — "Du mußt sterben", schrieen sie ihm zu; "du darfst nicht länger leben!" — "Ich bin", erwiederte er, "bereit zu sterben, damit die Kirche Freiheit und "Frieden erhalte; aber wenn ihr nach meinem Leben "trachtet, so verbiete ich euch im Namen Gottes "und unter Androhung meines Fluches einem der "Meinigen, er sey Geistlicher oder Laie, ein Leid "zuzufügen." Sie wollten ihn hierauf aus der Kirche schleppen: denn nicht gern mochten sie das Gotteshaus mit dem Blute des ersten Priesters desselben beflecken; aber er umfaßte einen Pfeiler des Chors, stieß den Ritter Wilhelm von Traci, der Hand an ihn legte, zu Boden, und häufte Scheltworte auf den Ritter Reginald von Fitz-Urse. Da hieb dieser nach ihm und verwundete ihn am Kopfe. Der Erzbischof sank neben den Altar hin, faltete seine Hände zum Gebet und empfahl Gott und den Heiligen seine Seele und das Heil der Kirche. Jetzt traf

traf ihn ein zweiter, bald darauf ein dritter Streich. Ohne einen Seufzer auszustoßen, verschied er. "Er ist todt", riefen die Mörder und eilten davon. Anfangs begaben sie sich in die westlichen Gegenden Englands, späterhin nach Rom und von da nach Jerusalem, wo sie unter vielen Büßungen ihren Tod erwarteten.

Erschütternd, wie das Ende des Thomas Becket, war die Nachricht von demselben. In der Empfindung des Mitleids und der Bewunderung, die seine Entschlossenheit und Hochsinnigkeit erregte, verlor sich der Unwille über seinen unbeugsamen Eigensinn und Stolz. Man gedachte nicht mehr dessen, was er gethan, sondern nur dessen, was er gelitten und wie er gelitten hatte. Er galt als ein Märtyrer, der sich mit Glaubensmuth und Glaubensfreudigkeit für die Kirche hingeopfert habe, und weit höhere Verehrung, als im Leben, wurde ihm im Tode geweihet. Sein Leichnam wurde in ein prächtiges Begräbniß gebracht, häufige Wallfahrten geschahen zu demselben, Wundersagen verherrlichten dasselbe, und ehe zwei Jahre vergingen (1172), wurde der Abgeschiedene von dem Pabste unter die Heiligen versetzt.

Heinrich selbst gerieth auf die Nachricht von Beckets Ermordung in die äusserste Bestürzung. Er

Er rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, schloß sich ein, mied allen Umgang und wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Bald aber fühlte er, wie nothwendig es für ihn sey, den gefährlichen Folgen vorzubeugen, die jener Mord für ihn und sein Reich haben konnte. Er schickte daher Gesandte an den Pabst, um ihn zu begütigen und seiner Unterwerfung zu versichern. Die Gesandten fanden den Pabst Alexander III. zu Frascati im heftigsten Zorn, und der fürchterlichste Fluch wider den König und sein Reich schien nahe. Indessen blieben die geschickten Unterhandlungen der Gesandten bei der schwierigen Lage, in der sich damals Alexander III. befand, nicht ohne Erfolg. Die Flüche, die der Pabst aussprach, gingen nur auf die Thäter, Mitschuldigen und Beförderer der Ermordung Beckets; der König selbst, dessen Unschuld seine Gesandten beschworen, wurde mit dem Banne verschont. Doch beauftragte der Pabst eigene Abgeordnete, um des Königs Antheil an jenem Mord zu untersuchen und dessen Unterwerfung anzunehmen.

Im Jahr 1172 kamen diese päbstlichen Abgeordnete in der Normandie an. Sobald Heinrich dieß hörte, schiffte er, damals mit der Eroberung Irlands beschäftigt, nach der Normandie, um mit ihnen zu unterhandeln. Anfangs wollten diese Un-

terhandlungen nicht gedeihen: die Forderungen der päbstlichen Abgeordneten waren zu groß und drückend für den König, als daß er ihnen beistimmen konnte; doch gelang es endlich einigen seiner Geistlichen, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der König leistete einen feierlichen Eid, daß der Mord des Thomas Becket nicht mit seinem Wissen und Willen vollbracht sey, und daß es ihn innigst betrübe, wenn er durch unvorsichtige Aeusserungen oder auf irgend eine Weise Veranlassung dazu gegeben habe. Zugleich versprach er, aus seinem Schatze an die Tempelherren so viel zu zahlen, daß zweihundert Ritter zur Vertheidigung des heiligen Grabes ein Jahr lang unterhalten werden könnten, und in eigener Person drei Jahre lang wider die Ungläubigen zu fechten. Ferner versprach er, das Appelliren nach Rom zu gestatten und alle Verordnungen wider die kirchliche Freiheit, die unter ihm ergangen waren (also auch die Constitution von Clarendon), zurückzunehmen, dem Erzstifte von Canterbury alle Güter, die dasselbe vor der Entweichung des Thomas Becket besessen, zurückzugeben, endlich allen, die als Anhänger des Thomas Becket ausgewandert waren, ungehinderte Rückkehr und ungeschmälerten Wiederbesitz ihrer Güter und Würden zu gestatten. Diese Bedingungen mußte Heinrich II., dann auch dessen Sohn, der junge König, zu größerer Bekräftigung derselben,

bes

beschwören; und nun erst wurde er samt den in den Bann gethanen Bischöfen, in den Schooß der Kirche wiederaufgenommen.

Aber noch kam Heinrich II. nicht zur Ruhe. Stürme auf Stürme folgten, er gerieth in Krieg mit seinen Söhnen und dem König von Frankreich, in England erhob sich ein Aufstand, und der König von Schottland überfiel plündernd den nördlichen Theil seines Reiches. Alle diese Stürme schilderte der Klerus und betrachtete der Aberglaube als Strafgerichte, die wegen der Ermordung des "heiligen Thomas" (diesen Namen führte der canonisirte Becket) über England ergingen. Der König selbst mochte sich in seinem Gewissen beunruhiget fühlen, und bei den schwierigen Umständen, in denen er sich befand, mußte es ihm wichtig seyn, das Volk und die Geistlichkeit für sich zu gewinnen. Kurz, um den innern und äussern Frieden zu erlangen, entschloß er sich, eine Wallfahrt zum Grabe Beckets zu unternehmen und daselbst öffentlich einen Beweis zu geben, wie sehr es ihn schmerze, den Tod dieses Heiligen veranlaßt zu haben. Am 8. Jul. 1174 führte er diesen Entschluß aus.

Er schiffte von der Normandie nach England. Als er zu Southampton gelandet war, eilte er mit

einem kleinen Gefolge nach Canterbury. Sobald er die dasige Kirche erblickte, stieg er vom Pferde, legte alle Zeichen der königlichen Würde ab, kleidete sich in das Gewand eines Büßenden, und ging baarfuß und schweigend zur Kirche. Hier warf er sich weinend und seufzend mit dem ganzen Körper vor dem Grabe des Heiligen nieder und betete mit ausgebreiteten Armen. Unterdessen ließ er durch den Bischof von London der versammelten Menge verkündigen, daß er, obschon unschuldig an der Ermordung des Erzbischofs, einer Kirchenbuße sich unterwerfe, weil er durch unvorsichtige Reden einige seiner Ritter dazu veranläßt habe. Hierauf mußten die anwesenden Geistlichen und Mönche mit Ruthen in den Händen sich nahen. Er entblößte seinen Rücken und bot ihn den Streichen dar, welche jene, einer nach dem andern, gegen ihn führten. Jeder der Bischöfe gab ihm fünf, jeder der übrigen Geistlichen und Mönche drei Ruthenstreiche*). Er ertrug diese demüthigende und schmerzhafte Buße mit Ruhe und verharrte betend auf dem Grabe des Heiligen bis zur Frühmette geläutet wurde. Nach Beendigung derselben erhob er sich, betete an den Altären und an den Gräbern der Heiligen und kehrte dann zu Beckets Grabe zurück. Erst als er die Messe gehört und Wasser mit dem Blute des Märtyrers vermischt

ge-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LVII.



Schubert inv. — Buchhorn dir. — Hübner sc.

Heinrich II
am Grabe des Thomas Becket.



getrunken hatte, verließ er die Kirche, und scheidend versprach er ihr eine jährliche Rente von vierzig Pfund zu Wachskerzen, die beständig am Grabe Beckets brennen sollten.

Je kräftiger und mächtiger Heinrich II. war, um so auffallender erscheinen die Demüthigungen, denen er sich hier unterzog; und vergleicht man sie mit denen, die fast hundert Jahre früher (1077) der deutsche Kaiser Heinrich IV. zu Canossa erlitt, so kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, wie viel auch Könige und Kaiser dem Fortschreiten der Zeiten und der gereiften Frucht desselben, der Reformation, zur Befestigung ihrer Würde zu verdanken haben.

XXXII.

XXXII.

Denkwürdigkeiten aus der Regierungsgeschichte Eduards III.

Die thatenreiche Regierung Königs Eduard III. (1327—1377) so wie die Fortbildung der Verfassung Englands unter ihm, ist schon oben im Umrisse angedeutet worden*). Demnach sollen hier nur einzelne Denkwürdigkeiten aus seinem Regentenleben und besonders aus seinem Kampfe mit Frankreich geschildert werden.

Als mit Karl IV., dem dritten Sohne Philipps IV., der Mannsstamm der alten Capetinger in Frankreich erloschen war (1328), machte Eduard III. als Sohn der Isabelle, der Schwester Karls IV., Anspruch auf den französischen Thron. Zwar galt in Frankreich das Gesetz, daß die Krone nie auf die weibliche Linie übergehen sollte, zwar war eben deshalb ein Brudersohn Philipps IV., der Prinz von Valois, Philipp VI., auf den französischen Thron erhoben worden (1328), und Eduard selbst hatte wegen seiner Besitzungen in Frankreich als Vasall ihm gehuldigt (1329); aber leidenschaftliche Liebe zum Krieg und zur Herrschaft riß den englischen König über die Schranken des Rechts. Er nahm den Titel eines Königs von Frankreich an

und

*) s. Histor. Bilders. IV. Band, 1 Th. S. 157—161.

und begann (1339), nachdem er sich auf dem Thron von England befestiget und durch Bündnisse mit den Flandrern und dem deutschen Kaiser, Ludwig dem Baier, gestärkt hatte, den blutigen Krieg, der, die Ruhepunkte mit eingerechnet, weit über hundert Jahre Frankreich erschütterte und England erschöpfte.

Der Anfang dieses Krieges bestand in Streifereien, die Eduard von Flandern aus unternahm, worauf er nach England zurückkehrte. Erst im folgenden Jahre erfolgte die Seeschlacht bei Sluis (23. Jun. 1340), in welcher Eduard einen vollständigen Sieg errang. Mehr als die Hälfte der französischen Schiffe fiel in seine Hände und auf 20,000 Franzosen und Genuesen wurden von ihm gefangen oder getödtet. Aber noch weit wichtiger als dieser Sieg war der, den er vornehmlich durch die Tapferkeit seines trefflichen Erbprinzen bei Cressy (26. Aug. 1346) errang.

Er war im Jul. 1346 abermals in Frankreich, und zwar in der Normandie mit einem Heere von 30,000 Mann eingefallen, und hatte nicht bloß diese Provinz verheert, sondern war auch bis in die Nähe von Paris hingestreift. Aber bald sah er sich in einer höchstgefährlichen Lage. Während er nämlich, nur auf Raub und Beute bedacht, allzurasch vorwärts gedrungen war, hatte Philipp VI. ein

ein Heer von 120,000 Mann zusammengebracht und sich in den Rücken des englischen Heeres so gestellt, daß dieses in Gefahr gerieth, von England abgeschnitten und gänzlich aufgerieben zu werden. Doch die Verrätherei eines französischen Gefangenen zeigte dem englischen König eine Furth durch die Somme. Bei Abbeville gelangte er über diesen Fluß, und hier entschloß er sich, troß der Uebermacht der Franzosen ein Treffen zu liefern. Er stellte daher nicht weit von dem Flecken Cressy an einer etwas schrägen Anhöhe sein Heer in drei Haufen, umgab es zu beiden Seiten, um es gegen die französische Reiterei zu sichern, mit Graben, ermunterte es durch kräftige Zusprache, und erwartete so mit ruhiger Besonnenheit und kühner Zuversicht den Angriff der Franzosen.

Getrieben von seinem Zorn und im blinden Vertrauen auf die Mehrzahl seines Heeres — es war viermal stärker als das englische — war Philipp VI. den Engländern nachgeeilt. Schon das Erreichen derselben war ihm die Bürgschaft eines gewissen Sieges. Vergebens riethen ihm einige Ritter, die die Stellung der Engländer erkundschaftet hatten, das Treffen bis auf den folgenden Tag zu verschieben. Die Ungeduld, die den König trieb, trieb auch sein Heer. Ohne Halt zu machen, drängte es sich, nicht gehörig geordnet, dem

Feinde entgegen. Aber bald und schrecklich mußte es für seine Unbesonnenheit büßen.

Den ersten Haufen der Engländer führte der Prinz von Wallis an, wegen seiner Rüstung gewöhnlich der schwarze Prinz genannt, erst 15 Jahre alt (geboren 1331) und seit kurzem zum Ritter geschlagen, aber an Kühnheit und Tapferkeit den bewährtesten Feldherren gleich und dabei mit den liebenswürdigsten Eigenschaften geschmückt. Mit mannhafter Besonnenheit empfing er den Vortrab der Franzosen, der aus genuesischen Armbrustschützen bestand und brachte ihn in Verwirrung und Bestürzung. Darauf warf er sich auf den zweiten Haufen der Franzosen. Aber hier gerieth er in große Gefahr. Dieser Haufen war weit stärker als der seinige, und focht mit kühnerm Muthe als der erste. Doch der schwarze Prinz vertraute auf sich, so wie der König, sein Vater, auf ihn. Denn als der König, der von einem Hügel herab das Treffen überschaute und leitete, aufgefordert wurde, dem bedrängten Prinzen Hilfe zu senden, gab er zur Antwort: "Kehret zu denen zurück, die euch gesendet haben, und saget ihnen, sie sollten meinen Sohn die Spornen gewinnen lassen. Die Ehre dieses Tages soll ihm angehören und denen, die um ihn sind." Auf diese Antwort des Königs warf sich der schwarze Prinz mit erhöhetem Muthe gegen

gen den zweiten Haufen der Franzosen, und es gelang ihm diesen wie den ersten zu schlagen. Auch der Anführer desselben, der Graf von Alençon, Philipps VI. Bruder, befand sich unter den Todten. Vergebens versuchte jetzt König Philipp selbst, den Sieg zu erringen, oder wenigstens diese Niederlage zu rächen; er konnte nichts ausrichten. Die Truppen, die er herbeiführte, geriethen durch die schon geschlagenen in Verwirrung, wurden, wie sie, geworfen und zerstreut, und der König mußte, trotz der ritterlichen Entschlossenheit, die ihn beseelte, das Schlachtfeld verlassen. — Als die Schlacht, die Nachmittags nach drei Uhr begann und schon gegen Abend beendigt war, diesen Ausgang genommen hatte, fiel König Eduard seinem Sohn um den Hals, küßte ihn und rief: "Mein "lieber Sohn, gebe Gott, daß du so fortfährst! "Ja du bist mein Sohn; denn heute hast du bewiesen, daß du würdig bist zu regieren." Der Prinz aber warf sich vor seinem Vater nieder und ehrte ihn als seinen König.

Unter den vielen Franzosen, die in und nach dieser Schlacht das Leben verloren, — man schätzt ihre Zahl auf 36,000 Mann — befand sich auch der alte Böhmenkönig Johann, der, mehr Ritter als König, lange Jahre hindurch an allen Kriegs- und Staatshändeln seiner Zeit Antheil genommen hatte.

hatte. Von Kriegslust und alter Anhänglichkeit an Frankreich getrieben, hatte er sich mit seinem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Karl IV., und vielen deutschen und böhmischen Rittern zu dem französischen Heere begeben. Die Niederlage, die dieses Heer jetzt erlitt, traf sein Innerstes. Obgleich vor Alter blind, verlangte er in das Getümmel der Schlacht geführt zu werden, "um tüchtige Schwertstreiche zu thun." Die Ritter, die um ihn waren, erfüllten sein Verlangen und banden, um ihn zu leiten, den Zügel seines Pferdes zu beiden Seiten an die Zügel ihrer Pferde. So gelangte er zu den Feinden und hieb gewaltig auf sie los, bis er und seine Begleiter getödtet wurden. Am andern Morgen fand man diese drei unter den Erschlagenen und ihre Pferde noch wie zuvor zusammengeknüpft. — Noch verdient als eine Merkwürdigkeit bemerkt zu werden, daß bei dieser Schlacht zuerst der Gebrauch des groben Geschützes erwähnt wird. Es berichtet nämlich der Geschichtschreiber Villani, ein Florentiner, daß König Eduard an die Spitze seines Heeres Bombarden gestellt habe. Aber es ist zweifelhaft, ob dieß auf Pulver und Kanonen zu beziehen ist. Denn die englischen nnd französischen Schriftsteller dieser Zeit reden weder bei diesem Treffen, noch bei der zehn Jahre später erfolgten Schlacht von Maupertuis von Pulver und Kanonen. Auch setzt die gewöhnliche Sage, die den

Fran-

Franziscanermönch Barthold Schwarz zum Erfinder des Pulvers stempelt, diese Erfindung in das Jahr 1354, also acht Jahre nach der Schlacht bei Cressy. Vielleicht waren die Bombarden, deren Villani gedenkt, nur Wurfmaschinen, mit denen die Engländer glühende Kugeln auf die Franzosen hinschleuderten.

Nach diesem großen Siege schien dem König von England nichts wichtiger, als einen Platz zu gewinnen, der ihm die Verbindung mit England, den Eintritt in Frankreich und im Fall eines Rückzugs die Schwierigkeiten desselben erleichterte. Er warf sich daher mit seinem Heere vor Calais (Sept. 1346). Aber er sahe bald, daß die Eroberung dieser Stadt sehr schwierig, und ein gewaltsames Anstürmen vergeblich seyn würde. Calais hatte feste und wohlverwahrte Mauern, war mit allen Mitteln zur Vertheidigung hinlänglich versehen und stand unter einem Befehlshaber, Johann de Vienne, der Muth und Vaterlandstreue, ihm eigne Tugenden, auch in seinen Untergebenen anzufachen wußte. Am räthlichsten schien es daher dem englischen König, diesen Platz auszuhungern. Er ließ deshalb Calais zu Lande und zu Wasser einschließen, und versorgte seine Soldaten gegen das Ungemach des herannahenden Winters. Wirklich erreichte er auch

auch das Ziel seiner Wünsche. Nachdem die Bürgerschaft von Calais fast ein Jahr lang vergebens sich angestrengt hatte, die Engländer zurückzutreiben, und nun die Qualen der Hungersnoth nicht länger ertragen konnte, bat sie ihren Befehlshaber, die Uebergabe unter billigen Bedingungen zu bewirken. Demnach rief Johann de Vienne von der Mauer herab einem englischen Ritter zu: er wolle die Stadt den Engländern übergeben, nur verlange er, daß den tapfern Einwohnern Erhaltung des Lebens und der Freiheit zugesichert werde. Der englische Ritter, Sir Walter Manny, erwiederte: sein König sey durch den hartnäckigen Widerstand und durch die Beschwerlichkeiten, die er dadurch erlitten, so erbittert, daß er keine Bedingung eingehen werde, die seiner Rache Grenzen setzen sollte. Darauf gab ihm Johann de Vienne zu bedenken, daß tapferm Muthe und pflichttreuer Ausdauer Achtung gebühre, daß der König von England gewiß von seinen Kriegern dasselbe erwarte, was sie für ihren König und für ihr Vaterland gethan hätten. "Ists aber gewiß", fuhr er fort, "daß wir sterben sollen, so wollen wir unser Leben so theuer als möglich verkaufen. Doch hoffe ich, daß ihr selbst, tapfrer Ritter, bei eurem König für uns sprechen werdet." Manny fühlte das Gewichtige dieser Vorstellungen und redete dem König zu, der unglücklichen und heldenmü-

müthigen Einwohner von Calais zu schonen; aber es hielt schwer einen König, der, wenn ihn die Laune ergriff, äusserst hart, ja grausam seyn konnte, auf andre Gedanken zu bringen. Nur eine Beschränkung, nicht eine Aufhebung seines Vorhabens konnte der Ritter bei ihm bewirken, und diese Beschränkung selbst zeugte von der Härte seines Gemüths. Er erklärte nämlich, das Leben der Einwohner zu schonen unter der Bedingung, daß sechs der angesehensten Bürger im bloßen Kopfe, baarfuß, mit Stricken um den Hals und den Stadtschlüsseln in den Händen in sein Lager geschickt, und seiner Willkür überlassen würden.

Diese Erklärung erregte die größte Bestürzung in Calais. Wie ungerecht schien es, daß wenige für alle und darum büßen sollten, weil sie wie ihre Mitbürger ihrer Pflicht gegen König und Vaterland getreu gehandelt hatten! Wie schrecklich schien es, unter den edelsten Bürgern sechs zu einem gewissen Tode auszuwählen! Wie unwahrscheinlich, daß solche freiwillig sich dazu darbieten würden! Und doch geschah dieß. Während Jammer und Wehklagen die Stadt erfüllte, trat einer von den vornehmsten Einwohnern, Eustache de St. Pierre, hervor und erbot sich zum Opfer für seine Freunde und Mitbürger. Dieses Beispiel großmüthiger Hingebung wirkte wie jedes

große



Schubert del. J. C. Böhme sc.

Eduard III
und die Einwohner von Calais.

große Beispiel. Aufgemuntert dadurch that nun ein Andrer, dann ein Dritter und Vierter dasselbe Anbieten, und in kurzer Zeit war die verlangte Zahl vollständig. In dem Aufzuge, wie ihn Eduard verlangt hatte, erschienen diese edeln Bürger am 4. Aug. 1347 im englischen Lager und warfen sich dem König zu Füßen. Und Eduard zeigte so wenig Gefühl für Seelengröße, daß er befahl, diese Edeln hinzurichten. Alle Ritter seines Gefolges, selbst sein Sohn, der schwarze Prinz, baten für sie. Vergebens! Endlich verwendete sich für sie auch Eduards heldenmüthige Gemahlin, Philippe, die Tochter des Grafen von Holland Wilhelms III., die nach einem Siege über die Schottländer zu ihm ins Lager gekommen war. Sie warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn mit Thränen, sein Andenken vor einem unauslöschlichen Brandmahl zu verwahren*). Ihren Bitten und Thränen gelang, was dem hohen Sinn jener Vaterlandsfreunde hätte gelingen müssen. Eduard schenkte ihnen das Leben. Hierauf führte sie die Königin in ihr Zelt, ließ ihnen Speise und Trank vorsetzen, schenkte ihnen Geld und Kleider und entließ sie in Sicherheit. Der König aber nahm noch an demselbigen Tage (4. Aug. 1347) Besitz von Calais. Alle Franzosen wurden daraus vertrieben, nur Engländer durften es bevölkern, und

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LVIII.

und über 210 Jahre (bis 1558) blieb es in den Händen der Engländer, gleichsam als ein Thor, durch das sie, so oft sie wollten, mit großen Armeen in Frankreich eindringen konnten.

Nach einem oft verletzten Waffenstillstand, der zwischen Frankreich und England seit 1347 Statt gefunden hatte, erneuerte sich 1355 der offenbare Krieg zwischen beiden Reichen. Eduard III. überfiel jetzt Frankreich von zwei Seiten. Von Calais brach er selbst, von Guyenne der schwarze Prinz hervor, und durch beider Heere wurden weite Strecken verheert und verwüstet, ohne daß der damalige König von Frankreich Johann der Gute (1350—1364) dieß zu hindern vermochte.

Ermuthigt durch den glücklichen Anfang seines Unternehmens, erneuerte der schwarze Prinz im Jahre 1356 den Krieg. Mit einem Heere von 12,000 Mann, wovon nicht der dritte Theil Engländer waren, drang er von Guyenne nach der Loire, um von dort die Normandie und die englischen Truppen daselbst zu erreichen. Aber er konnte nicht über die Loire kommen, und die Annäherung des Königs Johann — derselbe hatte endlich ein Heer von 60,000 Mann zusammen gebracht, —

nöthigte ihn, sich nach Guyenne zurück zu ziehen. Doch ehe er dasselbe erreichte, wurde er bei Maupertuis (nahe bei Poitiers) von dem König Johann eingeholt. Jetzt schien es um ihn geschehen zu seyn. Das französische Heer war fast fünfmal stärker als das seinige und konnte also dasselbe einschließen, aushungern und ohne Schwertschlag vernichten. Selbst der schwarze Prinz fühlte das Schwierige seiner Lage in der Maße, daß er dem Cardinal Perigord, der als Friedensvermittler in sein Lager kam, erklärte: "er wolle alle Bedingungen eingehen, die mit seiner und Englands Ehre bestehen könnten;" ja er erbot sich: "er wolle, wenn man ihm freien Abzug zugestände, alle Eroberungen, welche er in diesem und dem vorigen Feldzuge gemacht habe, zurückgeben und binnen sieben Jahren nicht wieder gegen Frankreich dienen." Als aber König Johann, in stolzer Zuversicht auf die Gewißheit des Sieges, verlangte, daß Prinz Eduard nebst hundert seiner vornehmsten Ritter sich ihm gefangen geben, und daß zu ihrer Auslösung die Stadt Calais den Franzosen zurückgegeben werden sollte: da erwachte das edle Selbstgefühl des Prinzen. Laut erklärte er: "England solle nimmer ein Lösegeld für ihn bezahlen, welches Schicksal ihn auch treffen möge." Inzwischen war der Tag mit Unterhandlungen hingegangen, und der Prinz hatte dabei Zeit gewonnen, seine wohlgewählte

Stellung zu verschanzen, sein Heer zu ordnen und einen Hinterhalt von dreihundert Reitern und eben so viel Bogenschützen zu bilden. So gerüstet erwartete er die Schlacht, die am 19. Sept. 1356 bei Maupertuis oder Poitiers erfolgte.

Schon der Anfang derselben war unglücklich für die Franzosen: sie konnten sich dem englischen Heere nicht anders als durch ein schmales Thal nahen, das auf beiden Seiten von englischen Bogenschützen besetzt war, und erlitten durch deren sichertreffende Geschosse großen Verlust; aber noch weit unglücklicher für sie war der Fortgang und Ausgang dieser Schlacht. Diejenigen ihrer Truppen, denen es endlich gelungen war, durch das enge Thal zu dringen, wurden von dem wohlgeordneten Heere des schwarzen Prinzen mit Nachdruck empfangen und mit vielem Verluste geworfen. Zu gleicher Zeit fiel der Hinterhalt, den der Prinz gebildet hatte, auf den zweiten Haufen der Franzosen, und brachte ihn in Verwirrung. Endlich wurde auch der dritte Haufen, den König Johann anführte, geschlagen; ja der König selbst samt einem vierten Sohn, dem Prinzen Philipp, gefangen. Ueberhaupt wurden auf funfzehn- bis sechzehntausend Franzosen gefangen, auf sechstausend getödtet und die übrigen zerstreut.

So ausserordentlich und unerwartet der Ausgang dieser Schlacht war, so ausserordentlich und unerwartet war auch die Mäßigung, die der schwarze Prinz bewies, — eine Mäßigung, die man von seiner Jugend und seinem Glücke kaum erwarten konnte. E. empfing den gefangenen König in seinem Zelte mit allen Zeichen der Hochachtung und des Mitleids, tröstete ihn in seinem Unglücke und schrieb seinen Sieg nicht sich oder seiner Klugheit und Tapferkeit, sondern dem unerforschlichen Walten des Kriegsglücks oder einer höhern Fügung zu. Hierauf ließ er eine prächtige Mahlzeit für den König und dessen Gefolge bereiten. Während derselben stand er hinter dem König und weigerte sich an dessen Tafel Platz zu nehmen, weil, wie er sagte, es einem Unterthan nicht zukomme, sich in Gegenwart eines Königs zu setzen. Das Edle dieses ruhmwürdigen Betragens rührte den gefangenen König, seine Leidensgefährten und die Siegesgenossen des Prinzen. König Johann, größer im Unglück als im Glücke, erklärte: "bei allem erlittenen Verlust sey es ihm ein Trost, daß ein so tapfrer und leutseliger Prinz den Sieg gewonnen habe"; die mit ihm gefangenen Franzosen vergossen Thränen der Freude und der Bewunderung, und die den schwarzen Prinzen umgebenden Ritter behandelten nach seinem Beispiel ihre Gefangenen mit Großmuth und entließen sie ge-

gegen ein mäßiges Lösegeld, durch welches jedoch, wie durch die Beute auf dem Schlachtfelde, das englische Heer gar sehr bereichert wurde.

Indessen vergaß der schwarze Prinz auch die Anforderungen der Klugheit nicht. Er brachte den gefangenen König vorerst nach Bordeaux, schloß dann, weil er zu schwach war, um seine Vortheile weiter zu verfolgen, einen Waffenstillstand mit Frankreich auf zwei Jahre (24. Mai 1357), und eilte hierauf mit dem König nach England. Hier landete er zu Soutwark. Als er in London einzog, wurde er von einer ungeheuern Menge Volks empfangen. König Johann saß im königlichen Schmuck auf einem kostbaren Zelter, der Prinz ritt in unscheinbarem Anzug auf einem kleinen Pferde neben ihm, und Eduard III. ging dem Gefangenen entgegen und empfing ihn mit so viel Höflichkeit, als wäre er ein Monarch, der ihn zu besuchen käme. — So vielen Einfluß auf die Milderung der Sitten hatte der Geist des Ritterthums damaliger Zeiten!

Vier Jahre lang blieb Johann in der Gefangenschaft. Erst durch den Frieden von Bretigni (8. Mai 1360) wurde er wieder in Freiheit gesetzt. Am 28. Oct. 1360 trennte er sich vom König Eduard unter vielen Freundschafts-Versicherungen, und am 13. Dec. kam er nach Paris zurück. Man wollte

ihm

ihm zureden, die harten Bedingungen des Friedens von Bretigni zu brechen; aber der beschworene Frieden war ihm heilig. Oft äusserte er: "Wenn Treue und Wahrheit von der Erde verschwunden wären, so müßten sie doch im Munde und Herzen eines Königs zu finden seyn;" ja er ging endlich als einer seiner Söhne, den er als Geißel gestellt hatte, entflohen, und andere Schwierigkeiten wegen der Friedenspunkte entstanden waren, freiwillig nach England zurück (1363), wo er am 8. Apr. 1364 starb.

Noch verdient als eine besondere Merkwürdigkeit aus der Regierungsgeschichte Eduards III. die Stiftung des Ordens vom blauen Hosenbande erwähnt zu werden.

Veranlassung hierzu gab, wie erzählt wird, Folgendes. Während eines prachtvollen Hoffestes, das Eduard III. in dem von ihm erbauten Schlosse zu Windsor 1349 anstellte, verlor seine Geliebte, die Gräfin von Salisbury, ihr Strumpfband. Der König sah es, hob es auf und band es um sein Knie. Einige Hofleute lachten dazu. Da rief er aus: Honny soit, qui mal y pense, und machte das Strumpfband zum Zeichen eines Ordens, dem die erwähnten Worte zur Aufschrift dienten.

Wahr

Wahr ist es, diese Erzählung kommt bei keinem der gleichzeitigen Schriftsteller vor; aber sie entspricht dem Geiste der Galanterie, die damals bei der Ritterschaft herrschte, und insbesondere dem Geiste Eduards III., der den Rittersitten innig zugethan war. Auch läßt sich ausserdem schwerlich erklären, wie ein Knieband mit solcher Aufschrift das Zeichen eines Ritterordens werden konnte. Aber wenn schon eine Galanterie die erste Veranlassung zu diesem Orden gegeben haben mag, so konnte doch sein Zweck auf Höheres hingerichtet werden, nämlich auf eine engere Verbindung des Königs mit den Rittern seines Reichs und auswärtiger Länder. — Uebrigens blieb die Zahl der Mitglieder dieses Ordens, um seinen Werth zu erhöhen, immer auf fünf und zwanzig Ritter eingeschränkt.

XXXIII.

XXXIII.

Leben und Wirken des Cardinals Ximenes.

Wichtig und anziehend, wie das Leben und Wirken derer, die, ohne Aussicht auf Glanz und Ruhm geboren, durch vorzügliche Geistesfähigkeiten sich emporschwingen, troß aller Anfeindungen ihre Größe behaupten und selbst von Seiten ihrer Feinde sich Achtung erzwingen, — ist auch das Leben und Wirken des Cardinals Franziscus Ximenes de Cisneros. Dieser, geboren 1437 zu Torrelaguna (oder Turrilacuna, nicht weit von Salamanca im Königreiche Leon), war der Sprößling eines alten aber verarmten Geschlechts, das aus Cisneros im Königreiche Leon abstammte. Seine Eltern waren ohne Reichthum, Ansehn und Einfluß: sein Vater, Alfons Ximenes, hatte als Einsammler der Kirchengelder, die der Pabst dem königlichen Schaße verwilligte, ein sehr beschränktes Einkommen. Er wurde daher von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt; nur in demselben konnte er hoffen, seinen Unterhalt, vielleicht auch hohe Würden zu erlangen. Und diese Hoffnung ging in glänzende Erfüllung. Mit Eifer und glücklichem Erfolg befleißigte sich der Jüngling der Wissenschaften, und bald brachte er es auf der Universität zu Salamanca so weit, daß er Andre unterrichten,

ten, und mit dem Gelde, das er dadurch gewann, seine Eltern unterstützen konnte. Hierauf begab er sich nach Rom, wo er die Geschäfte eines Sachwalters betrieb, und sich dadurch so empfahl, daß er ein päbstliches Breve (Schreiben) erlangte, welches ihm auf die erste Kirchenpfründe, die in seiner Heimath erledigt werden würde, Anwartschaft ertheilte. Mit diesem Breve kehrte er nach Spanien zurück, um daselbst seiner Mutter und seinen Brüdern, die durch den Tod seines Vaters in große Bedrängniß gerathen waren, beizustehen. Aber jetzt gerieth er unverschuldet in widrige Händel. Denn als er zufolge des päbstlichen Breve's eine eben erledigte Pfründe zu Uçeda in Besitz nehmen wollte, widersetzte sich ihm der damalige Erzbischof von Toledo, Alfonso Carrillo. Dieser hatte die erledigte Pfründe einem Andern zugedacht, oder sah, wie viele andre Bischöfe damaliger Zeit, die päbstliche Anwartschafts-Ertheilung als eine Beeinträchtigung seiner Rechte an, — kurz, er verlangte, daß Ximenes den Ansprüchen, die ihm das päbstliche Breve zusprach, entsagen sollte, und ließ ihn, da er sich dessen weigerte, gefangen setzen. Doch schon jetzt zeigte Ximenes den unerschütterlichen Muth und die Klugheit, wodurch er späterhin hervorstrahlte, und schon jetzt, wie späterhin, erreichte er dadurch seine Absichten. Er behauptete seine Ansprüche, wurde des Gefängnisses entlassen, und nun

erst

erst nahm er, um den Erzbischof nicht weiter gegen sich zu erbittern, statt der Pfründe von Uçeda, die Stelle eines Capellan zu Siguenca an. Als solcher erwarb er sich durch Fleiß, ausgebreitete Kenntnisse und ein würdevolles Betragen, die Gunst des Cardinals Mendoza, damals Bischofs von Siguenca. Dieser ernannte ihn zum Vicar oder Mitgehilfen bei der Aufsicht über die Dióces von Siguenca, und beförderte bald nachher seine weitere Erhebung.

Ihm aber mißfiel das Leben in der Welt; er sehnte sich nach Einsamkeit, um ungestört nach Wahrheit und Gottseligkeit streben zu können. Er gab daher seine Stellen und Pfründen auf und trat zu Toledo in den Franziskanerorden. Und wie er immer ganz das war, was Pflicht und Umstände ihm zu seyn geboten: so lebte er auch jetzt ganz nach der Regel des Ordens, in den er getreten war. Dadurch erwarb er sich auch im Mönchsleben Ruhm und Achtung, so daß Viele bei ihm Rath und Beruhigung suchten. Er aber begab sich, um solchen Störungen auszuweichen, mit Erlaubniß seiner Obern in das Kloster Castaunar, nicht weit von Toledo in einem Castanienwald. Späterhin schickten ihn seine Obern nach dem Kloster Salceda, wo er gleichfalls solche Achtung gewann, daß ihn die Mönche zu ihrem Guardian oder Vorsteher ernannten.

Aber

Aber es war seine Bestimmung nicht, seine Tage in Klöstern zuzubringen. Die Vorsehung hatte für ihn einen höhern Wirkungskreis ausersehen, und zur Ausführung ihres Willens bediente sie sich des Cardinals Mendoza. Dieser nämlich, der indessen erst Erzbischof von Sevilla, dann Erzbischof von Toledo geworden war, verschaffte ihm die Stelle eines Beichtvaters bei der Königin Isabelle (1492), — eine wichtige Stelle, weil die Königin ihren Beichtvater nicht bloß über Gewissensangelegenheiten, sondern auch über Staatsgeschäfte zu befragen pflegte. Auf solche Art gelangte Ximenes zuerst zur Theilnahme an den Staatsangelegenheiten Spaniens. Aber noch höher stieg sein Einfluß, als er im Jahr 1495, nach dem Tode seines Gönners Mendoza, durch die Königin Isabelle, deren Zutrauen er in vollem Maße gewonnen hatte, die Würde eines Erzbischofs von Toledo erhielt. Denn dadurch wurde er Großkanzler und Primas von Spanien, erhielt im Staatsrathe die erste Stimme nach dem König, ausserordentlich große Einkünfte und zugleich Gelegenheit, der Königin Isabelle, ihrem Gemahl Ferdinand dem Katholischen, König von Aragonien, und ganz Spanien die wichtigsten Dienste zu leisten. Er ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt. Als Isabelle am 26. Nov. 1504 (53 Jahr alt) gestorben war, und Philipp von Oestreich, Herr der Niederlande,

als Gemahl ihrer blödsinnigen Tochter Johanna, ihrem Testamente gemäß, auf dem Throne Castiliens ihr folgen sollte: so bewirkte Ximenes, daß Ferdinand der Katholische, wenigstens bis zur Ankunft Philipps in Spanien die Regentschaft behielt, die ihm durch Isabellens Testament zugesprochen worden war. Als dann Philipp (im Febr. 1506) nach Spanien gekommen war, und nun Ferdinand die Regierung Castiliens ihm überlassen und nach Aragonien zurückkehren mußte: so wußte Ximenes auch unter dem neuen König seinen vorigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu behaupten. Als hierauf König Philipp, nachdem er kaum sieben Monate lang in Spanien geherrscht hatte, am 25. Sept. 1506 plötzlich gestorben war: so erhielt Ximenes während der Minderjährigkeit des ältesten Sohnes Philipps, des nachmaligen Kaisers Karl V., die Verwaltung Castiliens und die Sorge für dessen blödsinnige Mutter. Aber war es Gefühl des Rechts, oder Unzufriedenheit über die Anfeindungen der Großen, oder Scheu vor Ferdinand dem Katholischen, — kurz er brachte es dahin, daß letzterm die Regentschaft über Castilien übertragen wurde. Aus Dankbarkeit dafür verschaffte ihm Ferdinand die Cardinalswürde und bald darauf die Stelle eines Großinquisitors von Spanien (1506). Als endlich Ferdinand starb (23. Jan. 1516) bekam Ximenes die Zügel der Regie-

rung abermals in seine Hände. Denn noch auf seinem Sterbebette hatte Ferdinand, wiewohl ungern, seinen ältesten Enkel, den schon erwähnten Karl, zum Erben der Kronen Aragoniens und Castiliens und, so lange dieser in den Niederlanden verbleiben würde, den Cardinal Ximenes zum Reichsverweser ernannt. Aufs neue hatte jetzt Ximenes mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur die Abgeneigtheit vieler spanischen Großen, sondern auch das Mißtrauen des jungen Königs — Karl, damals erst sechzehn Jahr alt, ließ sich von den niederländischen Großen, besonders dem Grafen Chievres, seinem vormaligen Hofmeister, regieren — und die Eifersucht dieser Großen, die eben so in Spanien wie in den Niederlanden zu herrschen suchten, trat ihm allerwärts feindlich entgegen. Aber noch hatte ihn, den bereits neun und siebzigjährigen Greis, jene Geistesstärke nicht verlassen, durch die er in den Tagen seiner Jugend sich emporgeschwungen hatte. Mit Weisheit und Nachdruck führte er die Zügel der Regierung, und seiner rastlosen Wachsamkeit und Thätigkeit gelang es, nicht nur sich selbst in seiner Würde als Regent zu behaupten, sondern auch Karln den Besitz der spanischen Krone zu sichern, und die innern und äussern Angelegenheiten Spaniens heilsam zu leiten. Mit Strenge hielt er auf Gerechtigkeit und Ordnung; Männer, die dem Staate nützlich seyn

konn=

konnten, zog er hervor, unredliche und widerspenstige hielt er im Zaum, und sorgfältig sah er darauf, daß jeder in seinem Berufe das Schuldige leistete. Die erschöpften Staatskassen wußte er wieder zu füllen. Dazu stellte er über die königlichen Einnahmen und deren Verwendung genaue Untersuchungen an, wobei er Freunde und Feinde mit gleicher Unerschrockenheit und Unpartheilichkeit behandelte; ja als er bemerkte, daß die Schätze Spaniens nach den Niederlanden wanderten, wo Karl einen ungeheuern Aufwand machte, so wagte er es, den König selbst zur Sparsamkeit zu ermahnen. Auch vergaß er nicht, die Küsten gegen die Angriffe der afrikanischen Mauren, besonders des berüchtigten Seeräuber Barbarossa zu schützen und den Genuesern, die in dem Hafen von Karthagena spanische Schiffe angegriffen hatten, kräftig zu begegnen.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß so vielen Verdiensten dankbare Anerkennung von Seiten Karls zu Theil geworden wäre? Aber das geschah nicht! Zu groß war die Zahl von Feinden, die sich Ximenes durch sein durchgreifendes Verfahren zugezogen hatte, zu groß die Furcht der niederländischen Großen, er möchte den König beherrschen und sie ihres Einflusses berauben, — als daß nicht diese, wie jene, den König gegen ihn einzunehmen suchten.

ten. Lange hatten sie daher den letzten zurückgehalten, nach Spanien zu gehen, und als endlich, da das spanische Volk über die Abwesenheit des Königs immer schwieriger, und die Bitte des Cardinals, der König möchte in Spanien erscheinen, immer dringender wurde, Karl nach Spanien kam (im Sept. 1517): so wußten sie es so einzuleiten, daß er mit dem Cardinal nicht persönlich zusammen traf, und ihm sogar den Abschied ertheilte, oder ihn unter dem Vorwande, daß er in seinem Alter und nach so vielen Arbeiten der Ruhe bedürfe, vom Hofe in seine Diöces verwies.

Diese letzte Kränkung erlebte Ximenes nicht. Er war dem König, für den er so vieles gethan hatte, bis Aranda am Duero entgegen gereiset. Unterwegs war es seinen Feinden, wie es heißt, gelungen, ihm, als er in einem Dorfe Mittagstafel hielt, Gift beizubringen. Er selbst meinte, er sey durch einen Brief vergiftet worden, den er einige Monate zuvor aus den Niederlanden erhalten habe. Gewisser ist, daß er plötzlich in eine schleichende Abzehrung verfiel, die seinen von Jahren und Arbeiten erschöpften Körper völlig aufrieb. Gleichwohl setzte er, auch in seiner Krankheit, seine Arbeiten unermüdlich fort, und noch sterbend gab er dem König schriftlich Rath, wie er sich gegen die Großen zu verhalten habe. Am 8. Nov. 1517 starb

starb er über achtzig Jahre alt zu Roa, wohin er sich der reinern Luft wegen begeben hatte.

Unstreitig war er einer der größten Männer, die Spanien jemals hervorgebracht hat. Zwar besaß er nicht die Tugenden, welche Liebe einflößen, dagegen aber die Eigenschaften, welche Achtung erzwingen: einen hellen Verstand, einen unerschütterlichen Muth und eine ausdauernde Festigkeit bei dem, was er sich einmal vorgenommen hatte. Furcht kannte er so wenig als Eigennutz, dagegen war Ehrbegier und Herrschsucht in seinem Gemüthe lebendig; aber seine Ehrbegier war auf Rühmliches gerichtet und das Herrische in ihm konnte leicht aus dem Gefühle seiner geistigen Ueberlegenheit hervorgehen. In seinem Privatleben liebte er Prunklosigkeit und Mäßigkeit. Als Erzbischof von Toledo und dadurch im Besitz der reichsten Einkünfte lebte er anfangs so einfach als vorher, und seine Wohnung glich mehr einem Franziskanerkloster als dem Palaste des Primas von Spanien. Erst die Ermahnungen des Pabstes, seinem hohen Stande gemäß zu leben, vermochten ihn größern Aufwand zu machen; dennoch verwendete er das Wenigste seiner Einkünfte für sich, das Meiste zur Unterstützung der Armen oder zum Besten der Kirche und des Staates. Er genoß nur die Speisen, die ihm sein Mönchsorden erlaubte,

schlief nie auf Betten und trug unter den Prunkgewändern seiner Würde sein härenes Ordenskleid, das aber unter jenen hervorragte, so daß man meinen konnte, er suche Hoheit in Demuth.

Als Regent hatte er die Maxime, daß der Gehorsam der Unterthanen keine sichre Stütze habe, wenn er nicht durch Strenge und Furcht erhalten würde; und als Beweis, wie sehr er dieser Maxime gemäß handelte, kann Folgendes gelten. Die Großen Castiliens waren über die Strenge, mit der er während seiner Regentschaft gegen sie verfuhr, entrüstet. Sie ließen ihn daher durch drei Abgeordnete ersuchen, ihnen die Vollmacht zu zeigen, kraft deren er so gebietherisch verfahre. Zwar wußten sie, daß er durch das Testament Ferdinands zum Regenten ernannt, und durch einen Brief Karls als solcher bestätigt sey; aber dieser Brief, meinten sie, sey nur als eine Höflichkeit zu betrachten, und Ferdinand, der nur Statthalter in Castilien gewesen, habe nicht das Recht gehabt, ihn zum Regenten zu ernennen. Als nun die Abgeordneten dieß Anbringen dem Cardinal gemeldet hatten, antwortete er ihnen: sie möchten den folgenden Tag wiederkommen. Da sie wiederkamen, führte er sie auf den Thurm eines Schlosses, wo seine Schätze aufbewahrt lagen, und ließ sie ans Fenster treten. Hier zeigte er ihnen zweitausend

Sol-

Soldaten, die vor dem Schlosse in Schlachtordnung aufgestellt waren, und große Feldstücke, die eben abgefeuert wurden. Dabei sagte er ihnen: "Das ist die Vollmacht, die ich vom Könige empfangen habe, und mit der ich Spanien regiere und regieren werde, bis der König selbst kommt." Aber nicht bloß die Strenge, mit der er regierte, zeichnete ihn aus, sondern auch der Scharfblick, womit er Verwickeltes durchschaute, der standhafte Muth, womit er Schwieriges unternahm und auszuführen suchte, und der unermüdliche Eifer für alles, was er als gerecht und heilsam erkannte. Einen größern Meister in der Regierungskunst als ihn hat Spanien nicht hervorgebracht, und wohl verdient er dem französischen Minister Richelieu, der selbst ihn als ein großes Muster betrachtete, zur Seite gesetzt zu werden.

Als Oberhaupt der spanischen Geistlichkeit bethätigte er den größten Eifer für den Wohlstand der Kirche. Seit er (im Jahr 1493) zum Provinzial oder Oberaufseher seines Ordens im Königreiche Castilien ernannt worden war, arbeitete er an der Wiederherstellung der verfallenen Klosterzucht, ohne sich durch die vielen Schwierigkeiten, die mit dieser Arbeit verbunden waren, abschrecken zu lassen. Seit er (im Jahr 1495) Erzbischof von Toledo geworden war, gab er nützliche Ver-

ordnungen, die späterhin als allgemeine Kirchengesetze angenommen worden sind. So verordnete er zuerst, daß in allen Pfarrkirchen Seelen- und Taufregister gehalten würden, in welche letztere die Namen der Kinder, Eltern und Pathen mit Angabe des Jahres und Tages der Taufe eingezeichnet werden sollten; so bestand er ferner auf Vereinfachung und strenge Gerechtigkeit bei allen Rechtshändeln in seinem Kirchensprengel; so schaffte er auch die Erlegung des Zehnten von allen Sachen, die verkauft oder eingetauscht wurden, ab — eine große Erleichterung für das Volk, dem diese Abgabe sehr drückend gewesen war.

Zur Beförderung gelehrter Kenntnisse, insbesondere um tüchtige Gottesgelehrte zum Dienste der Kirche zu bilden, stiftete er im Jahre 1500 die Universität zu Alkala, die er mit geschickten Lehrern, prächtigen Schulgebäuden, reichen Einkünften und nützlichen Freiheiten versah. Zu gleichem Zwecke veranstaltete er durch eine Gesellschaft von Gelehrten eine neue Ausgabe der heiligen Schrift, welche den Originaltext der Bibel sammt den wichtigsten unter den alten Uebersetzungen enthält. Diese erste Bibel-Polyglotte wurde im Jahre 1517 vollendet, und erhielt, weil sie zu Alkala (sonst Complutum genannt) erschien, den Titel Biblia Complutensia. Er verwendete auf dieses

Un-

Unternehmen über 50,000 Thaler, da er, um den Text zu berichtigen, aus allen Gegenden Handschriften herbeischaffte, und die Gelehrten, denen er diese Arbeit übertrug, sehr reichlich besoldete. Ferner ließ er eine neue Ausgabe des Aristoteles anfangen, die aber bei seinem Tode noch nicht vollendet war. Auch veranstaltete er einen neuen Abdruck der Kirchenbücher auf Pergament und schenkte jedem Kirchspiel ein Exemplar davon. Ueberdieß ließ er zum Besten des Volkes mehrere Abhandlungen über religiöse, so wie über landwirthschaftliche Gegenstände auf seine Kosten drucken.

Je höher solche Verdienste zu schätzen sind, um so mehr ist es zu bedauern, daß dieser sonst so hellsehende Mann in Hinsicht auf Nichtchristen und deren Bekehrung von einer Verblendung befangen war, die ihn zu unchristlichen Gewaltthätigkeiten hinriß. Nachdem Granada (1492) erobert worden war, bestand er darauf, daß die muhamedanische Religion in ganz Granada ausgerottet, und daß alle Mauren, denen doch bei ihrer Unterwerfung freie Religionsübung zugesichert worden war, zum Christenthum gebracht werden sollten. Durch Geschenke und Gewalt gelang es ihm, daß viele Mauren sich taufen ließen. Da aber eine große Zahl derselben nur dem Scheine nach Christen war, und in der Stille dem alten Glauben nachhing; so

 ge-

gebrauchte er nun gegen sie die härteste Strenge. Er ließ die, deren er habhaft werden konnte, in finstere Kerker sperren und auf die Folter bringen; er nahm ihnen ihre Kinder, um sie in der christlichen Religion zu erziehen, und ließ über 5000 arabische Schriften, vornehmlich Korans und andre Lehrbücher des Islams verbrennen. Darüber erhob sich (1499 und 1500) ein Aufstand der Mauren in Granada, wobei Ximenes fast das Leben verlor. Doch gelang es ihm, glücklich zu entkommen, den Aufstand zu unterdrücken und die Mauren theils niederzumachen, theils zu nöthigen, ihren Glauben abzuschwören, oder gegen Entrichtung großer Summen auszuwandern. Gleiches Schicksal brachte er auch auf die in Spanien befindlichen Juden. Damit aber die, welche durch Annahme des Christenthums von Todesstrafe oder Mißhandlungen sich zu schützen gesucht hatten, dem Christenthume treu blieben: so wurde die Inquisition mit allen ihren Abscheulichkeiten in furchtbare Thätigkeit gesetzt. Ximenes selbst gestattete, wie Llorente angibt*), in den eilf Jahren seines Amtes als Großinquisitor (1506—1517) die Verurtheilung von 52,855 Personen, von denen 3564 verbrannt wurden. Um endlich den noch in Spanien be-

*) s. Llorente's, vormaligen Secretärs der Generalinquisition, kritische Geschichte der spanischen Inquisition — übersetzt von Höck. Gemünd 1819, Th. I. S. 426.

befindlichen Mauren ihren Stützpunkt zu entziehen und zugleich auch die Besitzungen Spaniens zu erweitern, unternahm er selbst einen Kriegszug nach Afrika. Nachdem er schon im Jahre 1505 durch den General Cordova den wohlgelegenen Hafen von Maçarquivir hatte erobern lassen, ging er im Jahr 1509 in eigener Person und auf eigene Kosten mit ungefähr 16,000 Mann nach Afrika. Am 18. Mai landete er zu Maçarquivir und gleich darauf bestand er auf einen Angriff gegen die Mauren. Er selbst erschien vor dem Heer im erzbischöflichen Schmucke auf einem Maulthier, begleitet von seiner ganzen Geistlichkeit, welche Loblieder auf das Kreuz Christi sang. Ein Franziskanermönch eröffnete den Zug auf einem weißen Pferde, den Degen über die Kutte, und mit dem erzbischöflichen Kreuze und der Fahne in der Hand. Mit feuriger Kraft forderte der schon zwei und siebenzigjährige Greis die Soldaten zur Tapferkeit auf, und nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, dem Grafen von Navarra die Anführung des Heeres zu überlassen. Das Unternehmen selbst gelang. Denn nicht nur wurden die Mauren, die zwischen Maçarquivir und Oran standen, völlig geschlagen, sondern auch Oran, eine der schönsten und festesten Küstenstädte, ohne großen Widerstand erobert. Gern hätte nun der Cardinal diese Siege weiter verfolgt; aber er stand davon ab, vornehmlich weil er fürchtete durch zu lange

Ab-

Abwesenheit von Spanien seinen Einfluß daselbst zu verlieren. Am 23. Jun. kam er nach Karthagena zurück.

Nur wenn man annimmt, daß Ximenes die feste Ueberzeugung hegte, daß ausserhalb der Kirche kein Heil zu finden sey, läßt sich seine Verblendung in Hinsicht auf die Bekehrungen wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen. Daß aber eine solche Ueberzeugung in ihm lebte, beweisen mehrere seiner Aeusserungen. Als man ihm vorstellte, es sey ungerecht, jemand durch Geld oder Gewalt zum Christenthume zu bringen, erwiederte er: "Man erweise widerstrebenden Seelen eine Gnade, wenn man sie in den Weg des Heils hineinstoße." Und als man ihm weiter rieth, mit der Bekehrung der Mauren nicht so rasch zu verfahren, äusserte er: "Wo es auf das Seelenheil ankomme, dürfe man keine Zeit verlieren." Auch gab er bei aller Härte seines Wesens wohlwollende Gesinnungen zu erkennen. Er sorgte für Arme und Gebrechliche, für Wittwen und Waisen. Auch der Indianer in dem neuentdeckten Amerika, die von den Spaniern so schrecklich gemißhandelt wurden, nahm er sich menschenfreundlichst an. Als noch Isabelle und Ferdinand der Katholische lebten, rieth er ihnen Mönche nach dem neuen Welttheil zu schicken, die den Indianern das Christenthum pre-

predigen und den Gewaltthätigkeiten der Spanier steuern sollten. Als er (1516) Regent von Spanien geworden war, schickte er selbst fromme und redliche Männer nach Amerika, um den Beschwerden der Indianer abzuhelfen. Und als der edle Bischof de las Casas voll gutmüthiges Eifers für die Indianer rieth, man möchte Neger aus Afrika nach Amerika schicken, um durch sie das Schicksal der Eingebornen zu erleichtern: so widersetzte er sich, wiewohl vergebens, diesem Vorschlag, der ihm eben so ungerecht als unklug schien. Seine Schuld war es also nicht, daß die Amerikaner so schrecklich gemißhandelt wurden und daß der Negerhandel aufkam. Aus allem aber, was von ihm erzählt wird, läßt sich wohl mit Recht die Behauptung folgern, daß seinen Talenten und Verdiensten Achtung, und seinen Schwächen Entschuldigung gebührt.

XXXIV.

XXXIV.

Matthias Corvinus.

Der große König der Ungern, Matthias Corvinus, geboren zu Coloswar in Siebenbürgen, 27. März 1443, zeichnete sich schon als Knabe durch ungemeine Anlagen und seltene Geschicklichkeiten und Kenntnisse aus. Er strahlte in allen körperlichen Uebungen hervor, schrieb, was damals selten war, eine zierliche Handschrift und erlernte unter der Leitung geschickter Lehrer, der beiden Vitez, die in Italien die Werke der Alten studirt hatten, frühzeitig mehrere Sprachen. Auch widmete er sich mit erfolgreichem Eifer der Beredsamkeit, der Mathematik, der Baukunst und allen Kriegswissenschaften, und zeigte Empfänglichkeit für Kriegsruhm und Vaterlandsehre, so daß man schon in dem Knaben den künftigen Staatsmann, Helden und Gelehrten ahnen konnte.

Sein Vater, Johann Corvinus, gewöhnlich Johann von Hunyad genannt*), hatte sich durch

*) Den Namen Corvinus führte er von seinem Geburtsorte, dem Dorfe Hollos oder Rabendorf, an der siebenbürgischen und

durch die ausserordentliche Kühnheit und Tapferkeit, die er vorzüglich im Kampfe gegen die Türken bewies, von niedriger oder zweideutiger Herkunft zum Woiwoden von Siebenbürgen, dann zum Generalissimus Ungerns (supremum capitaneum armorum nennt er sich selbst), hierauf während der Minderjährigkeit des unmündigen Königs Ladislavs zum Reichsverweser emporgeschwungen, und so der Größe seines Sohnes vorgearbeitet. Gleichwohl konnte dieser nur unter den drohendsten Gefahren zu derselben gelangen.

Johann von Hunyad starb (11. August 1456), und seine beiden Söhne, Ladislav und Mathias, traf der Haß, den sein schnelles Emporsteigen bei den ungerischen Großen und besonders bei dem reichen und mächtigen Grafen Ulrich von Cilley gegen ihn erregt hatte. Sein ganzes Geschlecht, verlangte dieser Haß, sollte vertilgt werden, und wenig fehlte, daß dieses geschehn wäre. Zwar wurde der Graf Ulrich von Cilley durch Ladislav Corvinus getödtet (10. Nov. 1456); aber dagegen wurde dieser auf Befehl des jungen Königs Ladislav hingerichtet (17. März 1457), und Mat-

und wallachischen Grenze, einem Aufenthalte vieler Raben; den Namen Hunyad aber von dem siebenbürgischen Flecken dieses Namens, nahe bei Belgrad, den Kaiser Sigismund ihm geschenkt hatte.

Matthias Corvinus als Gefangener erst nach Wien, dann nach Prag gebracht. Ein Glück für ihn war es, daß der junge König Ladislav schon am 23. Nov. 1457 zu Prag starb, und daß er nun unter die Aufsicht Georg Podiebrads kam. Dieser, damals Statthalter, bald darauf König von Böhmen, selbst ein talentvoller Mann und darum die Talente Andrer leicht erkennend und ehrend, nahm sich des Jünglings an, milderte die Härte seiner Gefangenschaft und trug dazu bei, daß er aus dem Gefängniß zum Throne gelangte.

Nachdem nämlich der ungerische Thron durch den Tod des Königs Ladislav erledigt worden war, trugen die Freunde des hunyadischen Hauses darauf an, daß Matthias Corvinus auf denselben erhoben werden sollte, und vorzüglich war es sein Oheim mütterlicher Seits, Michael Szilagyi, der durch Ueberredung und Gewalt diese Erhebung bewirkte. Am 24. Jan. 1458 wurde Matthias Corvinus, erst funfzehn Jahre alt, zu Pest zum König ausgerufen. Georg Podiebrad aber, mit dem man schon früher wegen Befreiung und Unterstützung des Gewählten unterhandelt hatte, gab ihm nicht nur (jedoch für 40,000 Ducaten) die Freiheit, sondern verlobte ihn auch, zur Befestigung gegenseitiger Freundschaft, mit seiner Tochter Katharine und begleitete ihn bis an die Grenze des ungerischen Reichs.

Glück

Glück und Freude schien ihm entgegen zu kommen. Mit großen Festlichkeiten wurde er zu Ofen empfangen; die Anmuth und Würde seines Betragens erwarb ihm Liebe, man ahnete in ihm troß seiner Jugend einen weisen und kraftvollen Regenten; der Pabst Calixtus IV. bestätigte ihn als König, hoffend, er werde wie sein Vater ein Schrekken der furchtbaren Türken werden; der Oberfeldherr in Oberungern, Johann Griskra von Brandeis, der ihm Gehorsam verweigerte, wurde aus Ungern vertrieben. Aber es war sein Loos nicht, in Ruhe zu herrschen, vielmehr sollten schon am Anfang seiner Regierung drohende Stürme sich erheben. Die Feinde seines Hauses vereinigten sich gegen ihn und ernannten (17. Febr. 1458) den deutschen Kaiser Friedrich III. zum König von Ungern, und Friedrich verweigerte nicht nur die Ablieferung der ungerischen Krone (mit der Elisabeth, Ladislavs Mutter, 1440, zu ihm geflohen war), sondern nahm auch die Ernennung zum König von Ungern an, ließ sich als solchen (4. März 1459) zu Wienerisch-Neustadt ausrufen und schickte Truppen nach Ungern, die, in Gemeinschaft mit den Truppen seiner dasigen Parthei, den König Mathias unterdrücken sollten. Der neue Pabst Pius II., dem diese Kronstreitigkeit vorgelegt wurde, schwankte aus Schlauheit in seiner Entscheidung; ein Krieg mit den Türken drohete auszubrechen; die Lehnsfür-

fürsten an der türkischen Grenze, in Servien und Bosnien, in der Wallachei und Moldau waren von zweifelhafter Treue; Oberungern wurde von räuberischen Böhmen verheert, und Matthias selbst zeigte eben so viel Undankbarkeit als Unvorsichtigkeit, indem er noch in dem ersten Jahre seiner Regierung, um ganz unabhängig zu herrschen, seinem Oheime Szilagyi, dem Gründer seiner Erhebung, die Würde eines Statthalters entzog: — kurz es schien, als würde er den Thron eben so schnell wieder verlieren, als er ihn bestiegen hatte. Doch alle diese Vorgänge dienten nur dazu, seine Talente zu bewähren und das Urtheil derer zu rechtfertigen, die ihn auf den Thron gerufen hatten. Er zog die meisten der ungerischen Großen, die auf des Kaisers Parthei standen, durch große Versprechungen an sich und ließ sich von ihnen aufs neue huldigen; seinen Oheim Szilagyi ließ er gefangen nehmen, söhnte sich dann wieder mit ihm aus, und ein Glück für ihn war es, daß derselbe bald darauf, von den Türken gefangen, zu Constantinopel starb (1460). Den Pabst gewann er für sich durch die größte Nachgiebigkeit; die räuberischen Böhmen schlug er mehrmals, und vernichtete (1465) ihren Bund; den Türken stellte er sich muthvoll entgegen; mit dem Kaiser Friedrich III., gegen dessen Truppen er 1458 und 1459 mit abwechselndem Glücke kämpfte, schloß er am 4. Aug.

1459

1459 einen Waffenstillstand und am 13. Jul. 1463 auf Vermittelung des Pabstes zu Wienerisch-Neustadt einen Frieden. In demselben wurde ausgemacht, daß der Kaiser den Titel eines Königs von Ungern und die ungerschen Städte und Schlösser, die er seither pfandweise besessen, fernerhin behalten, dagegen aber die Festung Oedenburg und die ungersche Krone für 40,000 Ducaten herausgeben und den König Matthias als seinen Sohn anerkennen sollte. Auf solche Art kam die ungersche Krone, nachdem sie vier und zwanzig Jahre lang (1440 — 1464) in östreichischen Händen gewesen war, wieder nach Ungern, und nun erst ließ sich Matthias zu Stuhlweißenburg (29. März 1464) feierlichst krönen, um sich dem Volk als ächten König zu zeigen, und dadurch seine Regierung zu befestigen. — Es würde zu weit führen, wollten wir alle Vorgänge dieser thatenreichen Regierung namhaft machen. Wir begnügen uns daher zu zeigen, wie sie durch Kriege und noch mehr durch rühmliche Anstalten für den innern Wohlstand des ungerschen Reiches merkwürdig geworden ist.

Den größten Theil seiner Regierung war Matthias in den Waffen, bald gegen die Türken, bald gegen die Böhmen und Polen, bald gegen die Oestreicher, mitunter auch gegen ungersche Große, und oft gegen mehrere Feinde zugleich.

Der

Der Krieg mit den Türken, der sich, die Ruhepunkte mit eingerechnet, fast durch seine ganze Regierung zog, war mehr ein Abhalten oder Zurücktreiben der Angriffe und Ausbreitungen der Türken, als ein nach Einem Plane fortgesetztes Bekämpfen derselben. Entscheidende Schlachten und folgenreiche Eroberungen kamen in diesem Kriege nicht vor. Die Macht der Türken war der Macht der Ungern überlegen, und Matthias noch überdieß in zuviel andere Händel verwickelt, als daß er alle seine Kraft und Thätigkeit allein auf die Türken hätte wenden können. Doch wurde er durch das, was er that, eine Vormauer der abendländischen Christenheit und gewann dadurch nicht nur großen Ruhm, sondern auch den Besitz von Bosnien (1462), der Moldau (1467) und der Wallachei (1474). Ja auch aus Otranto in Italien half er (1481) die Türken vertreiben.

Der Krieg gegen Böhmen und Polen entstand (1468) aus den Aufreizungen des Pabstes und der Herrschsucht des Königs Matthias. Der Pabst hatte den böhmischen König Georg Podiebrad, erbittert über dessen Geneigtheit zu den Hussiten, im Jahr 1463 in den Bann gethan, hierauf den ungerschen König aufgefordert, diesen Bannfluch zu vollstrecken, und ihm dabei Hoffnungen zur Krone Böhmens gemacht; Matthias aber hatte sich

durch

durch diese Vorspiegelungen so verblenden lassen, daß er, uneingedenk der Dankbarkeit, die er dem Podiebrad schuldig war, den Aufforderungen des Pabstes zu folgen versprach (2. Oct. 1465). Nachdem er nun erst einen Aufstand des Statthalters von Siebenbürgen mit leichter Mühe, dann einen Aufstand des Woiwoden der Moldau unter großen Schwierigkeiten beseitigt hatte (1467), wendete er (1468) seine Waffen gegen Böhmen. Dabei gab er sich, gleichsam als fühle er selbst das Entehrende des Undanks und der Herrschsucht, für einen Beschützer der Religion aus, indem er öffentlich erklärte, daß er nicht gegen Podiebrad, sondern nur gegen die Hussiten für die Erhaltung der katholischen Kirche kämpfe. Anfangs (Mai, 1468) standen die Könige von Ungern und Böhmen, beide einander scheuend, einen Monat lang am Flusse Taya unthätig einander entgegen. Darauf gerieth Matthias durch Podiebrads List in große Gefahr, aus der er sich nur durch betrügerische Unterhandlungen befreite. Als aber in Böhmen selbst auf Veranstaltung des Pabstes Unruhen ausbrachen, gelang es ihm, Mähren zu erobern (1468 und 1469), dann in Ollmütz (3. Mai 1469) zum König von Böhmen sich ernennen zu lassen und die Stände von Schlesien und der Lausitz zu nöthigen, zu Breslau (1. Jun. 1469) ihm zu huldigen. Bestürzt über diesen Verlust drei seiner Länder (denn

(denn Mähren, Schlesien und die Lausitz gehörten damals zu Böhmen), und überzeugt, daß er allein zur Wiedererlangung derselben zu schwach sey, bewirkte Podiebrad, daß Wladislav, Sohn des polnischen Königs Kasimir III., von den böhmischen Ständen zu Prag zu seinem Nachfolger erwählt wurde (Jul. 1469). Wirklich geschah es auch, daß, als Podiebrad (22. Mai 1471) starb, dieser Wladislav den böhmischen Thron bestieg. Matthias konnte dieß nicht hindern, ja er gerieth jetzt in Gefahr, sein eigenes Reich zu verlieren. Viele der vornehmsten Ungern, selbst alte Freunde des hunyadschen Hauses, hatten aus wilder Erbitterung über seine Geldforderungen und andre Willkürlichkeiten die Krone Ungerns dem polnischen Prinzen Kasimir, Wladislavs Bruder, angeboten (1471), und dieser war dem Anerbiethen gefolgt und mit einem Heere von 20,000 Mann bis Erlau in Ungern eingedrungen. Jetzt galt es Geschwindigkeit und Klugheit, um sich zu behaupten, und Matthias bewährte beides zu seinem Ruhm und Vortheil. Er eilte mit seinen Kriegsvölkern aus Schlesien und Mähren nach Ungern zurück, und hielt zu Ofen (21 Sept. 1471) einen Reichstag. Hier bewirkte er durch bewegliche Vorstellungen und schmeichelhafte Versprechungen, daß ein großer Theil der Vornehmen sich wiederum für ihn erklärte, und daß er ein Heer von 18,000 Mann zusammenbrachte, mit-

wel

welchem er die Polen vertrieb und Ungern beruhigte. Dann drang er selbst in Polen ein und nöthigte (1474) den polnischen König Kasimir III. und dessen Sohn Wladislav zu einem Waffenstillstand auf drei Jahre. Hierauf erfolgte zwischen ihm und Wladislav der Friede zu Olmütz (6. Dec. 1478), wobei ausgemacht wurde, daß Wladislav die Krone Böhmens, Matthias hingegen den Besitz von Mähren, Schlesien und der Lausitz nebst dem Titel eines Königs von Böhmen behalten sollte. Die Streitigkeiten mit Polen wurden in dem Frieden zu Sirad (2. April 1479) ausgeglichen.

Einen dritten Hauptkrieg hatte Matthias mit dem Kaiser Friedrich III. zu führen. Nachdem die ersten Händel, die Matthias gleich im Anfang seiner Regierung mit ihm gehabt hatte, durch den Frieden zu Wienerisch-Neustadt, wie schon oben erwähnt worden ist, beseitiget worden waren (1463), erhoben sich seit Podiebrads Tode neue Streitigkeiten zwischen beiden. Friedrich III. versagte dem König Matthias die Belehnung über Böhmen, schlug ihm die Hand seiner Tochter Kunigunde ab, unterstützte die Polen gegen ihn, und erlaubte den Oestreichern Streifereien in Ungern. Hierüber erbittert, kündigte Matthias dem Kaiser den Krieg an (1477). Das Glück war ihm

günstig. Er drang an drei Orten in Oestreich ein, berennte Wien und brachte einen großen Theil von Oestreich in seine Gewalt. Dadurch wurde der Kaiser genöthigt, den Frieden zu Kornneuburg einzugehen (1. Dec. 1477), wobei er unter andern versprach, 100,000 Gulden an Kriegskosten zu bezahlen. Als aber der Kaiser dieses Versprechen nicht hielt, so entbrannte (1480) der Krieg aufs neue. Jetzt war Matthias noch glücklicher als zuvor. Er eroberte Wien (2. Jun. 1485), überwältigte ganz Oestreich sammt einem Theil von Steiermark, Kärnthen und Krain (1486), ließ sich 1487 von den östreichischen Ständen huldigen und blieb bis an seinen Tod in dem Besitz dieser Eroberungen.

Dieß waren die wichtigsten Kriege, die Matthias führte. Aber noch merkwürdiger und wohlthätiger, als durch sie, wurde seine Regierung durch seine Anstalten für die Sicherheit, Ordnung und Aufbildung seines Reiches.

Seine Neigung zu Kriegen und Eroberungen trieb ihn zuerst zur Verbesserung des ungerschen Kriegswesens. Bis zu seiner Zeit gab es in Ungern nur Lehnsmiliz, die Hauptstärke bestand in der Reiterei, an genauem Zusammenhange und einhelliger Wirksamkeit der einzelnen Haufen fehlte es,

so

so wie an Kriegszucht und Unterwürfigkeit. Matthias aber, der das Nachtheilige hiervon erfahren und an der römischen Kriegsverfassung, die er kannte und schätzte, ein vorleuchtendes Muster gefunden hatte, — führte zuerst ein stehendes Kriegsheer ein, brachte das Fußvolk empor, gab Vorschriften für den Kriegsdienst, setzte gleichförmige und unausgesetzte Waffenübungen fest, verbot die sonst gewöhnlichen Befehdungen, die er als eine Zerrüttung des Staates und Kriegswesens ansah, und suchte dagegen durch Belohnungen tapfrer Krieger den kriegerischen Geist zu wecken und zu nähren. Zum Kern seines Kriegsheeres erhob er die schwarze Garde oder die Panzerträger (genannt nach den schwarzen Panzerhemden, die sie trugen): er selbst übte sie in den Waffen und schärfte ihnen tief ein, nicht von dem Platze zu weichen, auch wenn sie den Tod vor Augen sähen. Ausser dieser schwarzen Garde hatte er bei seinen Heeren leichte Reiterei (Hußaronen), Fußknechte und Büchsenmeister, welche die Schießgewehre abfeuerten. Doch waren letztere damals noch sehr unvollkommen und das Pulver selten und theuer.

6. Auch für gesetzliche Ordnung und Rechtspflege sorgte Matthias. Er hatte dazu gleich nach seiner Krönung auf dem Reichstage zu Ofen (April 1464) gute Gesetze gegeben; aber bei den beständigen Kriegen, die er führte, hatten Verbrechen

und Ausschweifungen so überhand genommen, und er selbst hatte sich so viele Willkürlichkeiten erlaubt, daß die Stimme der Gesetze verhallt schien, und die Stände sich laut beschwerten. Er veranstaltete daher eine neue Sammlung von Gesetzen, und ließ sie unter dem Namen des großen Gesetzes (Decretum majus) auf dem Reichstage zu Ofen 1486 von den Ständen bekräftigen. Durch diese Gesetze, die überhaupt auf Herstellung der Ordnung und Sicherheit hinzielten, wurde unter andern den Unordnungen und Gewaltthätigkeiten bei den Gerichten gesteuert, der gerichtliche Zweikampf auf sehr wenige Fälle beschränkt, jede vorsätzliche Mordthat mit Todesstrafe bedroht. Verboten wurden den Soldaten Räubereien und jede Art von Willkürlichkeit; aber auch dem Könige sollte nicht gestattet seyn, bloß auf eine angebrachte Klage jemands Habe einzuziehen und Güter zu verschenken, zu deren Verschenkung er kein Recht habe. Damit aber auch die Gesetze, die er gab, gehörig beobachtet würden, so suchte er die genauesten Nachrichten von der Verwaltung der Gerechtigkeit in seinen Ländern einzuziehen und bestrafte Ungerechtigkeiten, wo er sie fand, mit Strenge und Unpartheilichkeit. Daher wurde es nach seinem Tode zum Sprichwort: "König Matthias ist todt, und mit ihm ist die Gerechtigkeit gestorben."

Am

Am glänzendsten erscheint der Ruhm dieses Königs sieht man auf das, was er für den Anbau der Wissenschaften und der geistigen Bildung seines Volkes gethan hat. Denn obschon seine Lage und sein Ehrgeiz ihn immer zu Kriegen hinzog: so kannte und ehrte er doch den Werth wissenschaftlicher Bildung, zu der er selbst sich emporgeschwungen hatte, zu sehr, als daß er sich nicht bemühet hätte, sie in seinem Reiche zu befördern. Er stiftete oder erneuerte daher mit Genehmigung des Pabstes die Universität zu Ofen (1465) und legte daselbst für Lehrer und Lernende, so wie zum eigenen Gebrauch, eine Bibliothek an, die bei seinem Tode über 50,000 Bände enthalten haben soll. Er brachte nämlich in dieselbe nicht nur alle Werke, die in den damals neuen Druckereien erschienen, sondern auch eine Menge Handschriften, die er theils von Gelehrten kaufte, die bei der Eroberung Constantinopels nach Ungern und Italien geflüchtet waren, theils in andern Bibliotheken und vornehmlich zu Florenz mit vielen Kosten abschreiben ließ. Jährlich soll er über 30,000 Ducaten auf diese Bibliothek verwendet haben. Zugleich ließ er auf seinem Schlosse zu Ofen (1472) durch einen Deutschen, Andreas Heß, eine Buchdruckerei anlegen, und eben daselbst auch eine Sternwarte. Ueberdieß zog er eine Menge fremder Gelehrten aus verschiedenen europäischen Ländern in sein Reich.

Durch

Durch solche Anstalten, noch mehr aber durch sein eigenes Beispiel und durch die Achtung, die er den Gelehrten bewies, ermunterte er die Vornehmern seiner Nation zum Fleiß in den Wissenschaften. Aber auch seine zweite Gemahlin Beatrix, eine Tochter des neapolitanischen Königs Ferdinand I.*), eine sehr gebildete Frau, trug zur weitern Fortbildung der Ungern vieles bei. Sie brachte Gelehrte mit sich nach Ungern, beförderte den Geschmack an Künsten und Wissenschaften, und führte selbst den König zu feineren Sitten. Schade nur, daß Matthias seine Nation nicht zu der Stufe von Bildung, auf welcher er stand, erheben konnte, und daß bald nach seinem frühen Tode — er starb zu Wien, den 5. April 1490, sieben und vierzig Jahre alt — verheerende Stürme über Ungern einbrachen.

Aber wie bald auch seine wichtigsten Anstalten zu Grunde gingen, und wie bald auch sein Geschlecht erlosch — es starb mit seinem unehelichen Sohne Johannes Corvinus, den er vergebens zu erheben suchte, (1504) aus — so lebt doch mit unverwelklichem Ruhme sein Andenken in der Geschichte fort. Denn mag ihm auch vorgeworfen werden, daß er leicht den Eingebungen seiner Leiden-

*) Die erste Gemahlin des Königs Matthias, Katharina, die Tochter Podiebrads, war 1464 gestorben, und mit Beatrix vermählte er sich den 22. Dec. 1476.

denschaften unterlag und dadurch zur Eroberungssucht, Willkürlichkeit, Undankbarkeit, Arglist und Unzuverlässigkeit verleitet wurde: so darf man auch nicht vergessen, daß er als ein Jüngling zur Regierung gelangte, daß er bei einem feurigen Gemüth fast immer in höchst schwierigen Lagen sich befand, und daß seine Fehler von seinen rühmlichen Eigenschaften weit überstrahlt werden. Solche rühmliche Eigenschaften aber waren sein heller Geist, seine ungemeine Kraft, das Verschiedenartigste zu umfassen, seine rastlose Thätigkeit und sein lebendiges Streben, sein Reich zu beglücken; und durch sie ist er zu dem Ruhme gelangt, der größte König von Ungern zu heißen.

XXXV.

Scanderbeg's Heldenthaten und Abenteuer.

Ein Schrecken der Türken war Georg Castriota, genannt Scanderbeg. Wie sein großer Zeitgenosse, Johann von Hunyad, erhob er sich aus der Niedrigkeit zu einem furchtbaren Ansehn; unerschrocken, wie dieser, trat er, beschränkt auf ein kleines Gebiet und auf kleine Schaaren, den größten Heeren der Türken entgegen, und durch die Niederlagen und Demüthigungen, die er auf sie häufte, erwarb er sich den Ruhm eines ausgezeichneten Helden. Aber nicht genau ist der Gang seiner Thaten und Schicksale bekannt. Denn je furchtbarer zu seiner Zeit die Türken erschienen, und je unerwarteter seine Siege waren, um so mehr wurden von den Geschichtschreibern der Christen (während die türkischen seiner kaum gedenken) seine Thaten zu Wundern erhoben, seine Niederlagen verheimlicht oder seine Schicksale entstellt *). Folgendes scheint mir wie das Wichtigste, so auch das Wahrscheinlichste aus dem Leben dieses Helden zu seyn. Scan-

*) Selbst das Hauptwerk von Scanderbegs Leben und Thaten von Marinus Barletius, Priester zu Scodra in Epirus: (de vita et rebus gestis Scanderbegi, Epirotarum principis, libri XIII. Argentorati 1537, und besonders abgedruckt im Chronicis Turcicis, Francofurti 1578) trägt das Gepräge der Ausschmückungen und Unzuverlässigkeiten an sich.

Scanderbegs Vater, **Johann Castriota**, war Erbfürst oder Despot in Albanien (dem alten Epirus und einem Theil von Illyrien), dessen Hauptort Kroja, unweit Durazzo, jetzt ein Steinhaufen, auf einem hohen und steilen Felsen lag. Zu schwach oder zu feig, um den gefürchteten Türken Widerstand zu leisten, hatte er ihnen zum Unterpfand seiner Unterwürfigkeit oder Treue seine vier Söhne als Geißeln übergeben (um 1412). Der jüngste dieser Söhne war **Georg Castriota**, geboren um 1403, also neun Jahre alt, als er den Türken überliefert wurde. Wie seine Brüder wurde auch er zur muhamedanischen Religion gebracht; aber während seine Brüder unter dem Sclavenhaufen sich verloren, hob er sich über denselben empor. Ausgezeichnet durch Schönheit, Körperkraft und Geistesstärke, ward er der Liebling des Sultans **Amurath I.** (1421 — 1451), und gleichsam zum Zeichen des Beifalls, den er fand, oder der Erwartungen, die er erregte, erhielt er den Namen **Scanderbeg** oder Iscander-Beg, d. i. Herr Alexander. Je mehr er nun an Jahren und Kräften fortschritt, desto mehr gab er in Schlachten und Zweikämpfen Beweise seiner Kühnheit und Gewandtheit und desto höher stieg er in der Gunst des Sultans, der ihn zu den schwierigsten Kämpfen rief und Heere und Provinzen seiner Leitung untergab. Aber bei allen diesen Auszeichnungen

konnte

konnte er nicht vergessen, daß er der Sohn eines vormals freien Fürsten war, und Haß gegen die Unterdrücker seines Hauses und Landes glühete in ihm auf.

Sein Vater starb (um 1432), seine drei älteren Brüder kamen durch Gift oder auf andere Weise um, und Amurath II. ließ Kroja und das übrige Erbe Scanderbegs, statt es ihm zu überlassen, durch türkische Truppen besetzen. Solche Vorgänge mußten in Scanderbegs Herzen seinen Haß gegen den Sultan erhöhen, und zugleich das Verlangen entflammen, das väterliche Gebiet wieder an sich zu bringen und als unabhängiger Fürst zu beherrschen. Aber er verschloß diese Regungen in seinem Innern, und während er ihnen in der Stille nachhing, wußte er den Sultan durch den Schein der Ergebenheit zu täuschen. Endlich als er ums Jahr 1438 oder 1442 mit dem Pascha von Romanien gegen die Servier und Ungern gesendet und, wie er es wünschte und beförderte, vom Johann von Hunyad geschlagen worden war, — schien es ihm Zeit, sein Vorhaben auszuführen. Mit einigen seiner Freunde, besonders seinem Neffen Amesa, flüchtete er vom Schlachtfelde nach Albanien. Der Ruf seiner Thaten war ihm vorangezogen und seine Landsleute erwarteten ihn mit Hoffnung und Vertrauen. Aber die Besitznahme

Albaniens hing von der Besitznahme Krojas ab, und diese fest und wohlverwahrte Stadt konnte nur durch List, nicht durch Gewalt in seine Hände kommen. Er ergriff daher auf der Flucht den Geheimschreiber des Pascha von Romanien und zwang ihn, unter Androhung des Todes, an den Befehlshaber von Kroja einen Brief zu schreiben, worin derselbe im Namen Amuraths angewiesen wurde, den Oberbefehl über Kroja sogleich an Scanderbeg abzutreten. Unmittelbar darauf tödtete er den Geheimschreiber und dessen Gefolge, damit sein Plan noch länger verborgen bliebe, und eilte dann nach Kroja, wo der vorgezeigte Brief ihm Eingang und Oberbefehl verschaffte. Kaum aber hatte er dieß erste Ziel seiner Wünsche erreicht, so kündigte er sich als einen Feind der Türken und ihres Sultans an. Durch die Truppen, die er auf der Flucht gesammelt hatte, ließ er alle Türken zu Kroja niederhauen, die ausgenommen, die den muhamedanischen Glauben abschworen; er selbst trat zum Christenthum zurück, rief alle Epiroten zur Freiheit, und wurde von ihnen zum Fürsten und Heerführer ernannt.

Von nun an bis an seinen Tod, also auf 24 bis 28 Jahre, kämpfte er mit der größten Anstrengung, lange Zeit auch mit ausgezeichnetem Glücke gegen die Türken. Aber nicht möglich ist es, die

Rei-

Reihenfolge seiner Heldenthaten genau anzugeben: so schwankend und unzuverlässig sind die Nachrichten hierüber, so sehr fehlt es ihnen an Zeit- und Ortsbestimmungen. Nur im Allgemeinen läßt sich der Gang bezeichnen, den sein Kampf mit den Türken nahm, und selbst dieser nicht durchaus mit Zuverlässigkeit.

Zuerst vertheidigte er seine Abtrünnigkeit gegen die Befehlshaber des Amurath: sie wurden zurückgeschlagen, oft ehe sie es ahneten, daß Niederlage und Verderben ihnen nahe. Dann kämpfte er gegen Amurath selbst, der ein- oder zweimal in Epirus eindrang: nur die Burg Sfetigrate konnte Amurath erobern, aber nicht das feste Kroja; mit Schimpf und Verlust mußte er die Belagerung desselben aufgeben, und wie bei seinem Eindringen, so wurde er auch bei seinem Abziehen unaufhörlich vom Scanderbeg angegriffen und gefährdet. Das Anerbiethen, das er diesem machte, Epirus gegen Zinszahlung ruhig zu besitzen, ward stolz zurückgewiesen. — Nach Amuraths Tode (1451) stand Scanderbeg kühn und kräftig dem mächtigen Muhamed II., dem Eroberer Constantinopels (1453), entgegen, aber nicht mit dauerndem Glück; vielmehr scheint sein Leben von nun an ein Wechsel von Sieg und Flucht gewesen zu seyn. Er schlug, wie erzählt wird, die Feldherren zurück,

die

die Muhamed gegen ihn schickte, und drang selbst in das angrenzende Macedonien ein. Zwei seiner Freunde, sein Feldherr Moses und sein Neffe Amesa, ließen sich zur Untreue gegen ihn bewegen; aber er wußte ihren Abfall für sich unschädlich zu machen; Muhamed schickte Meuchelmörder gegen ihn, aber er entging ihnen und brachte es so weit, daß Muhamed ihm Friedensvorschläge thun ließ. Erst als Muhamed selbst (1465) in Epirus eindrang, scheint er unterlegen zu haben. Denn selbst aus den Erzählungen glorreicher Siege, die ihm noch zu dieser Zeit sein Landsmann Marinus Barletius zuschreibt, leuchtet die Vermuthung hervor, daß er, der Uebermacht Muhameds weichend, Epirus verließ und in Rom und Venedig Hilfe suchte. Nicht vergeblich soll dieses Suchen gewesen seyn: er bekam Geld und Truppen; aber ehe er wieder nach Epirus zurückkehren konnte, starb er auf der venetianischen Insel Lissa, Dalmatien gegenüber, den 17. Jan. 1466, drei und sechzig Jahre alt.

Aber wenn er auch zuletzt in dem Kampfe gegen die Türken unterlag, so bleibt ihm doch der Ruhm, daß er ausserordentliche Kühnheit und siegreiche Kraft gegen sie bewährte. Freilich wurde er dabei unterstützt durch die anderweitigen Händel, in welche die Türken zu gleicher Zeit verwickelt wa-

waren, durch die Lage und Beschaffenheit seines Landes, durch den kriegerischen Geist seines Volkes und durch den Beistand, den er von Venedig, von einigen benachbarten Fürsten und von kühnen Abenteurern erhielt; allein wie schon dieß für die Größe seiner Thaten spricht, daß ihm solcher Beistand zu Theil wurde, so zeugt es auch von Geistesstärke, daß er die Umstände, die ihm nützlich seyn konnten, so gut zu benutzen wußte. So oft die Feinde sich näherten, schickte er Weiber, Kinder und Greise auf die nahen Inseln, Vieh und Lebensvorrath ward in die festen Plätze gebracht, und Feuerzeichen verkündigten seinen Schaaren, wohin sie sich zu begeben hätten. Dann brach er unerwartet aus Bergschluchten und Wäldern hervor, und überraschte, erschöpfte oder vernichtete die Feinde. Er selbst leuchtete seinen Kriegern voran durch Muth in der Gefahr, durch Schnelligkeit im Entschließen, durch Beharrlichkeit im Ausführen. Nie scheuete er das größte Gewühl der Gefahr; auf zwei bis dreitausend Türken soll er mit eigner Faust getödtet, mehrmals soll er mit seinen gewaltigen Hieben seine Gegner gespalten haben. Als er einst in Amuraths Lager eindrang, hatte ihn die Hitze des Kampfes zuweit von seinem Heere mitten unter die Türken geführt; schon gab ihn sein Feldherr Moses verloren; er aber schlug sich mit den Wenigen, die um ihn waren, durch das Heer der

Tür-

Türken und kam glücklich wieder zu den Seinigen. — Erst nach seinem Tode fiel sein Land in die Hände der Türken, und als diese auch in Lissa eingedrungen waren, bemächtigten sie sich seiner Gebeine, ließen sie in Gold und Silber einfassen und trugen sie als Schutz- und Trutzmittel an sich, — ein Zeugniß seiner Heldenthaten, und ein Beweis der Achtung, die er durch sie selbst bei seinen Feinden errungen hatte.

XXXVI.

Götz von Berlichingen und Peter Bayard.

Gleichsam als die letzten Ritter nach altem Gepräge sind Berlichingen und Bayard zu betrachten. Beide, ausgezeichnet durch Heldenmuth und Treuherzigkeit, lebten fast zu gleicher Zeit, am Ausgang des funfzehnten und zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Der Zeit nach, in welche ihre wichtigsten Thaten fallen, könnte man sie eher zur folgenden als zur gegenwärtigen Periode rechnen; aber ihrer Bildung nach gehören sie zum Schlusse des Mittelalters, und deshalb soll auch hier von ihnen geredet werden.

Das Leben Götz'ens (oder Gottfrieds) von Berlichingen ist uns zum Theil durch ihn selbst bekannt. Auf Bitten seiner Freunde und zur Rechtfertigung seines Wandels beschrieb er noch im hohen Greisenalter, "als ein alter, erlebter und betagter Mann" (S. 176), unter der Regierung Kaisers Ferdinand I. (S. 149 und 171), also seit dem Jahre 1558, die Abenteuer und Gefährlichkeiten, die er in der Zeit seines Ritterlebens bestanden hatte*). Wichtig kann man diese Lebensbeschreibung nennen, als ein Abbild der Wildheit des räuberischen Faustrechts und der Beschaffenheit ehrlicher und unehrlicher Fehden; aber anziehend ist sie nicht, vielmehr höchst ermüdend und langweilig. Es fehlt ihr an Klarheit und Vollständigkeit, die Schreibart ist verworren, oft fängt der Ritter einen Satz an, ohne ihn zu endigen, oft verliert er sich, nach Art geschwätziger Alten, aus einer Erzählung in die andere, stellt, was später folgen sollte, voraus und läßt es häufig an genauen Orts-

und

*) Zum ersten Male erschien die "Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, zugenannt mit der eisernen Hand." — zum Drucke befördert durch Verono Frank von Steigerwald, Nürnberg 1731. In unseren Tagen haben die Herren Gustav Büsching und Friedr. Heinr. von Hagen, Breslau 1813, einen neuen Abdruck derselben veranstaltet. Auf diese Ausgabe beziehen sich die obenstehenden Seitenzahlen, weil dieselbe jetzt in mehreren Händen ist als jene veraltete.

und Zeitangaben fehlen*). Doch bleibt es immer merkwürdig, daß er, ein Ritter, der nur ein Jahr lang die Schule besuchte (S. 4.) und fast immer in Fehden lag, auf den Gedanken gerieth, sein Leben zu beschreiben, und man kann es als ein Zeichen der Rastlosigkeit seines Geistes und seines lebendigen Gefühls für Rittterehre ansehen, daß er da, wo Alter und Widerwärtigkeiten von Kriegsthaten ihn zurückhielten, mit der Aufzeichnung seiner Thaten sich beschäftigte, um seine Feinde zu beschämen und sich vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Das Jahr seiner Geburt ist nicht genau bekannt: er selbst gibt es nicht an; da er aber bei Erwähnung des Schweizerkriegs, der 1499 anhob, äussert, er sey damals ein Junker von 17 oder 18 Jahren gewesen, und da ferner auf seinem Grabstein zu Schönthal zu lesen ist, er sey im Jahre 1562 etliche und achtzig Jahre alt gestorben: so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er ums Jahr 1480 oder 1481 geboren wurde. Sein Vater war Kilian von Berlichingen, Herr zu Hornberg und Jaxthausen im Wirtembergischen, seine Mutter eine geborne von Thüngen. Als Knappe diente er zuerst seinem Vetter, dem Ritter Konrad von

*) Er selbst schreibt (S. 93): "Ich habe so viele Sträuße (Kämpfe) gehabt, daß ich irrig bin und es zum Theil vergessen habe."

von Berlichingen, mit dem er seinen ersten großen Ritt auf den Reichstag zu Worms machte (1495); dann dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Onolsbach in Franken, mit dem er für Kaiser Maximilian I. nach Burgund, Lothringen und Brabant zog (1497). Im Jahr 1500 that er, wie er (S. 23) schreibt, "den Harnisch an", d. h. er zog nun als Ritter auf eigene Abenteuer aus*), bald um Freunden zu dienen bei ihren Angriffen oder Gefährlichkeiten, bald um Bedrückten Recht zu schaffen, bald um eigene Feinde zu züchtigen und ihnen Güter und Schätze abzujagen. Seine Fehden aber waren alle nur von kurzer Dauer. "Ich bin", schreibt er S. 82, "gegen alle meine "Feinde, gegen die ich Fehde gehabt, allewege mit "Gottes Gnaden und Hilfe bald zur Ruhe und "Frieden gekommen, und weiß keine Fehd' oder "Feindschaft so ich gehabt, sie sey klein oder groß, "die über zwei Jahre gewährt hätte, und etwan "nicht also lang." — Ermüdend und doch nicht belehrend wäre es, alle Fehden, die er aufgezeichnet hat, hier wieder zu erzählen: die meisten derselben sehen einander ganz ähnlich. Wir reden daher nur von denjenigen, die für ihn die erheblichsten waren.

Bei

*) Von einer feierlichen Aufnahme unter die Ritter, wie wir sie oben (hist. Bilders. Bd. IV. Th. I, S. 498) geschildert haben, ist hier nicht die Rede.

Bei dem Kriege, der nach dem Tode Georgs des Reichen, Herzogs von Baiern-Landshut (1. Dec. 1503), zwischen dessen Schwiegersohn, dem Pfalzgrafen Ruprecht, und dessen Vettern, Albrecht und Wolfgang, Herzogen zu München, um die reiche Hinterlassenschaft des Verstorbenen entstand (1504), war Götz auf die Seite der letzteren gezogen worden. Unter vielen Scharmützeln rückte er bis vor Landshut; aber hier wurde er schwer verwundet. Durch eine Feldschlange der Nürnberger wurde sein linker Arm zerschmettert, so daß die Hand nur noch an der Haut hing. Er wurde darauf nach Landshut gebracht und von denen, gegen die er gekämpft hatte, mit Sorglichkeit gepflegt. Aber er hatte große Schmerzen zu bestehen; die Hand wurde ihm abgelöset; er lag auf sieben Monate (vom 25. Jul. 1504 bis Fastnacht 1505) krank darnieder und war tief bekümmert, daß er hinfort zu einem Kriegsmann untauglich seyn würde. Da kam er auf den Gedanken, sich eine eiserne Hand machen zu lassen, die er von nun an als die eigene brauchte, und wovon er den Beinamen "mit der eisernen Hand" erhielt.

Im Jahr 1513 kündigte er den Nürnbergern Fehde an, weil sie einen seiner Freunde gefangen und einen seiner Knechte verwundet hatten. Er that ihnen großen Abbruch, indem er zu Lande und

am Mainstrom ihren Kaufleuten auflauerte und sich mehrmals der Waaren bemächtigte, die diese nach Frankfurt zu fahren suchten. Die Nürnberger verklagten ihn deshalb bei dem Kaiser; dieser sprach über ihn und seinen Bruder die Acht, und er mußte eine große Geldsumme als Buße erlegen. — Als Herzog Ulrich von Wirtemberg zufolge seiner Händel mit der Stadt Reutlingen, gleich nach dem Tode Kaisers Maximilians I. (1519), von dem schwäbischen Bunde vertrieben wurde, gerieth Göz, der ihm beistand, abermals in Unglück. Er wurde zu Meckmühl an der Jaxt ergriffen und nach Heilbronn gebracht, wo er viertehalb Jahre gefangen saß. Er hätte früher loskommen können, wenn er, wie von ihm verlangt wurde, Urfehde geschworen, d. h. eidlich versichert hätte, allen Fehden abzusagen und Frieden zu halten. Aber das wollte er nicht. Er sollte darauf in den Thurm geworfen werden; allein seine Freunde, Franz von Sickingen und Georg Freunsberg, bewirkten durch Unterhandlungen und Drohungen, daß er ritterliches Gefängniß bekam, und am 4. Oct. 1522 gab ihm der schwäbische Bund die Freiheit gegen das Versprechen, 2000 Gulden zu zahlen für die Knechte, die ihn gefangen hatten, und weder seine Gefangenschaft, noch was sich während derselben begeben hatte zu rächen.

Am

Am schlimmsten für ihn wurde der Bauernkrieg, der sich 1525 in Schwaben erhob. Er war gegen das Beginnen der Bauern, und gern wäre er auf Seiten des Kurfürsten von der Pfalz getreten, aber er wartete vergebens auf Verhaltungsbefehle; der Brief des Kurfürsten an ihn wurde ihm unterschlagen. Indessen ließen ihn die Bauern auffordern, er möchte zu ihnen kommen, weil sie etwas mit ihm zu verhandeln hätten. Scheuend die wilde Wuth der furchtbar gewordenen Bauern und seinem eigenen Gesinde mißtrauend, folgte er dieser Aufforderung. Da verlangten die Bauern von ihm, er sollte ihr Hauptmann werden. Anfangs sträubte er sich gegen dieses Ansinnen: er hielt es seiner Ehre und Pflicht zuwider, und glaubte es bei Gott und dem Reiche nicht verantworten zu können, wenn er, ein Edelmann, mit rebellischen Bauern sich vereinigte; doch endlich gab er den Bitten selbst vieler vom Adel nach, die ihm vorstellten, er könne viel Unheil verhüten, wenn er an die Spitze der Bauern sich stellte. Er nahm auf einen Monat die Hauptmannsstelle an, aber nur mit der Bedingung, daß die Bauern gegen ihre Obrigkeiten, wie es frommen und gehorsamen Unterthanen gebühre, sich verhalten und auch keines Fürsten oder Edelmanns Haus brennen und beschädigen sollten. Doch diese Bedingung wurde nicht erfüllt. Die Bauern waren über seine Forderung aufgebracht,

sie

sie setzten ihr tolles, meuchelmörderisches Wesen fort und droheten ihm, wenn er widerstrebe, den Tod. Seine Hauptmannschaft währte daher nicht über acht Tage; doch blieb er, wie er gelobt und geschworen hatte, vier Wochen lang bei den Bauern. Dabei verhielt er sich als ein redlicher Mann, entwendete niemandem das Geringste, verhütete, wo er nur konnte, Raub und Mordbrennerei; kurz, er lebte mit Ehren mitten unter ehrlosen Bauern. Aber sein guter Ruf hatte durch seine Verbindung mit ihnen gelitten; der schwäbische Bund stellte ihm nach; er wurde zu Augsburg ergriffen und daselbst auf einen Thurm gefangen gesetzt. Während dieser Gefangenschaft beschrieb er mit eigner Hand, um sich zu rechtfertigen, sein Verfahren in dem Bauernkrieg. Erst nach zwei Jahren wurde er entlassen (1530). Dabei mußte er versprechen, alle Kosten, die seine Gefangenhaltung verursacht hatte, zu bezahlen, sich gleich nach seiner Befreiung auf sein Schloß Hornberg zu begeben, die Markungen desselben nicht zu überschreiten und keine Nacht ausserhalb desselben zu bleiben; ferner sich dem zu fügen, was die Bischöfe von Mainz und Würzburg an ihn zu fordern haben würden, bei Strafe von 25,000 fl. sich an keinem Mitgliede des schwäbischen Bundes zu rächen, und sechzehn Bürgen zu stellen, die für ihn gut sagten. Er leistete diese Versprechungen und hielt sie. Sechzehn Jahre lang

lang lebte er ruhig auf seinem Schlosse Hornberg, die beschworene Urfehde genau beobachtend. Späterhin zog er in Diensten des Kaisers nach Wien gegen die Türken, die er aber nicht erreichte, dann nach Frankreich (1544), wo aber, wie er andeutet (S. 171), mehr gesengt und gebrennt als gekämpft und gesiegt wurde. — Die letzten Tage seines hohen Alters scheint er in Ruhe auf seinem Schlosse Hornberg verlebt zu haben. Daselbst starb er am 23. Jul. 1562, und im Kloster Schönthal wurde er neben seinen Vätern begraben.

Nach unseren Ueberzeugungen von dem Werthe gesetzlicher Ordnung und der Achtung des Eigenthums Andrer glich sein Thun und Treiben dem Thun und Treiben des Räuberhauptmanns. Doch anders waren die Ueberzeugungen, die ihn belebten. Zwar war schon zu seiner Zeit (seit dem Jahre 1495) der ewige Landfriede und das Reichskammergericht aufgestellt worden; aber der Geist des Faustrechts hatte die deutschen Ritter zu lange und zu tief ergriffen, als daß sich die Kraftvolleren unter ihnen sogleich von demselben lossagen konnten. Gewohnt, sich und Andern mit dem Schwerte Recht zu schaffen, und Fehden für ehrlich halteud, sobald nur selbige gehörig angesagt waren, sahen sie den ewigen Landfrieden als eine Beschränkung ihrer hergebrachten Freiheiten und die

die Förmlichkeiten des Reichsgerichts als Verdrehungen des Rechts an. Auch Götz von Berlichingen war von solchen Vorstellungen ergriffen. Er hielt darum für recht und erlaubt, zu dem Schwerte zu greifen, wenn er seine und seiner Freunde Rechte gekränkt sah, und dann ihren und seinen Feinden so viel Schaden zuzufügen, als er vermochte; und da er sich bewußt war, hierbei alles das zu thun, was Ritterehre (ihm das Höchste!) gebot, so glaubte er troß der Unordnungen und Räubereien, die er veranlaßte, auf Achtung Anspruch machen zu können. — Loben müssen wir ihn, daß er ganz das war, was er seyn wollte, nemlich ein tapfrer und redlich gesinnter Ritter, muthig und rastlos thätig im Kampfe, besonnen und gelassen im Unglück, treu und pünktlich im Worthalten, und hilfreich und dienstfertig gegen Andere; aber doch können wir ihn nicht für einen großen Mann und verdienstvollen Deutschen halten, da er mehr an sich als an das Vaterland dachte und der Aufbildung Deutschlands durch gesetzliche Ordnung mehr entgegen als förderlich war.

Weit höher, als er, an uneigennütziger Vaterlandsliebe und an welthistorischer Wichtigkeit steht der französische Ritter Peter Bayard, geboren im Jahre 1476 auf dem Schlosse Bayard unweit Gre-

Grenoble, der Sprößling ruhmvoller Ahnen, deren tapfre Thaten ihm Vorbild und Antrieb wurden*).

Schon in seinem Knabenalter erwarb er sich, wie durch sein Betragen, so auch durch seine Geschicklichkeit zu allen ritterlichen Uebungen Beifall und Liebe. Seit seinem dreizehnten Jahre diente er als Page zuerst dem Herzog von Savoyen, dann, von diesem dem König von Frankreich übergeben, dem Prinzen von Ligny, der ihn in seinem siebzehnten Jahre des Pagendienstes entließ und unter seine Ritter aufnahm. Im Jahr 1494 folgte er dem französischen Heere, das Karl VIII. zur Eroberung Neapels nach Italien führte**), und auf dem Rückzug, den dieser König bald darauf antreten mußte, zeichnete er sich in der Schlacht bei Fornovo (6. Jul. 1495) so rühmlich aus, daß ihm Karl VIII. ein Geschenk von 500 fl. überreichen ließ.

Im Jahre 1499 kam er, als Ludwig XII., seit 1498 Karls VIII. Nachfolger, Mailand zu erobern

*) Das Leben Bayard's ist von seinem Schreiber Jacques de Mailles geschildert: Histoire du Chevalier Bayard par son loyal serviteur. Grenoble 1651. Einen gehaltvollen Auszug daraus enthält der "Wintergarten von St. Schütze. 3r Band, S. 291—403. Frankfurt a. M. 1819.

**) Diese und die folgenden Begebenheiten, an denen Bayard Theil nahm, sind oben (hist. Bildersf. Bd. IV, Th. I, S. 249—266) im Zusammenhange erzählt.

obern suchte, abermals nach Italien. Das Unternehmen gelang. Ludwig Moro, Herzog von Mailand wurde vertrieben, und die Franzosen bemächtigten sich Mailands. Aber bald kam der Vertriebene zurück, und der Kampf erneuerte sich. Jetzt wurde Bayard, der in der Zwischenzeit der Ruhe am Hofe zu Savoyen durch ritterliche Gesinnungen und Thaten sich Ruhm erworben hatte, von einem Unfall betroffen. Indem er mit kühnem Muthe einen geschlagenen Haufen bis nach Mailand verfolgte, wurde er hier von der Uebermacht umringt und gefangen. Aber die Tapferkeit, die er bei diesem Unfall, so wie das würdevolle Betragen, das er als Gefangener bewies, gewann ihm die Achtung des Herzogs. Ohne Lösegeld gab ihm dieser die Freiheit, ja auch Streitroß und Waffen zurück.

Nicht minder ritterlich bewies er sich auf dem Zuge der Franzosen nach Neapel (1501). Hier kämpfte er auf Leben und Tod gegen einen spanischen Ritter, der seiner unbefleckten Ritterehre geschmähet hatte. Er siegte und zeigte sich nun eben so großmüthig nach dem Kampfe als tapfer während desselben. Weiterhin rettete er die französische Armee von einem gefährlichen Ueberfall, indem er lange Zeit, allein und mit ausdauerndem Muthe eine Brücke über den Garigliano gegen die Spanier vertheidigte. Auch bewies er in eben diesem

Kriege,

Kriege, wie fremd ihm Geldgier und Eigennützigkeit war. Einst hatte er einen Schatz von 15,000 Ducaten den Spaniern abgenommen; aber, ohne nur einen Heller davon für sich zu behalten, vertheilte er dieses Geld unter seine Kriegsgesellen. Und solche Erhebung über den persönlichen Vortheil, immer das Zeichen wahrer Größe, bewies er noch öfters. Bei der Erstürmung von Brescia (18. Febr. 1512), wo er seine Gensdarmes zu Fuße anführte, wurde er in den obern Theil des Schenkels gefährlich verwundet. Zwei seiner Leute trugen ihn aus dem Gefechte und dann, als Brescia erobert war, in eines der stattlichsten Häuser daselbst. Dieß Haus gehörte einem reichen Edelmann; aber dieser war entflohen; nur seine Gemahlin war mit ihren zwo erwachsenen Töchtern zurückgeblieben. Sie befand sich in großen Aengsten. Doch Bayard nahm sich ihrer an und rettete sie vor Plünderung und Mißhandlung. Als ihm darauf die Edelfrau voll freudiger Dankbarkeit ein ansehnliches Geldgeschenk überreichte, so nahm er es zwar an, weil er es, ohne sie z kränken, nicht zurückweisen konnte, gab es aber sogleich den Töchtern als einen Beitrag zu ihrer Ausstattung.

Als beständiger Theilnehmer an allen damaligen Kriegszügen der Franzosen, trat er, von seiner Verwundung wieder genesen, aufs neue wieder

in

in die Schlachtreihen der Franzosen und half ihnen den Sieg bei Ravenna (14. April 1512) erringen, der ihrem tapfern Anführer Gaston de Foix das Leben kostete. Darauf zog er sich mit ihnen, da ihr eigenes Vaterland bedroht wurde, nach Frankreich zurück. Auf diesem Rückzuge wurde er, da er eine Brücke bei Pavia vertheidigte, aufs neue verwundet, und als er darauf zu seiner Wiederherstellung nach Grenoble gebracht worden war, ergriff ihn ein bösartiges Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte. Da entstand um ihn lautes Wehklagen, und viele Gebete erhoben sich für ihn zum Himmel; denn wer ihn kannte, liebte ihn wegen seines Heldenmuths und seiner Menschenfreundlichkeit. Und der Himmel erhörte diese Gebete! Er genaß, gleichsam um nun zu zeigen, daß er auch den schwersten und glorreichsten Sieg, den Sieg über sich selbst, erringen könne. Als Lebenskraft und Lebensfreude in ihn zurückgekehrt war, ward ihm auf sein Verlangen von einem seiner Diener ein schönes Mädchen ins Schlafgemach geführt. Er erglühete bei ihrem Anblick; als aber das Mädchen sich ihm zu Füßen warf, ihm mit heißen Thränen bekannte, daß ihre Mutter aus Armuth sie gezwungen habe, hierher zu kommen, und ihn flehentlich bat, sie nicht zu entehren: so ward er tief gerührt. Von edleren Empfindungen durchdrungen, rief er aus: "Nein, so niedrig denkt Bayard nicht,

nicht, daß er dir, liebes Kind, deine Unschuld rauben sollte!" Und sogleich hüllte er sie in seinen Mantel und führte sie zu einer seiner Verwandten, wo sie die Nacht über bleiben sollte. Am andern Morgen aber ließ er die Mutter des Mädchens zu sich kommen, machte ihr gerechte Vorwürfe über ihr unmütterliches Betragen und gab Geld, daß sich das Mädchen an einen Mann, der sie liebte, verheurathen konnte.

Aufs neue erschien er nun in den Kriegen, die Frankreich in den letzten Tagen Ludwigs XII. gegen Spanien, England, Oestreich und die Schweiz zu führen hatte, und aufs neue bewährte sich sein Heldenmuth und der Ruhm, den er sich dadurch erwarb. In der für Frankreich unglücklichen Schlacht bei Guingate (17. Aug. 1513) gerieth er mit mehreren Rittern in Gefangenschaft; aber aus Achtung seiner Tapferkeit erhielt er bald und ohne Lösegeld die Freiheit. — Nach dem Tode Ludwigs XII. (1. Jan. 1515) zog er mit dessen Nachfolger Franz I. nach Italien und kämpfte in der Riesenschlacht von Marignano (14. und 15. Sept. 1515), die den Schweizern den Ruhm und die Selbsttäuschung der Unüberwindlichkeit entzog. Nach derselben verlangte König Franz, damals erst ein und zwanzig Jahre alt, voll Sinnes für Ritterehre und hocherfreut über diesen wichtigen Sieg, daß

Bayard,

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ihn noch auf dem Wahlplatze zum Ritter schlagen sollte. Bayard, eben so bescheiden als tapfer, suchte sich diesem Verlangen zu entziehen; aber vergebens! Der König ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder, worauf Bayard dessen Nacken nach Rittersitte mit der flachen Schwertklinge berührte, und dann das Schwert küßte mit einem Wonnegefühl, als habe er jetzt den schönsten Lohn seines ritterlichen Lebens erhalten.

Späterhin kämpfte er noch in dem ersten Krieg, den Franz I. mit Kaiser Karl V. seit 1521 führte. Ruhmvoll vertheidigte er sechs Wochen lang mit ungefähr tausend Mann das schwach befestigte Mezieres in der Champagne gegen die überlegene Macht, die Karl V. dahin gesendet hatte. Die beiden Anführer der Belagerung, Franz von Sickingen und der Graf von Nassau, mußten sich zurückziehen, und Bayard erhielt zur Belohnung seiner rühmlichen Tapferkeit von seinem König den Orden des heiligen Michael. Doch bald darauf war er unglücklich, aber nicht durch eigene sondern durch fremde Schuld. Unter dem Admiral Bonnivet, dem es weniger an Muth als an Feldherrnblick mangelte, war er 1523 nach Italien gezogen. Daselbst übertrug ihm Bonnivet die Besetzung des Dorfes Rebec unweit Mailand, ohne ihm doch die

dazu

dazu nöthige Mannschaft zu geben. Vergebens bat er um Verstärkung: Bonnivet hörte ihn nicht; und was er besorgt hatte, geschah. Er wurde zur Nachtzeit von dem spanischen Feldherrn Pescara überfallen und konnte nur mit Mühe und unter großen Verlusten sich zurückziehen. Im folgenden Winter litt das französische Heer an Hunger und ansteckenden Krankheiten, und sahe sich darum im Frühling 1524 zum Rückzug genöthiget. Aber Bonnivet leitete diesen Rückzug nicht mit gehöriger Umsicht. Die Spanier unter Pescara folgten ihm und bei dem Uebergang über die Sesia, unfern Romagnano, wurde er von ihnen angegriffen und sein Heer in Verwirrung gebracht. Verwundet übertrug er die weitere Anführung des Heeres dem tapfern Bayard. Bayard übernahm sie mit den Worten: "Es ist zwar spät; aber meine Seele gehört Gott und mein Leben dem Staate!" Aber während er nun mit längstbewährter Tapferkeit die andringenden Feinde zurückhielt, wurde er tödtlich verwundet. Jetzt ließ er sich von seinem Stallmeister unter einen Baum niedersetzen mit dem Gesichte gegen die Feinde und bereitete sich zum Sterben. Sein Schwert mit dem kreuzförmigen Griff galt ihm als Crucifix; er küßte es mit Inbrunst, beichtete seinem Stallmeister, und übertrug ihm Grüße an den König, an die Prinzen und an den Adel von Frankreich. Das Ge-

tüm-

tümmel der Schlacht tobte neben ihn hin; Freunde und Feinde kamen vorüber, aber wer ihn sah, bezeigte ihm Achtung. Die Spanier errichteten über ihm ein Zelt und brachten ihm einen Priester. Auch der Connetable von Bourbon, ein französischer Prinz, der aus Rache König und Vaterland verlassen und sich zu den Spaniern gewendet hatte, kam auf ihn zu und bedauerte ihn. Hochherzig erwiederte der Sterbende: "Bedauert mich nicht, "denn ich sterbe als ein rechtschaffener Mann; euch "aber bedauere ich, weil ich sehe, daß ihr wider "euren König, euer Vaterland und euern Eid die "Waffen führt." — Bald darauf starb er, am 14. April 1524, acht und vierzig Jahre alt, von Freunden und Feinden hochgeehrt und mit dem bleibenden Ruhme, als Held ohne Furcht und Tadel gelebt zu haben.

XXXVII.

XXXVII.

Franz Petrarca.

Unter allen Männern von Geist und Gelehrsamkeit, welche das vierzehnte Jahrhundert erzeugte, ragt Petrarca an Verdiensten, Einfluß und Ruhm weit hervor. Er stand gleichsam in dem Mittelpunkt aller litterärischen Erscheinungen seiner Zeit, ihn, den Dichter und Gelehrten, ehrten und bewunderten Fürsten und Gelehrte, und wie bis jetzt, seit länger als vier Jahrhunderten, so wird auch fernerhin von Geschlecht zu Geschlecht der Ruhm seines Namens sich verpflanzen. Billig ist es daher, daß auch hier der Gang seines Lebens und das Wesentliche seiner Verdienste wenigstens kürzlich dargestellt werde.

Franz Petrarca, der Sprößling einer florentinischen Familie, war den 20. Jul. 1304 zu Arezzo im Toscanischen geboren, keineswegs unter glänzenden Umständen. Sein Vater Petracco, ein geachteter Rechtskundiger, war in den Zeiten wilder Partheiungen aus Florenz vertrieben worden und durfte troß aller Versuche, die er deshalb wagte, nie wieder dahin zurückkehren. Er begab sich daher mit seiner Gattin und seinen Kindern

im Jahr 1313 von Pisa, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hatte, an den päbstlichen Hof zu Avignon und, weil ihm der Aufenthalt daselbst zu kostspielig war, (1315) nach Carpentras, einem kleinen Städtchen unweit Avignon. Aber je weniger äußere Glücksumstände dem jungen Petrarca *) zu Statten kamen, desto mehr begünstigten ihn, ausser einem empfehlenden Aeusseren, die herrlichsten Geistesgaben, ein scharfblickender Verstand, eine lebendige Phantasie und eine seelenvolle Zartheit der Empfindung. Er faßte daher ungemein schnell, was ihm gelehrt wurde, und las schon in seiner zarten Jugend die Werke des Cicero, die ihm sein Vater als Muster gerichtlicher Beredsamkeit anempfahl. Sein Vater wünschte, er sollte sich der Rechtswissenschaft widmen, und brachte ihn daher erst nach Montpellier, dann nach Bologna; und vier Jahre (1319 — 1323) hörte er dort und drei Jahre hier (1323 — 1326) die Vorträge der berühmtesten Rechtsgelehrten. Aber er konnte der Rechtswissenschaft keinen Geschmack abgewinnen und beschäftigte sich lieber mit den Rednern und Dichtern

*) „Der Name Petrarca", sagt Sismondi (Gesch. der ital. Freistaaten im Mittelalter (Thl. V. S. 289), „den der toscanische Dichter trug, war eine bloße Umwandelung des persönlichen Namens seines Vaters, Petracco oder Peter. Wahrscheinlich führte damals diese Familie noch keinen Namen, ein in diesem Jahrhunderte unter Plebejern nicht seltener Fall."

tern des römischen Alterthums. Einst hörte dieß sein Vater. Voll Unwillens hierüber eilte er zu ihm, und als er ihn beim Lesen der Alten überraschte, entriß er ihm deren Werke und warf sie, ohne auf seine Bitten und Thränen zu achten, ins Feuer. Nur den Virgil und Cicero ließ er ihm von allen Werken, die er mit großen Mühen und Kosten sich verschafft hatte.

Im Jahr 1326 verlor er seinen Vater, nachdem ihm schon ein Jahr früher (oder um dieselbe Zeit) seine Mutter gestorben war. Er verließ daher Bologna und reiste mit seinem Bruder Gerhard nach Avignon, um seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Mangel an äusseren Glücksgütern vermochte ihn und seinen Bruder in den geistlichen Stand zu treten; doch nahm er weder jetzt noch späterhin ein ihn fesselndes Amt an, sondern begnügte sich mit einer Pfründe, die ihm seinen Unterhalt verschaffte. Auch empfing er ausser der Tonsur keine höhere Weihe. Uebrigens lebte er nun gänzlich für Philosophie, Poesie, Beredsamkeit und Geschichte: die Schriften der Alten, in der Philosophie Cicero, Seneca, Plato (den er aus Uebersetzung kannte), in der Geschichte Livius, und in der Poesie vornehmlich Virgil und Horaz, waren seine Führer. Hatte er schon vorher durch seine hervorstrahlenden Gei-

stesgaben Aufmerksamkeit erregt, so bekam er jetzt immer mehr Freunde und Bewunderer durch sein unablässiges Streben nach allen, vorhandenen und zu seiner Zeit erreichbaren Kenntnissen. Am engsten aber und innigsten verband sich mit ihm Jacob Colonna, der ihn schon zu Bologna gesehen hatte, und durch den er mit dem angesehenen Hause der Colonna und mit vielen gebildeten und einflußreichen Männern seiner Zeit in nähere Verbindung kam.

So hatte er das drei und zwanzigste Jahr erreicht, als er die Frau kennen lernte, deren Schönheit und Tugend ihn zu den ergreifendsten Liedern begeisterte, und die eben so mit ihm, wie Heloise mit Abälard, zur Unsterblichkeit gehen wird. Es war am 6ten April 1327 in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon, wo er zum ersten Male diese Frau erblickte. Wer kennt nicht ihren Namen? — Aber so bekannt der Name Laura ist, so wenig wissen wir von ihrer Herkunft und ihren Schicksalen, und selbst dieß Wenige nicht mit ausgemachter Gewißheit. Nur mit Wahrscheinlichkeit hat man in neueren Zeiten angenommen, daß sie, eine Tochter des Ritters Adalbert, Herrn von Noves (einem Flecken in der Nähe von Avignon), ums Jahr 1307 geboren, seit zwei Jahren verheurathet und wahrscheinlich schon Mutter war, als Pe-

trarca zum ersten Male sie sah *). Petrarca bot alles auf, sie für sich zu gewinnen, bewies ihr zuvorkommende Gefälligkeiten, sagte ihr zärtliche Betheuerungen, besang sie in den schmelzendsten Tönen. Vergebens! Zwar mochte sie bei den Huldigungen, die er, der liebliche Dichter, in blühender Jugend und von einnehmender Bildung ihr darbrachte, nicht ungerührt bleiben; aber sie behauptete so viele Herrschaft über sich, daß sie ihre Gefühle nicht laut werden ließ. Zartheit und Züchtigkeit leitete ihr Betragen, und wie sie ihn, den Liebenden, wohl mit freundlichen Blicken und Worten zu beruhigen und zu erkräftigen suchte, wenn er dem Schmerze einer unbelohnten Liebe zu unterliegen schien, so führte sie auch den leidenschaftlichen zu seiner Pflicht zurück, wenn er die Schranken derselben zu durchbrechen gelüstete. Auf solche Weise veredelte sie seine Liebe allmählich dahin, daß er in ihr nur die Tugend und Schönheit und jede weibliche Vollkommenheit schwärmerisch bewunderte, daß er nur die Freude an ihr, und die Klagen der Sehnsucht nach ihr, aber nie einen unlautern Wunsch aussprach, kurz daß seine Liebe zu ihr eine Liebe im Geiste des Ritterthums wurde. — Wie wenig aber der Ritter, so wenig ward auch er durch

*) Die Nachrichten über Laura hat gesammelt und zusammengestellt Manso in seinen „Vermischten Schriften", Leipzig 1801. Thl. II. S. 4 — 38.

durch diese veredelte Liebe abgehalten, seiner Sinnlichkeit anderwärts Befriedigung zu verschaffen. Zum Beweis hiervon dient, daß ihm, noch während Laura lebte, zwei Kinder, ein Sohn Johann (1337) und eine Tochter Francisca (1343) geboren wurden. Und eben so wenig hielt ihn seine Liebe von wissenschaftlichen und ruhmbringenden Bestrebungen zurück. Wie früher, so fuhr er auch, seitdem Laura sein Herz gefesselt hatte, fort, gelehrte Arbeiten zu betreiben, sich mit der Welt und die Welt mit sich bekannt zu machen. Wißbegier, Ruhmsucht und jene Geistesunruhe, die sich bei Menschen voll lebendiger Phantasie gewöhnlich findet, ließ ihn selten an einem Orte oder bei einem Unternehmen ausharren.

Im Jahr 1330 reiste er mit seinem Freunde Jacob Colonna nach dessen bischöflichen Sitze zu Lombes, einer Stadt auf der Ostseite der Pyrenäen. Aber schon im Winter dieses Jahres war er wieder in Avignon, wo er in dem Hause der Colonna als ein Glied der Familie lebte. Im Jahre 1331 reiste er, vornehmlich um seine Welt- und Menschenkenntniß zu vermehren, nach Paris und von da nach den Niederlanden und in einige deutsche Städte, als Lüttich, Aachen, Cöln. Nach acht Monaten kam er nach Avignon zurück. Drei Jahre (1332 — 1335) lebte er nun daselbst seiner

ner Liebe und seinen Studien; da ergriff ihn aufs neue die Reiselust. Er reiste (1335) nach Rom. Schon lange hatte er sich den Anblick dieser ihm ehrwürdigen Stadt gewünscht, jetzt fand dieser Wunsch Befriedigung. Er sah die Ueberreste der alten Roma, fand sie herrlicher und lehrreicher, als er erwartet hatte, und ward durch sie in seiner Liebe für das Alterthum befeuert. Von Rom aus unternahm er eine Seereise bis nach England, von der er im Sommer 1336 nach Avignon zurückkam. Aber nun wollte es ihm in dem Geräusche dieser wilden Stadt nicht gefallen: nach langem Umherschwärmen sehnte er sich in die Einsamkeit. Er begab sich daher in das durch ihn merkwürdig gewordne Thal Vaucluse (Vallis clausa), einige Meilen ostwärts von Avignon.

Schon in seinem Knabenalter hatte er dieses stille freundliche Thal, über welches die Natur alle ihre Lieblichkeit und Erhabenheit ausgegossen zu haben scheint, liebgewonnen; noch werther war es ihm in seinen Jünglingsjahren darum geworden, weil er hier Gelegenheit hatte, seine geliebte Laura öfters zu sehen und ungestört seinen Empfindungen und ernsten Studien nachzuhängen; und jetzt beschloß er, sich gänzlich daselbst niederzulassen. Er kaufte also daselbst sich an, richtete sich, am Abhange eines, vom Flüßchen Sorgue bespülten

Hü=

Hügels eine anständige Wohnung ein und ließ alle seine Bücher dahin bringen. Nur zwei Diener waren um ihn, selten bekam er Besuch, nichts störte ihn. Und er nützte diese ihn erfreuende Muße, um die Werke, die ihm sein Genius eingab, zu entwerfen oder zu vollenden. Lange Zeit beschäftigt mit der römischen Geschichte, faßte er hier den Gedanken, den zweiten punischen Krieg oder seinen Lieblingshelden Scipio Africanus in einem lateinischen Epos, das er Africa nannte, darzustellen. Wirklich brachte er auch einen großen Theil dieses Gedichts, von dem er sich den höchsten Dichterruhm versprach, unter rastlosen Anstrengungen zu Stande, und bald wurde mit großen Erwartungen von selbigem geredet; aber er verlor allmählich die Lust zu dieser Arbeit und hinterließ sie unvollendet. Auch war es seine Bestimmung nicht, auf immer in diesem Thale zu bleiben. Eine hohe Ehrenbezeigung war ihm beschieden, die ihn nach vier Jahren auf den Schauplatz der Welt zurückrief.

Während er in seiner Einsamkeit zu Vaucluse lebte, erhielt er am Morgen des 23sten August 1340 ein Schreiben von dem Senate zu Rom und am Abend desselbigen Tages ein Schreiben von dem Kanzler der Universität zu Paris, und wie ihn jenes aufforderte, sich nach Rom zu verfügen, um auf dem Capitolio mit der Lorbeerkrone ge-

schmückt

schmückt zu werden, so berief ihn dieses nach Paris, um dort gleiche Ehre zu empfangen. Er war hoch erfreut über solche Einladungen, die seiner Ruhmbegierde die herrlichste Befriedigung verhießen, und nach kurzem Bedenken, welche er vorziehen sollte, entschied er sich für Rom. Um aber vorher seine Würdigkeit darzuthun, beschloß er, einer feierlichen Prüfung sich zu unterwerfen. Er schiffte daher im Februar 1341 von Marseille nach Neapel zu dem gelehrtesten König damaliger Zeit. Hier wurde er auf das Ehrenvolleste empfangen und nach dreitägiger Prüfung vom König Robert nicht nur des Lorbeers für würdig erklärt, sondern auch mit vielen Zeichen der wohlwollendsten Gesinnungen überhäuft. Darauf begab er sich nach Rom, wo er am ersten Ostertage (8. April 1341) unter vielen Feierlichkeiten auf dem Capitolio gekrönt wurde. Sein Freund, der Senator Graf Orso d'Anguillara, setzte ihm mit den Worten: „die Krone lohnt der Vortrefflichkeit!" den Lorbeerkranz auf, alles Volk wünschte Segen ihm und dem Capitolio, und er selbst rief dreimal Heil dem römischen Volke, dem Senator und der Freiheit, und sprach das Lob der Helden der römischen Vorzeit in einem Sonette aus. Von dem Capitolio zog er dann wie im Triumphe nach der Peterskirche, wo er den empfangenen Kranz als ein Weihgeschenk an einer Säule aufhing.

Diese

Diese Krönung Petrarca's, eine Andeutung der höchsten Dichterehre, verherrlichte seinen Ruhm und erweiterte seine Wirksamkeit. Er stand nun da als der erste Dichter seiner Zeit, in ihm war der Werth der Wissenschaften geehrt, auf ihn war die Achtung der Großen hingewendet, und die öffentliche Meinung erkannte ihn als einen Mann von so staunenswürdigen Kenntnissen, daß er eben so wohl Staatsangelegenheiten als wissenschaftliche Gegenstände beurtheilen und verhandeln könne. Er wurde daher vom Pabste, von Fürsten und von Städten zu wichtigen Staatsgeschäften gebraucht, und wie wechselnd früher sein Aufenthaltsort gewesen war, so wechselnd ward derselbe auch jetzt.

Von Rom begab er sich nach Parma (1341), von da nach Avignon (Febr. 1342), um den neuen Pabst Clemens VI. im Namen des römischen Volkes einzuladen, seinen Wohnsitz nach Rom zu verlegen. Der Pabst aber sendete ihn nach Neapel, um nach dem Tode Königs Robert (1343) die päbstlichen Lehnrechte über Neapel geltend zu machen. Allein er richtete bei dieser Sendung so wenig wie bei jener Einladung aus. Von Neapel kehrte er über Rom und Parma nach Avignon und Vaucluse zurück (1344); aber nur auf kurze Zeit. Denn bald darauf war er wieder auf Bitten seiner Freunde in Parma und Verona, dann (Dec. 1344) in

in Avignon. Gern hätte ihn der Pabst auf immer an den päbstlichen Hof geknüpft: er trug ihm daher wichtige Aemter an; Petrarca aber lehnte alle solche Anträge ab: die glänzendsten Würden, die er leicht hätte erhalten können, galten ihm nichts gegen ein freies, den Wissenschaften gewidmetes Leben. Das Unternehmen des Cola Rienzi, der, während die Päbste in Avignon regierten, unter dem Vorgeben, die altrömische Freiheit zu erneuern, sich als Tribun an die Spitze der Römer gestellt hatte (1347), ergriff ihn: es schien ihm mit demselben die hohe Herrlichkeit der alten Roma zurückzukehren, und er säumte nicht, es zu empfehlen. Erst späterhin, als er sah, zu welchen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten es hingeführt hatte, erklärte er sich dagegen und, statt nach Rom zu gehen, wie er anfangs willens gewesen war, begab er sich nach Parma (1347) und von da nach mehrern Städten Italiens. Als er zu Verona war, traf ihn ein harter Schlag. Hier erfuhr er, daß seine Laura am 6ten April 1348 zu Avignon gestorben sey. Tiefer Schmerz ergriff ihn. Seit zwanzig Jahren war sie der Gegenstand seiner Verehrung und seiner Sehnsucht gewesen; nie hatte er aufgehört sie zu lieben; auch jetzt konnte er sich von ihrem Andenken nicht losreißen. Noch immer weihete er ihr die zärtlichsten Lieder, und war schon die Lebende als der Abglanz himmlischer Tugend

und

und Schönheit ihm erschienen, so erschien ihm nun die Abgeschiedene als eine verklärte Heilige, die ihn tröstete, wenn er weinte, und ihm winkte ihr zu folgen, wenn er voll schmerzvoller Sehnsucht zu ihr aufschauete.

Indessen war sein Schmerz nicht so groß, daß er nun den Geschäften und Studien, die seinen Ruhm bezeugten und vermehrten, entsagt hätte. Noch immer blieb er in Verbindung mit dem Pabste, mit den vornehmsten Städten Italiens, mit dem damaligen Kaiser Karl IV. und mit den angesehensten Gelehrten seiner Zeit; noch immer wurde er bald als Gesandter, bald als Friedensvermittler gebraucht, war bald in Italien, bald in Frankreich, einmal sogar in Deutschland, und zu verwundern ist, wie er unter diesem zerstreuenden Wechsel von Geschäften und Wohnsitzen so anhaltend und fruchtbringend gelehrte Arbeiten betreiben konnte.

Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens brachte er fast gänzlich in Italien hin, bald zu Mailand, bald zu Venedig, am meisten zu Padua, und überall mit hoher Achtung behandelt. Avignon, wo er unter dem Pabst Innorenz VI. für einen Zauberer gehalten wurde, und Vaucluse, wo er seine Laura nicht mehr fand, scheinen ihm verleidet worden zu seyn, und in Italien, seinem Vater-

lande,

lande, wünschte er zu sterben. Dieser Wunsch ward ihm im hohen Alter gewährt. Nahe bei Padua, in dem lieblichen Flecken Arqua am Abhange eines Hügels, der auf der einen Seite mit Gehölz, auf der andern mit Weinreben und Wiesengründen umgeben ist, hatte ihm Franz von Carrara ein Haus geschenkt. Daselbst lebte er (ungefähr seit 1370) in Gesellschaft seiner Tochter Francisca, ihres Gemahls de Brossano und eines wakkern Geistlichen. Alter und Kränklichkeit drückte seine Körperkräfte nieder, aber frei und thätig blieb sein Geist, noch immer mit gelehrten Arbeiten beschäftigt, und unter Lesen und Schreiben überraschte ihn der Tod. Am Morgen des 19ten Jul. 1374 fanden ihn seine Hausgenossen in seinem Arbeitszimmer über ein Buch hingebeugt. Er schien zu schlummern; aber sein Leben war dahin. Ein Schlagfluß hatte denselben in der vergangenen Nacht ein Ende gemacht. Darauf wurde er in der Kirche zu Arqua mit großem Gepränge, einem Zeichen der Verehrung, die er im Leben genossen hatte, begraben.

Und er hatte sie verdient, diese Verehrung! Denn groß sind die Verdienste, die er sich durch sein Streben und Wirken erworben hat.*) Schon als

*) Ausführlich sind die Verdienste Petrarca's geschildert von Herder (in den Briefen zur Beförderung der Humanität, s. dess.

als Dichter und Philosoph leistete er Vieles und Großes, indem er sein Wissen durch eine zahlreiche Menge von Schriften gemeinnützig machte, zur ächten Lebensweisheit ermunterte, Begeisterung für Poesie entzündete, zur Läuterung des Geschmacks hinführte und die italienische Sprache, die vor ihm nur wenig angebaut war, vervollkommnete und harmonisch bildete. Aber das Hauptverdienst seines Lebens und Strebens ist, daß er die Kenntniß des Alterthums wieder erweckte und dadurch die Wiederherstellung der Wissenschaften vorbereitete. Sein für alles Große und Schöne empfängliches Gemüth trieb ihn dazu. Schon als Knabe liebte er die Alten, sammelte ihre Werke und las sie mit rastlosem Eifer, ohne noch ihren innern Werth zu verstehen. Und in dieser Liebe zum Alterthum beharrte er sein ganzes Leben hindurch. Auf allen seinen Reisen und durch alle seine Verbindungen forschte er nach alten Handschriften, nach Münzen

und

s. dess. sämmtliche Werke, Bd. VII. S. 159 ff.); von Manso (Nachträge zu Sulzers Theorie rc. IV. B. 1. St. S. 148—246); von Bouterweck (Gesch. der Poesie u. Beredſ. Thl. I. S. 154 ff.); von Heeren (Gesch. des Studiums d. griech. u. röm. Litteratur, Thl. I. S. 258 ff.); und von Fernow (Franz Petrarca, dargestellt von Fernow. Nebst dem Leben des Dichters, herausgegeben von Ludwig Hain, Leipzig 1818), deren Werke mir hier zu Führern gedient haben. Die Mémoires pour la vie de François Petrarque par *l'Abbé de Sades*. Amsterd. 1764—1767, 3 Tom. enthalten nur eine reiche Materialiensammlung, aber keine anziehende Darstellung.

und andern Ueberbleibseln des Alterthums, wodurch er deren viele der Vergessenheit entriß. Aber bei diesem Sammlerfleiß ließ er es nicht bewenden; vielmehr führte er auch zum richtigen Gebrauch der gesammelten Schätze. Er zeigte nämlich, wie man den Geist des Alterthums eben so wohl aus den Denkmälern als aus den Schriften desselben erkennen, und wie man letztere nicht bloß um der Sprache willen, sondern noch weit mehr um den hohen Sinn derselben aufzufassen, zur Bildung des Geistes und Geschmackes studiren müsse. Er selbst hatte die Erfahrung gemacht, wie sehr durch unablässiges Lesen der Alten der Geschmack veredelt werde. — Zunächst und am meisten richtete er seinen Eifer für das Alterthum auf die römischen Schriftsteller: denn in seinen Jugendjahren war die Kenntniß des Griechischen in Italien fast wie ausgestorben; aber er erkannte auch den Werth des Griechischen und machte auf die Vortrefflichkeit der Griechen aufmerksam. Mittelst Uebersetzungen hatte er den Homer und Plato kennen gelernt, und noch in späteren Jahren seines Lebens, ungefähr ums Jahr 1342, lernte er von dem Mönche Barlaam aus Calabrien, der lange Zeit in Griechenland gelebt hatte, zu Avignon das Griechische. Je höher aber Petrarca in der öffentlichen Meinung stand, und je ausgebreiteter seine Verbindungen waren, um so mehr wirkte er durch Wort und

Bei=

Beispiel. Wie er, suchten nun auch Andre als Dichter und Alterthumsforscher zu glänzen; immer eifriger wurde das von ihm angeregte Sammeln alter Handschriften und Denkmäler betrieben, immer tiefer in die Kenntniß des Alterthums eingedrungen, und so den großen Bestrebungen der Mediceer, die einige Jahrzehnte nach ihm auftraten, vorgearbeitet. Mit Recht gebührt ihm also der Ruhm zur Fortbildung der Menschheit kräftig mitgewirkt zu haben.

XXXVIII.

Die Reformatoren vor Luther.

Jahrhunderte lang waren die Völker des Abendlandes im blinden Glauben dem gefolgt, was die Geistlichkeit verkündigte. Nur gegen die drückenden Anmaßungen, nicht gegen die Lehren derselben hatten sich bisweilen einzelne Stimmen unter ihnen erhoben. Allein da das Streben nach Licht und Wahrheit dem Menschen zu eigenthümlich ist, als daß es auch bei den größten Hindernissen von aussen völlig unterdrückt werden kann, da das Herrliche des Christenthums auch mitten aus den Verunstaltungen durch Menschensatzungen hervorschimmerte, und da die Bibel auch in den finstersten

Zeiten, wenigstens in Uebersetzungen und von Einzelnen gelesen wurde: so fing man nach und nach zu ahnen an, daß in der Kirche nicht alles so sey, wie es seyn sollte. Dieß war besonders der Fall, als mit den Zeiten der Kreuzzüge die Begriffe heller und das Nachdenken lebendiger wurde. Von nun an erhob sich ein Geist des Zweifelns, Prüfens und Forschens, der erst gegen das Aeußere der Kirche, gegen die Herrschaft der Geistlichen und den Ceremoniendienst, dann aber auch gegen das Innere oder die herrschenden Lehren gerichtet war. Hatte man vorher nichts von Religionssecten in den Abendländern gehört, so traten nun seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert nicht bloß einzelne Denker, sondern ganze Partheien oder Secten hervor, die der Pabstmacht widerstrebten und, um diese siegreich zu bekämpfen, auf die ursprünglichen Lehren des Christenthums und deren Quelle, die heilige Schrift, zurückgingen und so die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts vorbereiteten. Solche Männer und Secten, von denen hier ausführlich geredet werden soll, waren Arnold von Brescia, die Waldenser, Johann Wiklef und Johann Huß.

Einer der ersten, welcher das Pabstthum mit dem Feuereifer glühender Liebe für Recht und

Wahrheit angriff, war Arnold, gebürtig aus Brescia oder Brixen, geboren am Anfang des zwölften Jahrhunderts. Als Jüngling, voll Kraft und Feuer für alles Große, hatte er den tiefsinnigen Abälard zu Paris zum Lehrer gehabt und durch ihn zu hohen Ideen von der Kirche und wahrhaft christlichen Lehrern sich emporgeschwungen. Um so widerlicher war ihm die Entartung der Kirche und ihrer Lehrer, und um so stürmischer strebte er denselben entgegen, ohne der langsam, aber sicher wirkenden Kraft der Wahrheit Raum zu gestatten.

Kaum war er in seine Vaterstadt Brixen zurückgekehrt, so eiferte er gegen die Ausartung der Geistlichen, gegen ihren Stolz, ihre Ueppigkeit und Anmaßlichkeit. Die Quelle davon fand er in dem Uebermaß der Macht und Reichthümer der Geistlichen. Er behauptete daher, den Geistlichen gebühre weder Macht noch Reichthum, beides gehöre den weltlichen Fürsten, und nur dann werde es mit der Kirche besser werden, wenn die Kirche alle weltlichen Güter dem Staate zurückgebe, und die Geistlichen mit der Sorge für das Seelenheil, als ihrem Berufe, und mit freiwilligen Gaben oder Zehnten, als ihrem Einkommen, sich begnügten. Seine feurigen Reden machten ihn zu einem Manne des Volkes, aber regten auch den Haß der Geist-

lichkeit gegen ihn auf. Zwar konnte seine Sittlichkeit und Rechtgläubigkeit nicht in Anspruch genommen werden; aber seine Angriffe auf die Geistlichkeit galten als Ketzerei — wie damals alles, was dem Interesse des Pabstes und der Geistlichkeit entgegen war. Demnach verklagte ihn der Bischof von Brixen in Rom, und der damalige Pabst Innocenz II. erklärte ihn auf der Kirchenversammlung im Lateran 1139 für schuldig, gebot ihm Stillschweigen und verwies ihn aus Italien.

Er begab sich nach Frankreich (1140). Aber auch hier konnte er nicht lange bleiben. Denn da er seinen ehemaligen Lehrer Abälard gegen dessen Feinde lebhaft vertheidigte, wendete sich der Haß derselben gegen ihn, und auf die Klagen Bernhards, Abts von Clairvaux, befahl der Pabst, daß er in ein Kloster gefänglich eingeschlossen werden sollte. Er entging diesem Befehl durch eilige Flucht und fand in Zürch eine Freistätte (1141). Der Bischof von Costnitz, zu dessen Diöces Zürch gehörte, duldete ihn, und selbst der päbstliche Legat, Cardinal Guido von Castello, ein Freund Abälards, bezeugte ihm Achtung und Freundschaft. Er fuhr daher fort, in Zürch, so wie vormals in Brescia, seine Grundsätze über die Ausartung der Geistlichkeit und deren Abstellung vorzutragen.

Einige Jahre darauf erschien er in Rom, als die Römer, aus mehreren Gründen über die päbstliche Regierung entrüstet, die uralte Verfassung ihrer Stadt wieder herzustellen suchten, und deshalb das Capitol eingenommen, einen Senat angeordnet und an die Spitze desselben einen Patricius erwählt hatten (1143). Dieß Beginnen der Römer entsprach zu sehr den Ideen, von denen er erfüllt war, als daß er dazu schweigen konnte. Er trat daher unter ihnen auf, eiferte laut gegen die Herrschaft des Pabstes, sprach für das Vorhaben, die alte Verfassung des römischen Reiches wieder herzustellen, und bewog die Römer, den deutschen König Konrad III. zu bitten, den Sitz des Kaiserthums nach Rom zu verlegen. Zwar achtete Konrad nicht auf diese Bitten, aber doch konnten weder Pabst Lucius II. (1144), noch dessen Nachfolger Eugenius III. (1145 — 1153) und Anastasius IV. (1154) die Ruhe völlig wieder herstellen: Arnold blieb in Rom, geschützt von den Großen und geliebt von dem Volke. Erst dem Pabst Hadrian IV. (1154 — 1159) gelang es, diesen Feind des Pabstthums zu unterdrücken und das päbstliche Regiment in Rom wieder zu befestigen. Er befahl dem Arnold sich zu entfernen, und als derselbe dennoch unter dem Schutze der Großen in Rom blieb, und einer der Cardinäle von einem Anhänger Arnolds auf öffentlicher Straße tödt-

tödtlich verwundet worden war: so verbot Hadrian allen Gottesdienst in Rom. Das Volk hierüber bekümmert (denn noch nie war Rom mit dem Interdicte belegt worden), nöthigte die Senatoren, sich mit dem Pabste wieder auszusöhnen, und ihm die Verbannung Arnolds und seines Anhangs zu versprechen. Nun mußte Arnold Rom verlassen. Als er auf der Flucht war, gelang es einem päbstlichen Legaten, ihn zu ergreifen; aber ein Graf von Campanien befreite ihn und führte ihn auf eines seiner Schlösser.

Bald darauf kam Kaiser Friedrich I. nach Italien (im Oct. 1154). Ihn baten die Gesandten des Pabstes um die Auslieferung Arnolds, und Friedrich versprach sie, sey es nun, weil er dem Pabste gelobt hatte, die römische Kirche zu schützen und ihm die Römer zu unterwerfen, oder weil er selbst den Arnold für einen Ketzer und Unruhestifter hielt, und es als Pflicht ansah, einen solchen den päbstlichen Gerichten zu übergeben. Kurz, er nöthigte den Grafen von Campanien, den Arnold auszuliefern, und übergab ihn dann dem Pabste. Hadrian aber ließ ihn (im Jun. 1155) aufhängen, seinen Leichnam verbrennen und die Asche in die Tiber werfen.

So starb Arnold! Den meisten seiner Zeitgenossen galt er als ein Ketzer und Aufrührer; aber

das

das Urtheil der Nachwelt hat ihn geehrt als einen Bekämpfer kirchlicher Ausartungen, und als einen muthvollen Vertheidiger christlicher Freiheit. Freilich konnte er das nicht bewirken, was späteren Jahrhunderten vorbehalten war; aber ihm gebührt der Ruhm, zur Erweckung des menschlichen Geistes das Seinige beigetragen, und Ideen angeregt zu haben, die nach und nach immer mehr ins Leben eintreten sollten.

Noch weiter als Arnold gingen die Waldenser, die bald nach seinem Tode im südlichen Frankreich sich erhoben. Denn wenn Arnold nur gegen die Macht und Reichthümer der Geistlichkeit und für christliche Freiheit eiferte, so drangen dagegen die Waldenser in das Innere der römischen Kirche ein, und weckten zu freieren Untersuchungen über den Urzustand des Christenthums und über die Ausartungen der damals herrschenden Kirche.

Wenn und wie die Waldenser entstanden sind, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Einige, namentlich die Schriftsteller der evangelischen Brüdergemeinde, haben ihren Ursprung aus den Tagen der Apostel hergeleitet; andre setzen ihn (mit größrer Glaubwürdigkeit) in das zwölfte Jahrhundert, und nennen einen Peter Waldus als

als den Stifter der Waldenser. Zu Lyon, sagen sie, lebte zwischen 1160 und 1180 ein Kaufmann oder reicher Bürger, Peter Waldus, der sich einige biblische Bücher, namentlich die Evangelien, und mehrere Schriften der ältesten Kirchenväter ins Französische übersetzen ließ. Das Lesen dieser Uebersetzungen führte ihn zu der Ueberzeugung, daß in der römischen Kirche nicht alles so sey, wie es seyn sollte, und diese Ueberzeugung zu dem Entschluß, gleich den Aposteln und ersten Christen zu leben und zu lehren. Er verkaufte daher seine Habe, vertheilte das dafür gewonnene Geld unter die Armen und lehrte öffentlich, was er von den Lehren Jesu und der Apostel wußte. Viele Männer und Weiber, besonders aus den niedern Ständen, sammelte er um sich; diese schickte er aus, das Evangelium weiter zu verkündigen und zu reineren Sitten zu ermahnen. Der Erzbischof von Lyon verbot ihm, als einem Laien, das Predigen und Erklären der heiligen Schrift; er aber des Glaubens, daß nach den Worten der Schrift, jeder Bruder den andern ermahnen, warnen und trösten solle, widersetzte sich diesem Verbot, äussernd, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Mehreres wird von ihm nicht erzählt, und man weiß nicht, wenn und wo er gestorben ist. Einige behaupten, er habe, flüchtig vor seinen Feinden, sich nach Böhmen gewendet, und daselbst sein Ende gefun-

gefunden. — Aber alle diese Nachrichten sind so unzulänglich und unbefriedigend, daß man an ihrer Aechtheit zu zweifeln versucht wird. Vielleicht sind sie nur als Sagen zu betrachten, die ihren Grund haben in der Gewohnheit, eine merkwürdige Erscheinung an einen bestimmten Urheber zu knüpfen; und vielleicht ist es richtiger, den Namen der Waldenser von den Thälern (Vaux oder Vallées), in denen sie sich aufhielten, als von einem Kaufmann Peter Waldus abzuleiten. Daß aber in dem südlichen Frankreich eine so merkwürdige Secte, als die Waldenser, auftrat, darf nicht befremden. Denn in dem südlichen Frankreich hatte sich seit den Zeiten der Römer ununterbrochen ein Schimmer der Cultur und eine regsame Geistesthätigkeit erhalten. Dafür spricht schon die dort frühzeitig erwachte Liebe zur Poesie, und das bestätigen auch die verschiedenen Religionssecten, die sich vor und und nach den Waldensern daselbst erhoben, ohne daß man einen bestimmten Stifter derselben angeben kann.

Auch die Lehre der Waldenser läßt sich nicht genau angeben. Sie selbst haben keinen Inbegriff ihrer Lehre aufgestellt, da sie dieselbe nur mündlich auszubreiten suchten; man kennt sie nur aus den Anschuldigungen, die ihnen gemacht werden. Wie aber wahrscheinlich ist, daß sie nicht alles das lehr-

lehrten, was ihnen beigemessen wird, so ist es auch wahrscheinlich, daß sie sich in ihren Meinungen und Lehren nicht immer gleich blieben. Doch kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sie behaupteten: wahres Christenthum sey nicht aus den Traditionen, noch aus den Beschlüssen der Kirchenversammlungen, sondern aus der heiligen Schrift zu schöpfen, und die wahre christliche Kirche sey die, welche in Lehre und Verfassung der ersten am ähnlichsten komme. Sie verwarfen daher das Ansehn des Pabstes, den sie das Haupt der Irrthümer nannten, wollten nichts von reichen und müssigen Prälaten, nichts von Vorrechten der Geistlichkeit wissen. Nach ihrer Meinung sollte in der Kirche keiner größer seyn als der andre, weil Christus alle seine Schüler Brüder genannt habe, und jeder fromme Laie ein Priester seyn, weil die Apostel selbst Laien gewesen wären. Alle Lehren und Gebräuche der römischen Kirche, von welchen in der Bibel nichts vorkömmt, sahen sie als unchristlich an. Sie verwarfen daher die Lehre vom Ablaß und vom Fegfeuer, ferner die Seelenmessen, die Anrufungen der Heiligen, die Ehelosigkeit der Priester. Beim Predigen und Austheilen der Sacramente bedienten sie sich der Sprache ihres Landes.

Sehr schnell verbreitete sich ihre Lehre im südlichen Frankreich, und von dort aus über die Al-

pen

pen nach Italien und andrerseits über die Pyrenäen nach Spanien. Der Beifall des Volkes kam ihnen entgegen; sie selbst ließen es nicht an Lehreifer fehlen (sie meinten es darin den Aposteln gleich thun zu müssen), und während die Anmaßungen und Ausschweifungen der römischen Geistlichkeit sehr anstößig geworden waren, empfahlen sie sich durch ein unbescholtenes Betragen: Lug und Trug wurde von ihnen verabscheut, so wie Unmäßigkeit und Unkeuschheit, Habsucht und Herrschsucht.

Aber je mehr sie sich ausbreiteten, und je mehr sie der herrschenden Kirche entgegentraten, desto mehr wurden sie verfolgt. Schon daß sie als Laien sich erkühnten, öffentlich zu predigen und die Bibel zu erklären, wurde ihnen als Verbrechen angerechnet. Im Jahr 1184 belegte sie Pabst Lucius III. auf der Kirchenversammlung zu Verona, vornehmlich wegen ihres unberufenen Predigens mit dem Bann. Im Jahr 1199 befahl Innocenz III. dem Bischof von Metz die französische Uebersetzung biblischer Bücher, welche die Waldenser verbreitet hatten, zu unterdrücken, und im Jahr 1215 verdammte er auf einer Kirchenversammlung im Lateran die Waldenser als solche, die die sich des Lehramts widerrechtlich anmaßten. Als aber diese Verdammungen nichts fruchteten, als die Waldenser dem Ansehn und Einkommen der Geistlich-

lichkeit immer mehr Abbruch thaten, und von mächtigen Herren, namentlich von den Grafen von Foix und Toulouse geschützt wurden: so schien es dem Pabste nöthig, ernstlichere Maßregeln gegen sie zu gebrauchen. Demnach wurde auf Befehl Innocenz III. ein blutiger Krieg in Frankreich gegen sie und ihre Beschützer geführt (1209 — 1229), und nach Beendigung desselben vom Pabst Gregor IX. (um 1230) das Ketzergericht oder die Inquisition gegen sie angeordnet. Dadurch wurden sie niedergedrückt, aber nicht ausgerottet. Eine nicht geringe Anzahl von ihnen blieb im südlichen Frankreich; noch mehrere von ihnen flüchteten sich in die rauhen Thäler von Piemont und Savoyen; einige von ihnen sollen sogar nach Böhmen und Mähren gekommen seyn, wo sie sich unter den Hussiten und mährischen Brüdern verloren.

Nach solchen Vorgängern gewann das Licht der Wahrheit in dem Fortgang der Zeiten immer mehr Stärke und Kraft. Deutlich ergiebt sich dieß aus dem Leben und Wirken Johann Wiklefs, Doctors der Theologie zu Oxford und Pfarrers zu Lutterworth im Kirchspiele von Lincoln. Wenn die Waldenser im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nur die Ahnung einer bessern Religionserkenntniß und Kirchenverfassung angeregt hatten, so

führte

führte Wiklef im vierzehnten Jahrhundert zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben; wenn jene, Leute aus dem Volke, sich nur an das Volk gewendet hatten, so wendete sich dieser, ein scharfsinniger Gelehrter, an Gelehrte und leitete ihren Forschungseifer auf die Bahn, die zur Reformation des sechzehnten Jahrhunderts hinführen mußte. Von der Bestreitung der Bettelmönche ging er zur Bestreitung des Pabstes, von dieser zu Verbesserungen der Lehre, Gebräuche und ganzen Verfassung der Kirche und, um diese Verbesserungen zu bewähren, zur Uebersetzung und weitern Verbreitung der heiligen Schrift. Und so wurde er bei aller Spitzfindigkeit und Leidenschaftlichkeit, von der man ihn nicht freisprechen kann, der Lehrer Hussens, und der wichtigste Vorgänger Luthers und Zwingli's.

Er war ums Jahr 1324 in der Pfarre Wikliffe bei Richmond in der Grafschaft Yorkshire geboren. Nachdem er auf der Universität zu Oxford lange Zeit mit dem Studium der Philosophie und Theologie, besonders aber mit dem Lesen der Bibel und den Erklärungen derselben sich beschäftigt hatte, trat er im Jahr 1360 zuerst gegen die Bettelmönche auf. Mit Nachdruck bestritt er ihre Eingriffe in die Rechte der Universität Oxford, und auf das Einleuchtendste zeigte er das Unchristliche

und

und Nachtheilige ihres Wirkens. Als bald darauf König Eduard III. wegen des Tributs, den Johann ohne Land dem römischen Stuhle zugesagt hatte (1213) mit dem Pabste in Streit gerieth, nahm Wiklef sich des Königs an, und rechtfertigte die Verweigerung des Tributs in einer besondern Schrift (1367). Dadurch erwarb er sich die Gunst Eduards III. Im Jahr 1374 wurde er von ihm mit noch andern nach Brügge geschickt, um dort wegen mehrerer Beschwerden des Königs über den päbstlichen Stuhl mit päbstlichen Gesandten zu unterhandeln. Hier lernte er die Geringfügigkeit der Gründe, mit denen die Pabstmacht vertheidigt wurde, näher kennen. Diese Kenntniß, so wie fortgesetztes Studium der Bibel, und der Beifall und Widerstand, den er fand, führte ihn zu immer kühneren Schritten. Von nun an nannte er den Pabst den Antichrist; von nun an erklärte er in Schriften und Vorlesungen, man müsse den Glauben aus der heiligen Schrift schöpfen, und könne die Aussprüche des Pabstes und aller Kirchenlehrer nur in so fern gelten lassen, als selbige mit der heiligen Schrift übereinstimmten; von nun an verwarf er die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Verehrung der Heiligen, die Lehren vom Ablaß, von der Ohrenbeichte, von der Brodverwandlung und viele von den Cäremonien, wobei er lehrte, daß wahre Frömmigkeit nicht in der Beobachtung

äuß=

äusserer Gebräuche, sondern in der Reinheit des Herzens und Lebens zu suchen sey. Doch ging er, von Neuerungssucht ergriffen, oft zu weit und stellte Sätze auf, die selbst von den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts als schädliche Spitzfindigkeiten angesehen wurden.

Sein Beginnen zog ihm Verfolgungen zu. Schon im Jahr 1376 verklagten ihn seine Gegner, besonders die Mönche, wegen irriger Lehrsätze bei dem Pabste, und Gregor XI. befahl dem Erzbischof von Canterbury streng gegen ihn zu verfahren. Allein es war nicht leicht, diesem Befehle Gnüge zu leisten. Zwar starb Wiklefs mächtigster Gönner, Eduard III. (21. Jul. 1377); aber der Herzog von Lancaster, der im Namen des jungen Königs Richard II. das Staatsruder führte, nahm sich seiner an, begleitete ihn in eigner Person in die Parlamentskirche zu London (19. Febr. 1378) und entzog ihn dem Urtheile, das erbitterte Prälaten und Mönche daselbst über ihn fällen wollten. Späterhin (aber noch in dem Jahr 1378), als in einer zweiten Versammlung, die der Erzbischof von Canterbury zu Lambeth nicht weit von London gegen ihn veranstaltete, nahm sich auch das Volk seiner so lebhaft an, daß die versammelten Prälaten auch hier sich nicht getrauten, ihn zu verdammen.

Um

Um so thätiger fuhr er fort, schriftlich und mündlich die Herrschaft des Pabstes zu bestreiten. Das eben damals (1378) ausgebrochene Kirchenschisma bot ihm dazu neuen Stoff. Und damit alle seine Landsleute sich überzeugen möchten, was wahres Christenthum sey, so übersetzte er seit 1380 die Bibel ins Englische, behauptend (was die römische Kirche verneinte), daß alle Christen das Recht hätten, die Bibel in ihrer Landessprache zu lesen.

Hierauf erklärte ein Concilium zu London (1382) viele seiner Lehrsätze für ketzerisch und noch mehrere für irrig, und der Pabst befahl ihm, sich in Rom zu stellen. Allein obschon vom Pabste bedroht, von dem Concilium verdammt und von seiner Lehrstelle zu Oxford verdrängt, brachte er doch seine letzten Tage auf seiner Pfarre zu Lutterworth ruhig zu und starb daselbst, seinen Grundsätzen getreu, den 31sten December 1384. Erst nach seinem Tode wurde gegen ihn mit ohnmächtigem Zorne gewüthet. Seine Anhänger wurden als Ketzer und Aufrührer verfolgt; seine Gebeine wurden nach einem Befehl des Conciliums zu Costnitz, das ihn als einen Erzketzer verdammte (1415), ausgegraben und verbrannt (1428). Darauf blieb in England sein Wirken lange Zeit, wenn auch nicht vergessen, doch ohne bedeutende Nachwirkung. Aber darum erlosch nicht das von ihm angezündete

Licht.

lich. Seine Lehrsätze erhielten sich in seinen Schriften, pflanzten sich fort durch seine Schüler und gelangten vornehmlich nach Böhmen, wo sie seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts große Bewegungen veranlaßten.

Böhmen war für neue Religionsansichten empfänglich. Hier herrschte seit der ersten Annahme des Christenthums, das durch griechische Lehrer eingedrungen war, eine Vorliebe für die Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche, die auch nachher, da die römisch-katholische Kirche in Böhmen zur Herrschaft gelangte, nicht völlig ausgerottet werden konnte. Ferner hatten sich viele Waldenser, aus Frankreich vertrieben, nach Böhmen geflüchtet und daselbst in der Stille, aber gewiß nicht ohne Erfolg ihre Meinungen über das Anstößige der römischen und das Nachahmungswürdige der ältesten christlichen Kirche verbreitet. Hierzu kam, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (1348) durch Kaiser Karl IV. zu Prag eine Universität gestiftet worden war, die den Geist des Prüfens und Forschens anregen und begünstigen mußte. Wirklich traten auch schon unter der Regierung Karls IV. in Böhmen drei Prediger auf — Konrad Stieckna (st. 1369), Johann Milicz (st. 1374) und Matthäus von Janow (st. 1394),

die,

die, bekannt mit der heiligen Schrift und der ältesten christlichen Kirche, nicht nur gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und das Verderbliche des Mönchswesens eiferten, sondern auch die Pabstmacht angriffen und zu einer Verbesserung der Kirche und der Sitten ermahnten. Endlich hatte auch die Vermählung Anna's, der Tochter Karls IV., mit dem englischen König Richard II. (1382) mehrere Böhmen nach England, und wiederum die Verfolgung der Wikleffiten in England viele Engländer nach Böhmen geführt. Dadurch waren Wiklefs Meinungen und Schriften in Prag bekannt worden, die nach solchen Vorgängen lebhaften Beifall daselbst finden mußten. — Nicht wundern darf man sich also, daß gerade in Böhmen ein Johann Huß auftrat, und das Haupt einer stürmischen Parthei wurde.

Johann Huß, geboren den 6ten Jul. 1373 in dem Flecken Hußinecz im südlichen Böhmen, war auf der Universität zu Prag gebildet. Eben daselbst wurde er 1396 Magister der freien Künste, um 1398 öffentlicher Lehrer, und seit 1402 Prediger an der Kirche Bethlehm und Beichtvater der Königin Sophie, der Gemahlin Wenzels. Unbescholtenheit und Wohlwollen im Betragen, Eindringlichkeit und Faßlichkeit im Vortrag, Eifer für die böhmischen Nationalrechte, lebendiges Gefühl

für lauteres Christenthum und zuletzt auch Standhaftigkeit im Leiden zeichnete ihn aus. In enger Verbindung lebte er mit Hieronymus von Faulfisch, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt, einem böhmischen Edelmann, der (was damals bei Edelleuten selten war) voll Liebe zu den Wissenschaften, mehrere Universitäten besucht hatte (unter andern auch Oxford, woher er Wiklefs Schriften nach Prag gebracht haben soll), und seit 1399 öffentlicher Lehrer auf der Universität zu Prag geworden war. Gemeinschaftlich mit ihm erwirkte Huß — entweder aus Rache gegen Feinde, oder aus patriotischem Gefühle — daß durch einen königlichen Befehl (13. Oct. 1409) die Stimmenmehrheit, welche bisher die Deutschen oder Ausländer auf der Universität Prag gehabt hatten, den Böhmen zugewendet wurde, oder daß jene statt drei Stimmen, nur eine behielten, und dagegen die Böhmen drei Stimmen bekamen. Hierüber erbittert, wanderten auf 5000 Ausländer, Studenten und Professoren, im October 1409 von Prag aus — eine Auswanderung, die zur Stiftung der Universität Leipzig (2. Dec. 1409) hinführte.

Inzwischen war Huß auch als Reformator aufgetreten. Anfangs nur ein strenger Sittenprediger, war er so weit von Reformationsversuchen entfernt, daß er einem seiner Freunde, der ihm

Wiklefs

Wiklefs Schriften zeigte, den Rath gab, sie zu verbrennen oder in die Moldau zu werfen, damit nicht der Saame zu Unruhen durch sie ausgestreut würde. Aber als er selbst diese Schriften gelesen hatte, war er von ihrem Inhalte so ergriffen worden, daß er nicht nur in Vorlesungen sie empfahl und durch Uebersetzungen verbreitete, sondern auch als Eiferer gegen die Irrthümer und Ausartungen der Kirche auftrat. Doch griff er nicht sowohl die Lehren als die Verfassung der Kirche an, und seine Meinungen enthielten wenig Neues und Eignes, sondern meistens nur Erneuerungen und weitere Fortsetzungen dessen, was andere Reformatoren vor ihm gelehrt hatten. So lehrte er wie Arnold von Brescia, daß es das sicherste Besserungsmittel der Geistlichen seyn würde, wenn man ihnen ihre überflüßigen Einkünfte abnähme, wozu der König berechtigt wäre, da sie solche bisher so schändlich gemißbraucht hätten. Ueber die Pabstgewalt lehrte er wie Wiklef. Er behauptete nämlich, daß alle Bischöfe und Priester eben so wohl Nachfolger der Apostel wären, als der Pabst und die Cardinäle; daß nicht der Pabst, sondern Christus das Haupt der Kirche sey, und daß die Kirche gar wohl ohne Pabst bestehen könne; ferner, daß man den Christenglauben aus der heiligen Schrift schöpfen müsse, und dem Pabst nur in sofern glauben dürfe, als derselbe ihr gemäß lehre. Den Ablaß sahe er als

etwas Ungereimtes an, weil nur Gott Sünden vergeben könne; ein reuevolles Bekenntniß vor Gott galt ihm mehr, als das Beichten vor einem sündigen Priester, und keiner, meinte er, könne ein Priester, Bischof oder auch ein weltlicher Herr seyn, der in Todsünden lebe.

Wegen dieser und ähnlicher Lehren, so wie wegen der Veränderung, die er auf der Universität zu Prag bewirkt hatte, zog er sich erst vielerlei Anfeindungen und zuletzt ein qualvolles Ende zu. Der Erzbischof von Prag Sbinko, der, um ihn zu kränken, im Jahr 1403 Wiklefs Lehren verdammen ließ, verklagte ihn bei dem Pabste (1409), worauf nicht nur Wiklefs Schriften verbrannt, sondern auch Hussen das Predigen verboten wurde. Da er aber fortfuhr zu predigen, und von dem übelunterrichteten Pabste an den besser zu unterrichtenden appellirte: so wurde er von dem Pabste Johann XXIII. nach Rom beschieden (1410). Zwar nahm sich König Wenzel, dessen Gemahlin und viele böhmische Großen seiner an, und verhinderten sein persönliches Erscheinen in Rom. Doch als Huß im Jahr 1412 die Kreuzbulle, in welcher Pabst Johann XXIII. allen denen einen vollkommenen Ablaß versprach, die ihm in seinem Kriege gegen den König von Neapel Ladislav beistehen würden, nachdrücklichst bestritt, und daraus

aus sturmvolle Bewegungen in Prag entstanden: so konnte oder wollte König Wenzel ihn nicht länger schützen. Nun wurde Huß mit dem Bann, und Prag, auf so lange als er daselbst wäre, mit dem Interdicte belegt. Demnach sah er sich genöthigt, diese Stadt zu verlassen (7. Jun. 1413). Aber er hörte darum nicht auf, in seinem Geburtsorte Hußinecz und an andern Orten gegen das Pabstthum zu predigen und zu schreiben, und appellirte von dem Urtheile des Pabstes an Christum, als das wahre Oberhaupt der Kirche. Auch kam seine Parthei in Prag bald wieder empor, so daß er schon im August 1414 dahin zurückkehren konnte.

Inzwischen war das Concilium zu Costnitz zusammenberufen worden, und Kaiser Sigismund verlangte, daß auch Huß daselbst erscheinen und sich wegen seiner Lehren verantworten sollte. Huß war dazu bereit. Er war sich bewußt, nicht den Glauben der Kirche, sondern nur die Mißbräuche derselben, gegen die sich viele Andre seiner Zeit erklärten, angegriffen zu haben, und er hoffte, seine Gegner durch die Beistimmung einer Kirchenversammlung niederzuschlagen, die eben deshalb veranstaltet war, um eine Reformation an dem Haupte und den Gliedern der Kirche vorzunehmen. In Böhmen waren jetzt alle Klagen wider ihn zum Schweigen gebracht; selbst der neue Erzbischof von

Prag,

Prag, ja sogar der Ketzerrichter, Niklas von Nazareth, bezeugten ihm schriftlich, keine Irrlehren an ihm wahrgenommen zu haben. Auch erlangte er auf Verwenden seines Königs Wenzel, der sich jetzt wieder für ihn erklärt hatte, vom Kaiser Sigismund die Zusicherung des kaiserlichen Schutzes. Gleichwohl mochten auch bange Ahnungen in seiner Seele aufsteigen. Denn in dem Schreiben, das er bei seinem Abschiede an die Böhmen erließ, gedenkt er der vielen und mächtigen Feinde, die er in Costnitz finden würde, und fordert seine Freunde auf, nicht nur dem reinen Glauben getreu zu bleiben, sondern auch Gott zu bitten, daß er entweder ohne Verletzung seines Gewissens zu ihm zurückkehren, oder standhaft nach dem Beispiele des Erlösers den Tod erleiden möge.

Am 11ten Oct. 1414 trat er seine Reise an mit drei der angesehnsten Edelleute, die ihm König Wenzel zu Begleitern mitgegeben hatte. Zu Nürnberg empfing er den kaiserlichen Schutzbrief, und am 3ten Novemb. gelangte er nach Costnitz. Hier versprach ihm auch Pabst Johann XXIII. Schutz und Sicherheit. Aber schon am 28sten November wurde er auf die Anklage zwei prager Geistlichen, Peter von Palecz und Michael de Causis, seiner erbittertsten Feinde, die zu seinem Verderben nach Costnitz gereiset waren, trotz des kaiserlichen Schutzbriefes

briefes und troß der Zusicherungen des Pabstes gefangen gesetzt. Zugleich wurden einige Prälaten zur Untersuchung der wider ihn erhobenen Klagen ernannt.

Kaiser Sigismund, der erst zu Weihnachten 1414 nach Costniß kam, war anfangs gegen dieß Verfahren sehr erbittert. Er drang auf Hussens Befreiung und wollte sogar die Thüren seines Gefängnisses aufsprengen lassen. Allein die römische Geistlichkeit verhinderte die Vollstreckung dieses Befehls und wußte den wankelmüthigen Kaiser zu überreden, daß er nicht verbunden sey, Hussen, als einem Ketzer, Treu' und Glauben zu halten. Demnach hörte der Kaiser nicht auf die nachdrücklichen Gegenvorstellungen der Freunde Hussens; ja er erklärte nachmals selbst: er sey gar nicht befugt, denjenigen zu beschützen, der entweder ein Ketzer oder einer Ketzerei verdächtig sey. So wurde Huß durch die ewig tadelnswerthe Wortbrüchigkeit des Kaisers dem Hasse seiner Feinde und einem schrecklichen Geschicke Preis gegeben.

Am Anfang des Februars 1415 wurde er aus dem Hause des costnitzer Domherrn, wo er bis dahin festgehalten worden war, in ein enges Gefängniß in einem Dominicanerkloster, späterhin (im März 1415) in ein drittes auf dem Schlosse Gottleben

leben gebracht. Vergebens beschwerten sich die Böhmen über dieses Verfahren gegen ihren geliebten Lehrer, vergebens erboten sie sich, für ihn Bürgen zu stellen, vergebens verlangten sie, daß er seiner Bande erledigt und vernommen werden möchte: das Concil erklärte ihn für einen Erzketzer, der weder freizulassen noch durch Bürgen zu vertreten sey. Am 5ten Jun. 1415 wurde er zu einem Verhör vorgelassen. Aber dieß Verhör verdiente nicht solchen Namen. Denn kaum hatte er angefangen, sich gegen die ihm vorgeworfenen Ketzereien zu vertheidigen, so erhob sich ein so allgemeines Schreien, Toben und Schimpfen, daß er nicht weiter reden konnte. Besser ging es in dem zweiten und dritten Verhör, am 7ten und 8ten Jun., denen Kaiser Sigismund in Person beiwohnte. Huß hörte hier die Klagen, die gegen ihn vorgebracht waren, meistentheils Behauptungen gegen den Pabst, den Klerus und die Kirchengebräuche, die selbst von vielen Gliedern des Conciliums ausgesprochen worden waren, und die ihm nicht zum Verbrechen hätten angerechnet werden können, wenn nicht seine Richter seine Feinde gewesen wären. Er vertheidigte sich dagegen mit Kraft und Würde; aber das half ihm nichts. Er wurde schuldig befunden, nicht weil er es war, sondern weil man ihn dafür erkennen wollte. Man drang in ihn, er solle alle ihm vorgeworfenen Irrthümer abschwören, und als

er

er sich dessen weigerte — denn lieber wollte er sterben als das abschwören, was er als Wahrheit erkannte — so wurde er für einen hartnäckigen Ketzer erklärt, der nicht verdiene, weiter gehört zu werden, und in sein Gefängniß zurückgeführt.

Darauf geschah, was sich vorhersehen ließ. Als er nicht zum Widerruf gebracht werden konnte, schritt das Concil zu seiner Verdammung (6. Jul. 1415). In einer feierlichen Sitzung, der auch Kaiser Sigismund beiwohnte, wurden die ihm Schuld gegebenen Irrthümer verlesen. Er wollte sich dagegen vertheidigen; aber das Reden wurde ihm verboten. Da fiel er auf die Kniee und flehete zu Gott als dem höchsten und allwissenden Richter. Nur gegen allzuharte Beschuldigungen wagte er noch Einwendungen; auch bemerkte er, daß er auf das Wort des Kaisers, vor jeder Gewaltthat sicher zu seyn, nach Costnitz gekommen wäre. Bei dieser Bemerkung sah er den Kaiser starr an, und Schaamröthe überzog dessen Gesicht. Doch vergebens! Das Urtheil ward gefällt, daß Hussens Bücher verbrannt, und er selbst als ein hartnäckiger Ketzer gleiches Schicksal haben sollte. Er hörte dieß Urtheil mit ruhiger Ergebung, und gleichsam von dem Geiste des Heilands durchdrungen und von des Heilands Beispiel gestärkt, betete er knieend, Gott möchte seinen Feinden ihr unge-

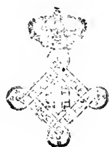
ungerechtes Urtheil vergeben. Die Zeichen der priesterlichen Würde wurden ihm abgenommen, und eine papierne, mit drei Teufeln bemalte Mütze ihm aufgesetzt; er gedachte dabei des Heilands, dem der Hohn seiner Feinde eine Dornenkrone aufgedrückt hatte. Die Bischöfe sprachen die Worte: „Wir übergeben deine Seele den Teufeln," und er, wie Stephanus, der erste Märtyrer, setzte hinzu: „ich befehle sie meinem Herrn Jesu Christo!" Auf dem Wege zum Richtplatz sah er lachend seine Bücher verbrennen und versicherte dem Volke seine Unschuld. Dabei betete er oft: „Jesu Christe, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein," und knieend wiederholte er diese Worte, als er den Holzstoß erblickte. Schon war er an den Pfahl angebunden, als der Kurfürst von der Pfalz, Ludwig, dem als Schirmvoigt des Conciliums die Vollziehung der Urtheile desselben übertragen war, noch einmal zu ihm hinritt und ihn fragte: „ob er seine Ketzereien abschwören wolle?" Er antwortete: „er wolle die Wahrheit, die er verkündigt habe, mit dem Tode besiegeln"*). Darauf wurde der Scheiterhaufen angezündet. Noch aus den emporschlagenden Flammen hörte man ihn beten: „Christe, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein." Unbegründet aber ist, daß er ausgerufen habe: „Ihr bratet jetzt eine Gans" (Huß bedeutet im Böhmischen

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. LIX.



J. D. Schubert del. 1822. Meno Haas sc. Berlin.

Johann Huſs
vor seinen Richtern zu Costnitz.



schen eine Gans), „aber in hundert Jahren wird ein „Schwan kommen, den werdet ihr nicht verbrennen „können.“ Erst eine spätere Zeit hat diesen Ausruf ihm zugeschrieben. Er wurde, erzählen Augenzeugen, plötzlich still: die Flammen, die ihn umloderten, scheinen ihn bald erstickt zu haben. Als sie niedergebrannt waren, wurde seine Asche in den Rhein geworfen.

Ein Jahr nach seinem Tode wurde auch sein treuer Freund, Hieronymus von Prag, mit gleicher Ungerechtigkeit und gleicher Marter hingerichtet. Ungerufen und ohne freies Geleit, bloß um seinen Freund zu unterstützen und um sich selbst zu vertheidigen, war er auf die Nachricht von Hussens Gefangennehmung nach Costnitz geeilt. Vergebens suchte er dort Schutz bei dem Concil: er wurde als Ketzer betrachtet und, als er schon auf dem Rückweg nach Böhmen war, ergriffen und in Ketten nach Costnitz gebracht. So lange Huß noch lebte, wurde nichts über ihn entschieden. Als aber die Böhmen auf die Nachricht von Hussens Tode in Aufstand geriethen, dem Concilium die bittersten Vorwürfe der Ungerechtigkeit machten und die Freigebung des Hieronymus forderten, da wurde die Sache desselben aufs neue vorgenommen. Man glaubte die Böhmen zum Schweigen zu bringen, wenn Hussens Lehren durch den lebhaftesten Freund und Vertheidiger derselben verdammt würden, und

suchte

suchte daher den Hieronymus zum Widerruf zu bewegen. Hieronymus erlag anfangs der Liebe zum Leben und den Drohungen und Versprechungen des Conciliums. Am 11ten September 1415 verdammte er öffentlich die von dem Concilium verdammten Lehrsätze Hussens und Wiklefs, und noch näher und bestimmter am 23sten September, wo er hinzusetzte, daß er dieß freiwillig und ungezwungen thue. Aber wenn er durch solche Verleugnung seiner Ueberzeugungen Freiheit und Leben zu erhalten hoffte, so hatte er sich geirrt. Er blieb in dem Gefängniß, seine Feinde fürchteten ihn und drangen auf seinen Tod. Da erwachte in ihm die Liebe zur Wahrheit aufs neue und besiegte die Schrecken des Todes. Als er am 26sten Mai abermals vor seinen Richtern erscheinen mußte, wo er die Abschwörung der Meinungen Hussens wiederholen sollte, erhob sich in ihm die ganze Kraft seines bessern Seyns. In einer feurigen Rede bekannte er, daß nur die Furcht vor den Flammen ihm den Wiederruf entlockt habe, dessen er sich jetzt als seiner größten Sünde schäme, und daß er Hussens und Wiklefs Leben und Lehre als heilig und wahr erkenne. Auf solches Bekenntniß säumten die versammelten Väter nicht länger, das Todesurtheil über ihn, als einen rückfälligen Ketzer, auszusprechen. Am 30sten Mai 1416 wurde dasselbe an ihm vollzogen, und er erlitt den Flammentod

tod mit einer Standhaftigkeit, die selbst seine Feinde bewundern mußten. Er verlangte ausdrücklich, daß der Scheiterhaufen nicht hinter, sondern vor ihm angezündet würde; „denn," sprach er, „wenn ich diesen Anblick gefürchtet hätte, würde ich nicht hier seyn." Und als er einen Bauer Holz zu seinem Scheiterhaufen zutragen sah, rief er lächelnd aus: „O heilige Einfalt!" Kein Stoiker, schreibt ein Augenzeuge seiner Hinrichtung, hat jemals den Tod so standhaft erduldet als er.

Treffliche Glaubenshelden, nicht umsonst habt ihr gelebt und gelitten! Nur euren Körper, nur euer Leben konnte die Wuth eurer Feinde vernichten; aber nicht das Licht der Wahrheit, das von euch ausging. Ueberstrahlt seyd ihr worden von späteren Forschern nach Wahrheit, die glücklicher waren wie ihr, weil ihre Zeiten reifer waren als die eurigen; aber ihr habt ihnen vorgeleuchtet, und durch euer Streben und Sterben ist die größere Reife späterer Geschlechter vorbereitet worden. — So ist kein Kampf für das Gute vergebens! Auch das anfängliche Mißlingen eines wahrhaft heilsamen Beginnens führt endlich zu einem glücklichen Gelingen. Das Reich der Geister ist unabhängig von äusserer Gewalt.

XXXIX.

XXXIX.

Die Einführung des Schießpulvers und der stehenden Heere.

Wie die Beschaffenheit des Kriegswesens überhaupt auf den Bestand oder Verfall, auf die Sicherheit oder Zerrüttung, auf die Vergrößerung oder Auflösung der Staaten großen Einfluß hat, so haben auch wiederum zwei Umänderungen des Kriegswesens nicht nur auf dessen Gestaltung, sondern auch auf die Gestaltung der Staaten den bedeutendsten Einfluß gehabt: wir meinen die Einführung des Schießpulvers und der stehenden Heere. Von beidem soll hier geredet werden.

1) Von der Erfindung des Schießpulvers.

Ungewiß ist es, wenn und wo das Schießpulver erfunden, wenn und wo es zuerst zum Kriege gebraucht wurde. Eine alte Sage macht es zu einer deutschen Erfindung. Zu Freiburg, heißt es, lebte ein Franziscanermönch, Barthold Schwarz, der sich mit chemischen Versuchen beschäftigte. Einst habe er (im Jahr 1354 oder 1378 oder 1380), um eine Arznei zu bereiten, eine Mischung von Salpeter, Kohlen und Schwe-

fel

fel in einen Mörser gebracht und diesen mit einem Stein bedeckt; da sey plötzlich, als er in der Nähe Feuer anschlug, ein Funke in diese Mischung gefallen, hierdurch diese entzündet und der darauf liegende Stein in die Höhe geschleudert worden. Diese Erscheinung habe den Mönch zu weiterm Nachdenken und dadurch zu der Idee geführt, eiserne Röhre zu verfertigen, diese mit Pulver zu laden und zum Schießen zu gebrauchen. Aber wie oft auch diese Angabe wiederholt worden ist, so unzuverlässig erscheint sie. Selbst ihr erster Erzähler stellt sie als eine Sage auf*), schwankend ist die Zeitbestimmung, nicht in Deutschland sondern im südlichen Spanien erschallt zuerst der Donner des Geschützes, und man hat Ursache anzunehmen, daß Europa nicht aus Deutschland, sondern aus Spanien die erste Kenntniß des Schießpulvers und Feuergewehrs erhalten hat. Im südlichen Spanien finden sich die ersten Spuren von beidem. Schon

bei

*) Polydorus Vergilius von Urbino (st. 1555) de rerum inventoribus, libri VIII. Basil. 1575 p. 124 fängt seine Erzählung mit den Worten an: *Fertur* homo ad exitium humanum natus servasse aliquando domi in mortario pulverem sulphureum etc. Auch nennt er nicht den Namen Barthold Schwarz, sondern sagt vielmehr: tam mortiferae machinae repertor pro mercede, opinor, accepit, ut nomen ejus perpetuo occultaretur. Dagegen nennen diesen die bald nach dem Vergilius lebenden Geschichtschreiber Achilles Gasser (Annal. Augstburg. ap. Menken. Tom. I. p. 1491) und Aventinus (Annal. Bojor. Lipsiae 1710, pag. 763).

bei einer Belagerung von Alicante durch einen maurischen König (1331) wird einer Kriegsmaschine erwähnt, die mittelst des Feuers eiserne Kugeln gegen die Mauern schleuderte. Aber noch deutlicher ist die Angabe, daß, als der König von Castilien, Alfonso XI. Algesiras belagerte (1342), die Araber daselbst aus Donnermaschinen durch entzündetes Pulver eiserne Kugeln abschossen, welche die Kriegsmaschinen der Castilianer zerstörten. Da nun andere Nachrichten darauf hindeuten, daß das Schießpulver schon längst in China und Indien bekannt war*): so wird es wahrscheinlich, daß die Araber die Kenntniß desselben aus Asien nach dem südlichen Spanien brachten, und daß es von dort aus durch schriftliche oder mündliche Nachrichten dem übrigen Europa bekannt wurde. Nicht unwahrscheinlich aber ist es, wie Hoyer vermuthet**), daß der erwähnte Barthold Schwarz dergleichen Nachrichten erhielt, daß er diese nach angestellter Prüfung der erstaunlichen Wirkungen des Schießpulvers, bekannt machte, daß er ferner zur Verfertigung und Anwendung des Schießpulvers Anleitung gab, und daß er darum als Urheber einer Erfindung galt, deren Mittheiler oder Verbreiter

*) Beckmann Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Thl. V., 573.

**) Hoyer Geschichte der Kriegskunst. Götting. 1797. Thl. I, 1. S. 42.

breiter er war. — Gewisser aber als diese Vermuthungen ist es, daß erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Schießpulver und Feuergeschütz in Europa bekannt wurde, und daß am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts diese Kenntniß sich über die Staaten Europa's verbreitet hatte. Doch hörte darum der Gebrauch der alten Kriegswerkzeuge nicht sogleich auf, vielmehr dauerte dieser neben jener Erfindung noch lange fort, theils weil die Verfertigung des Schießpulvers und die Behandlung des Feuergeschützes viele Schwierigkeiten hatte, theils auch weil der Geist des Herkommens, vielleicht auch die Scheu vor einem so mörderischen Zerstörungsmittel der schnellen und allgemeinen Anwendung des Pulvers und Feuergeschützes entgegen trat. Noch länger aber dauerte es, ehe diese neue Erfindung zu der Ausbildung gelangte, welche sie jetzt erreicht hat. Erfindungen werden oft schnell durch einen glücklichen Gedanken oder durch einen günstigen Zufall herbeigeführt; aber nur durch langes Nachdenken und durch lange Erfahrung werden sie vervollkommnet.

2) Von dem Aufkommen der stehenden Heere.

Fast gleichzeitig mit dem Schießpulver kam die Einführung stehender Heere in Europa auf. Wie in den Staaten des Alterthums, so war auch

in den germanischen Staaten ursprünglich jeder freie Mann verbunden, Kriegsdienste zu leisten, sobald das allgemeine Aufgebot kraft eines Beschlusses der Volksversammlung erfolgte. Allmählich aber erhob sich neben diesem allgemeinen Aufgebot, oder dem Heerbann, der Lehnsdienst, oder der Kriegsdienst durch Vasallen. Denn die Aufstellung des Heerbannes hing von dem Beschluß der Nationen ab, und oft war es eben so umständlich als schwierig, solchen Beschluß zu erwirken. Dagegen waren die Lehnsleute durch ihren Lehnseid verbunden, auf bloßes Begehren des Lehnsherrn mit ihren Untergebenen gerüstet zum Kampfe zu erscheinen und ihm gegen jeden Feind beizustehen. Aber auch der Lehnsdienst sagte auf die Dauer den Fürsten nicht zu. Er stellte eine Miliz, die unzulänglich und nicht ganz in der Gewalt der Fürsten war. Die Befehlshaber bei derselben wurden nicht nach der Wahl der Fürsten angestellt, sondern die Vasallen selbst führten ihre Untervasallen an, und bei ihrem Streben nach Unabhängigkeit gehorchten sie ihrem Oberherrn nur so weit und so lange, als ihnen gut dünkte. Gewöhnlich erschien auch diese Lehnsmiliz langsam, kam nicht in ausreichender Anzahl zusammen und diente nur auf bestimmte Zeit. Demnach schien es den Fürsten zur Behauptung oder Erweiterung ihrer Gewalt nöthig, neben der Lehnsmiliz eine Soldmiliz aufzustellen, oder

Schaa-

Schaaren von Miethlingen unter einem Hauptmann für Sold in ihre Dienste zu nehmen, die, so lange ein Krieg dauerte, in ihren Diensten blieben, dann aber abgedankt wurden und demjenigen dienten, der ihnen das Meiste bot. Dergleichen Soldmiliz finden wir in England schon unter Stephan von Blois (1135—1154) und unter Heinrich II. (1154—1189), ferner in Frankreich unter Philipp II. (1180—1223) und Philipp IV. (1285—1314), um dieselbe Zeit in Italien, dann seit den Zeiten Wenzels (1378—1400) in Deutschland, wo sie späterhin den Namen Lanzkenets oder Lanzenknechte erhielt.

Der Uebergang von dieser Soldmiliz zu einer stehenden Miliz oder solcher, welche auch in Friedenszeiten unterhalten und zum Kriege gebildet wird, lag nahe, ward aber nicht alsobald bewirkt, theils weil es den Fürsten bei noch mäßigen Einkünften an Geld zum Unterhalt stehender Truppen fehlte, theils weil die Nothwendigkeit derselben noch nicht sogleich empfunden wurde. Allein das Streben der Fürsten nach Vermehrung der Gewalt, und andrerseits der Hang zur Bequemlichkeit von Seiten der Unterthanen entfernte allmählich diese Hindernisse, und die Aufstellung stehender Heere kam zu Stande.

Schon Pabst Johann XXII. (1314—1334) kam auf den Gedanken, stehende Truppen aufzustellen: er hatte mehr als siebzig Grafen und Ritter im beständigen Solde, die das kleine Heer anführen und leiten mußten, das er in Italien unterhielt.*) Bald nach ihm (um 1362) wurde bei den Türken die stehende Kriegsschaar der Janitscharen gestiftet, die schon bei ihrer Stiftung auf 12,000 betrug. Doch das erste erfolgreiche Beispiel stehender Heere gab Frankreich unter Karl VII. (1422—1461). Dieser nämlich errichtete (um 1445), nach Beendigung des schwierigen Krieges mit England, zuerst eine stehende Reiterei oder funfzehn sogenannte Ordonnanz-Compagnieen, die ungefähr aus 9000 Mann bestanden und, zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit, auch in Friedenszeiten unterhalten wurden. Dann leitete er auch die Aufstellung eines stehenden Fußvolks, das den Namen der Freischützen (Francs Archers) erhielt, ein. Er befahl nämlich im Jahr 1448, daß jedes Kirchspiel einen erfahrenen Krieger aussuchen sollte, der, mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet, auf den ersten Wink zu Felde ziehen könnte. Die Mittel aber zur Unterhaltung dieser stehenden Truppen gewann König Karl dadurch, daß er mit Bewil-

*) Man sehe die von Mannert (Kaiser Ludwig IV. S. 186) angeführte Stelle des Albert. Argentor., apud Urstis. II. pag. 125.

Bewilligung der Stände eine allgemeine Kriegssteuer (Taille) einführte. Dieses Beispiel fand bald weitere Nachahmung. Nicht nur Karls Nachfolger folgten ihm hierin, sondern bald sahen sich auch andre Fürsten bewogen, ein Gleiches zu thun. So führten z. B., wie schon oben (S. 419 u. 264) erwähnt worden ist, König Matthias Corvinus (1458—1490) in Ungern, Kaiser Maximilian I. (1493—1519) in Oestreich stehende Truppen ein, und nach und nach alle Staaten Europa's. Wie aber Frankreich das erste Beispiel stehender Truppen gegeben hatte, so ging es auch in Vermehrung und Ausbildung derselben andern Staaten voran. Seit dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts gab es überall in Europa große Massen derselben, die als Stützen der Staaten und als Maßstab zur Beurtheilung ihrer Stärke angesehen wurden.

3) Wichtigkeit der Einführung des Schießpulvers und der stehenden Truppen.

Ungemein wichtig, ja wahrhaft epochemachend sowohl in Hinsicht auf das Kriegswesen als in Hinsicht auf die Verfassung der Staaten ist die Einführung des Schießpulvers und der stehenden Heere zu nennen.

Was

Was zuerst die Einführung des Schießpulvers betrifft, so hat sie die ganze Gestaltung des Kriegswesens verändert. Vorher kam es im Kriege nur auf Tapferkeit und Körperkraft an; der Dienst des Soldaten bestand nur darin, Wache zu halten, im Treffen mit Muth zu kämpfen, den Fahnenträger beständig vor Augen zu haben; der Befehlshaber oder Officiere gab es nur wenige: jeder Lehnsherr bei der Lehnsmiliz, und bei der Soldmiliz jeder Hauptmann führte seine Untergebenen an, und diese konnten in vielen Stücken dem eigenen Eingeben folgen. Nun aber kam es vorzüglich auf Gewandheit und Fertigkeit an, die nur durch fleißige Uebung zu erlernen ist; die Zahl der Officiere oder Befehlshaber nahm zu, die Subordination oder Unterwürfigkeit der Untergebenen wurde ungleich strenger; die Heere glichen immer mehr Maschinen, die durch ein künstlich zusammengefügtes Räderwerk in Bewegung gesetzt werden. Ferner, die Rüstungen, die vorher gegen Pfeile und Bolzen, gegen Spiese und Lanzen ausreichend gewesen waren, wurden nun gegen die Gewalt der vom Pulver geschleuderten Kugeln unzureichend und unnütz; andre Bewaffnungen, andre Stellungen, andre Dienstweisen kamen auf. Artillerie wurde eingeführt, Zahl und Ansehn der Reiterei verringert, und ein gut geübtes Fußvolk zum Kern der Heere erhoben. Umgebildet wurde die Verschan-

zungs-

zungskunst wie das ganze Kriegsbauwesen, und das Studium der Mathematik wurde für den Kriegsstand unentbehrlich; — kurz, der Krieg wurde überhaupt zur Kunst und zu einem wichtigen Bildungsmittel des menschlichen Geistes.

Wie aber die Einführung des Schießpulvers vornehmlich auf die Umgestaltung des Kriegswesens so hat die Einführung der stehenden Heere vornehmlich auf die Umgestaltung der Staaten hingewirkt.

Mehr als Reichsgesetze und als Reichsgerichte hat sie der Wildheit des Faustrechts und den Räubereien gesteuert, welche durch die in Friedenszeiten entlassene Soldmiliz entstanden. Dagegen hat sie aber auch mehr als jedes andre Mittel die Fürstengewalt erhöhet, indem sie die Hauptbedingungen der Macht, Geld und Truppen, in die Hände der Fürsten brachte, dadurch die vormalige Wichtigkeit der Landstände verringerte, und das Interesse der Fürsten von dem Interesse der Völker trennte, so daß auch die Kriege von nun an weit mehr Fürsten- oder Herrscher- als Nationalkriege wurden. Ferner hat sie Geld zur Grundlage der Monarchieen gemacht, indem nun der Fürst das Meiste ausrichten konnte, der das meiste Geld hatte, um Soldaten aufzubringen und zu unterhalten. Eben deshalb hat sie auch eine drückende Last

von

von Auflagen oder Abgaben über die Völker gebracht, da die Kosten zur Unterhaltung stehender Heere nun zehnmal so viel erforderten als sonst zur Staatsverwaltung überhaupt nothwendig gewesen war. Endlich wird auch nicht ohne Grund behauptet, daß sie der Sittlichkeit der Völker nachtheilig war, indem sie einen Stand im Staate schuf, der theils durch die Wildheit der Kriege, theils durch die Muße des Friedens zu Rohheiten und Ausschweifungen vorzüglich hingeneigt wurde.*) — Wohl mag man also Ursache haben, über die Einführung stehender Heere zu klagen, so wie man über die Einführung des Schießpulvers geklagt hat, weil dadurch der Rittergeist herabgebracht, der Tapfere dem Feigen gleichgestellt, und das mörderische Hinwürgen der Menschen vermehrt worden sey. Aber bemerken müssen wir doch, daß Erfindungen und Einrichtungen an sich das Wohl und das Wehe der Menschen nicht befördern, sondern der gute oder schlimme Gebrauch, der von ihnen gemacht wird. So können auch Arzneien zu schädlichen Giften, und Gifte zu heilsamen Arzneien werden.

*) Ausführlicher als hier geschehen konnte, behandelt diesen Gegenstand von Rotteck, über stehende Heere und Nationalmiliz. Freiburg 1816. Man vergleiche damit von Dohm Denkwürdigkeiten, Thl. IV. S. 814.

XL.

XL.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Nächst der Erfindung der Buchstabenschrift gibt es keine andere, die mehr auf Verbreitung und Fortpflanzung der Wissenschaften und der Geistesbildung hingewirkt hat, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Vor dieser Erfindung konnten alte und neue Belehrungen nur mühsam und kostspielig durch Abschriften erhalten und verbreitet werden; die Bücher waren selten und theuer; nur wenige gelangten zum Besitz oder Gebrauch derselben. Aber mit und nach dieser Erfindung konnten die geistigen Schätze des Alterthums mit geringeren Kosten einer spätern Zeit überliefert, neue Meinungen und Ansichten schnell verbreitet, die Finsternisse des Irrthums und des Aberglaubens kräftig zurückgedrängt, die Wissenschaften zu einem Gemeingut der Menschheit erhoben werden. Billig verweilen wir also bei den Fragen, wie ist diese Erfindung veranlaßt? wie, wann, wo und durch wen ist sie erwirkt worden? Durch die gründlichen Forschungen gelehrter Freunde der Buchdruckerkunst, welche Busch sorgfältig gesammelt hat *), ist die Beantwortung dieser Fragen erleichtert worden.

Ver-

*) Busch, Handbuch der Erfindungen, Th. II. S. 272 bis 358.

Veranlaßt wurde die Erfindung der Buchdrukkerkunst durch das Verlangen nach Büchern, durch das Bestreben, die Vervielfältigung derselben zu erleichtern und durch die ihr vorangehende Erfindung der Holzschneidekunst. Nachdem nämlich seit dem Entstehen der Universitäten und mit der erwachenden Liebe für das römische Alterthum das Verlangen nach Büchern immer lebendiger wurde, das Abschreiben der Bücher aber immer mehr als unzureichend erschien, mußte man auf den Gedanken kommen, Bücher durch ein anderes Mittel als durch Abschreiben zu vervielfältigen. Man ersah dazu zuerst die Holzschneidekunst, die seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufgekommen war. Hatte man doch schon Spielkarten und Heiligenbilder auf Holztafeln eingeschnitten und diese mit Unterschriften versehen: wie hätte man nicht versuchen sollen, kurze Aufsätze oder kleine Schriften in Tafeln von Holz einzuschneiden. Aber dieses Verfahren war nicht minder mühsam wie das Abschreiben der Bücher, noch kostspieliger als dieses und unanwendbar auf Schriften von größerm Umfang. Man gerieth daher auf den Gedanken, einzelne Buchstaben in Holz oder Blei zu schneiden, diese zu Wörtern zu verbinden und mit Schwärze zu überziehen, so ganze Seiten und Bogen zu bedrucken, sie dann wieder auseinander zu nehmen und zu andern Seiten und Bogen zu

benutzen.

benutzen. — Lange Zeit hat man darüber gestritten, wenn, wo und von wem diese Erfindung gemacht worden sey; jetzt aber ist es ausser Zweifel gesetzt, daß Johann Guttenberg der Urheber dieser Erfindung, und Straßburg der Ort war, wo er auf sie gerieth, daß dieses ungefähr in den Jahren 1436 bis 1440 geschah, und daß seine Erfindung von ihm und Peter Schoiffer nachher zu Mainz weiter ausgeführt wurde.

Johann von Sorgenloch, auch Gänsefleisch und Guttenberg genannt, nach dem Namen zweier Häuser, die seine Familie in Mainz besaß, war der Sprößling eines alten ritterlichen Geschlechts, geboren zu Mainz 1397 oder 1400. Bei einem Aufstand der dasigen Bürger gegen den Adel begab er sich nach Straßburg. Wenig bemittelt, aber ausgestattet mit einem regsamen und zu mechanischen Arbeiten geschickten Geiste, beschäftigte er sich hier erst mit Steinschneiden, Steinschleifen und Spiegelpoliren, dann mit Vervielfältigung der Bücher durch Eingraben der Schrift in Holztafeln. Ein gewisser Andreas Dritzehen schoß ihm dazu 80 Goldgülden vor, und seit 1435 druckte er auf solche Weise A-B-C-Tafeln. Dieses Beginnen führte ihn zur Erfindung der Buchdruckerpresse, dann weiter zur Erfindung der beweglichen Buchstaben. Daß er diese Erfindung schon in

Straß-

Straßburg machte, ergibt sich aus einem Prozeß, den 1438 und 1439 die Erben des Andreas Dritzehen wegen Rückzahlung jener 80 Goldgülden mit ihm führten. Denn in den Akten, welche sich auf diesen Prozeß beziehen, wird von Guttenbergs Buchdruckerpresse, Lettern und andern auf die Buchdruckerkunst bezüglichen Dingen geredet. Doch völlig unbekannt ist es, welche Bücher er damals druckte, und in welches Materiale, ob in Holz oder Blei, er seine Lettern einzeln schnitt.

Der Verlust des angeführten Prozesses führte ihn (1445) von Straßburg nach Mainz zurück. Hier bezog er sein Haus „zum guten Berge,“ wovon er den Namen Guttenberg erhielt, und setzte seine Versuche, mit ausgeschnittenen Holztafeln und und einzelnen Buchstaben zu drucken, eine Zeitlang auf eigne Kosten fort. Allein bald fehlte es ihm hierzu an Geld. Er verband sich daher im Jahr 1449 mit dem reichen Bürger und Goldschmidt in Mainz Johann Faust oder Fust, und ward durch ihn nicht bloß mit Geld unterstützt, sondern auch, was das Wichtigste war, mit Peter Schoiffer, einem Geistlichen aus Gernsheim, in Verbindung gebracht. Dieser Mann, der noch im Jahr 1449 als Bücher- oder Schönschreiber in Paris gelebt hatte, brachte durch seinen erfinderischen Geist Guttenbergs Erfindung zu ihrer Vollendung.

Gut-

Guttenberg hatte seine beweglichen Lettern in Holz oder Blei einzeln geschnitten: ein Verfahren, das eben so mühsam als kostspielig war; Schoiffer aber erfand die Kunst, sie nach sinnreicher Vorrichtung zu gießen. Er schnitt dazu Patrizen (Urformen der Buchstaben) erhaben in Stahl, schlug diese in Matrizen (Nachformen) von Blei oder Kupfer ab, und goß dann in diese eine Mischung von Metallen, die der Gewalt der Presse länger und sicherer, als bloß bleierne und zinnerne Lettern, widerstehen konnten. Dadurch gelang es nun, viele tausend Buchstaben von gleicher Bildung, Größe und Dicke in kurzer Zeit und ohne große Mühe zu Stande zu bringen. Ferner, Guttenberg hatte erst mit Tinte, dann mit Lampenruß gedruckt; Schoiffer aber erfand die Buchdruckerschwärze, welche er aus Kienruß und gekochtem Leinöl bereitete. Diese Erfindungen wurden zwischen den Jahren 1450 und 1455 bewerkstelliget.

Die größten Schwierigkeiten der Buchdruckerkunst waren also überwunden, ein Abdruck der Psalmen, dann einer lateinischen Bibel wurde begonnen, und ein bedeutender Gewinn ließ sich von diesem Unternehmen erwarten. Aber der habsüchtige Faust wollte diesen Gewinn allein einerndten. Er hatte Guttenbergen nach und nach 1600 Gold-

gülden,

gülden, gegen Verpfändung dessen Druckerzeugs, auf Zinsen geliehen. Nun, da bereits zwölf Bogen von der lateinischen Bibel abgedruckt waren, verklagte er Guttenbergen wegen nicht bezahlter Zinsen, und dieser, der nicht bezahlen konnte, wurde seines Druckerzeugs verlustig erklärt. Alle seine Lettern und übrigen Druckgeräthschaften wurden seinem Gegner zugesprochen. Hierauf setzte Faust in Verbindung mit Peter Schoiffer, dem er seine Tochter Christina zur Gattin gab, das gewinnversprechende Unternehmen weiter fort, und wahrscheinlich vollendeten beide schon im Jahre 1456 den Abdruck der lateinischen Bibel in drei Foliobänden und 1457 den Abdruck der Psalmen. Mit diesen Druckschriften reiste Faust (um 1462) nach Paris, um sie daselbst zu verkaufen. Dieß gelang um so mehr, je wohlfeiler sie abgelassen werden konnten. Bisher hatte ein Bibelexemplar vier- bis fünfhundert Goldgülden gekostet, Faust hingegen verkaufte ein solches erst für sechzig, dann für dreißig Goldgülden. Hierüber schrieen alle, die sich seither von dem Abschreiben der Bücher genährt hatten, besonders Mönche, und deren gab es nur allein in Paris und Orleans auf 10,000.*) Unkundig der neuen Erfindung nannten sie Fausten einen Schwarzkünstler und Teufelsbanner,

*) Siehe Breitkopf „über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst," Leipzig 1779, S. 43.

banner, und es erhob sich die Sage, er habe mit dem Teufel ein Bündniß gemacht und sey zuletzt von ihm geholt worden. Gewiß aber ist, daß er 1466 zu Paris starb, und daß Peter Schoiffer, der unterdessen in seiner Werkstätte zu Mainz unausgesetzt gearbeitet hatte, der alleinige Erbe seiner Druckerei wurde. Aber auch Guttenberg hatte seit 1456 zu Mainz eine neue Druckerei angelegt, wozu ihn der mainzische Syndicus Konrad Homery mit Geld unterstützte. Späterhin (1465) nahm ihn der mainzer Kurfürst Adolf von Nassau an seinen Hof; aber bald darauf starb er im Anfang des Jahres 1468.

Was er angeregt und begonnen hatte, ohne dafür nach Verdienst sich belohnt zu sehen, wurde noch in den letzten Jahren seines Lebens weiter verbreitet. Denn wie sehr man anfangs auch bemüht war, die neue Erfindung als ein Geheimniß zu bewahren — die Arbeiter mußten den Eid der Verschwiegenheit schwören — so wurde sie doch bald ausserhalb Mainz bekannt: zuerst vielleicht durch die, welche Guttenberg in Straßburg zu Gehilfen gehabt hatte (schon 1454 druckte Albrecht Pfister zu Bamberg); dann und gewisser seit 1462, als Adolf von Nassau, der wider Dither von Ysenburg zum Erzbischof von Mainz ernannt war, diese Stadt eroberte (27. October 1462).

Bei

Bei den Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die dieser Eroberung folgten, zerstreuten sich die Buchdruckergehilfen und brachten die neue Kunst in mehrere deutsche Städte. So wurde sie 1467 in Cöln, 1468 in Augsburg, 1470 in Nürnberg, 1473 in Ulm, 1484 in Wien, 1488 in Prag eingeführt. Von Deutschland kam sie zuerst nach Italien, dann nach Frankreich, Spanien, in die Niederlande, und allmählich in alle Staaten Europa's.

Unnöthig scheint es, noch etwas zum Lobe dieser Erfindung hinzuzufügen: zu unverkennbar ist ihr Einfluß auf die Fortbildung des menschlichen Geistes, als daß er besonders erörtert werden müßte. Nur folgende Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden.

Erstens, wahr ist es, die Buchdruckerkunst ist oft gemißbraucht worden zur Befriedigung niedriger Leidenschaften, zur Verbreitung schädlicher Irrthümer, Verkehrtheiten und Laster; auch haben manche sie als eine Beschränkung des Selbstdenkens betrachtet. Aber überhaupt kann der Mißbrauch des an sich Lobenswerthen die eigenthümliche Trefflichkeit desselben nicht aufheben, und was insbesondere die Buchdruckerkunst betrifft, so überwiegt der Vortheil, den sie schafft, den Nachtheil, zu dem sie gemißbraucht werden kann. — Zweitens, ihre Erfindung fiel in die glücklichste Zeit. Schon

war,

war, als sie ins Leben trat, das Lumpenpapier erfunden, das weit mehr als das kostbare Pergament und das unhaltbare Baumwollenpapier zum Bücherdruck und zur Verbreitung desselben sich eignete. Ferner war gerade damals eine Liebe für die wissenschaftlichen Schätze des Alterthums lebendig geworden, die auf Erhaltung und Verbreitung dieser Schätze und damit auf Verfeinerung des Geschmacks und höhrer Geistesbildung hinstrebte. Wie erwünscht mußte also eine Kunst erscheinen, die ganz dazu geschaffen war, jene Schätze des Alterthums vor gänzlicher Vernichtung zu retten, das Verlangen nach Mittheilung derselben zu befriedigen und Licht und Geschmack zu verbreiten. Eben darum geschah es auch, daß die Buchdruckerkunst in den verschiedensten Ländern leichten und schnellen Eingang fand. — Endlich mag der Deutsche mit patriotischem Hochgefühl bemerken, daß, wenn auch Italien das erste Land des neuen Europa war, in welchem Liebe zum Alterthum, Eifer für Wissenschaften, Streben nach Geschmacksbildung sich erhob, doch Deutschland es war, das die Buchdrukkerkunst und damit ein Mittel hervorbrachte, durch welches die Erhaltung der edelsten Denkmäler gesichert, und die segensreiche Reformation eben so wohl vorbereitet als befördert wurde.

XLI.

Die Eroberung Constantinopels.

Kaum hatte Muhamed II. den Thron seiner Väter bestiegen (1452), als er den Gedanken faßte, mit der Eroberung Constantinopels dem abgelebten griechischen oder oströmischen Kaiserthume ein Ende zu machen. Mit allem Feuer eines leidenschaftlichen Jünglings (er war damals erst 21 Jahre alt) entbrannte er für diesen Gedanken, überzeugt, daß die Eroberung Constantinopels alle andern Siege überstrahlen und seinen Ruhm über den Ruhm aller seiner Vorfahren erheben würde. Begierig ergriff er daher alles, was zu diesem Ziele hinführen konnte. Er baute (1452) ganz in der Nähe von Constantinopel auf der westlichen Seite des Bosporus ein Schloß (auf der östlichen oder asiatischen Seite hatte schon sein Großvater ein Schloß errichtet), um den Verkehr von Constantinopel zu sperren und das umliegende Gebiet zu verheeren; er nahm Risse von der feindlichen Stadt auf, um zu bestimmen, wo Batterien errichtet, Minen gegraben, Leitern angelegt werden sollten; er zog viele Truppen in der Gegend von Adrianopel zusammen und schickte andre nach dem Pelopones, um des Kaisers Brüder, die daselbst wohnten, in Schranken zu halten; er ließ Schiffe bauen, um Con-

Constantinopel auch auf der Seeseite angreifen zu können, und Kanonen gießen, die an Größe alles, was man damals von Geschütz kannte, weit übertrafen. Die größte seiner Kanonen schoß nach Versicherung eines damaligen Schriftstellers auf 600 Pfund, und um sie vor Constantinopel zu schaffen, wurden 60 Ochsen und 450 Menschen erfordert, von denen 200 auf beiden Seiten der Kanone angestellt wurden, um sie im Gleichgewicht zu halten, und 250 vorausgeschickt wurden, um zum Fortbringen derselben die Wege zu ebenen und zu sichern.

Der damalige Kaiser zu Constantinopel, Constantin IX. (1448 — 1453) ahnete, was ihm bevorstand, und suchte durch fügsame Nachgiebigkeit den drohenden Sturm abzuwenden; aber vergebens! Muhamed, in seinen Leidenschaften wild und unnachgiebig, blieb fest bei seinem Entschlusse, und die Nachgiebigkeit, die ihm bewiesen wurde, diente nur dazu, seine Anmaßlichkeit zu steigern und seine Ueberzeugung von der Schwäche Constantinopels zu bekräftigen. Eben so vergeblich war es, daß Constantin die abendländischen Fürsten und den Pabst um Beistand anflehete und Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche versprach: er erbitterte dadurch die Priester und das Volk zu Constantinopel und gewann

nichts bei dem Pabste und den abendländischen Fürsten; erstrer traute seinen Versprechungen nicht und zürnte über die Halsstarrigkeit der Griechen; und leztre waren viel zu sehr in ihren eignen Staaten beschäftigt, oder gegen die ihnen drohende Gefahr verblendet, oder gegen die Griechen seit den Zeiten der Kreuzzüge erbittert, als daß sie dem bedrängten Constantinopel Beistand geleistet hätten. Verlassen also von äusserer Hilfe, mußte Kaiser Constantin auf sich selbst, auf die Festigkeit seiner Hauptstadt und auf den patriotischen Geist seines Volkes bauen. Und wirklich that er, eines bessern Looses würdig, was in seinen Kräften stand. Er verstärkte die Befestigung der Stadt, versah sie mit allem Nöthigen und ermunterte die Einwohner zur tapfern und standhaften Gegenwehr. Aber seinem Volke fehlte es an Gemeingeist: von den hunderttausend Einwohnern, die Constantinopel in sich fassen mochte, ergriffen nur 4900 die Waffen; die übrigen zogen sich feig zurück, verbargen ihre Schätze oder flohen. Ganze Familien wichen noch vor der Belagerung aus der Stadt, und in den Augenblicken der größten Gefahr erhoben sich Glaubensstreitigkeiten unter den Zurückbleibenden.

Am 6ten April 1453 begann die denkwürdige Belagerung zu Wasser und zu Lande. Ein türkischer Admiral legte sich mit zwei bis dreihundert

Schif-

Schiffen vor die Mündung des Hafens, und Muhamed selbst erschien auf der Landseite mit einem Heere, das von einigen auf 80,000, von andern auf 258,000, von noch andern auf 400,000 Mann angegeben wird. Ein furchtbares Geschütz war diesem Heere beigesellt, und sogleich wurden Batterien angelegt, Schanzen aufgeworfen, und Streitthürme aufgeführt, die den Mauern an Höhe gleichkamen.

Aber wie groß auch Muhameds Macht war, so war sein Unternehmen doch nicht leicht. Constantinopel war stark durch seine Lage und Befestigung. Auf zwei Seiten vom Meere bespült, war es gegen die Landseite hin mit tiefen Graben, und einem doppelten Wall und Mauerwerk verschanzt; der Hafen war mit vielen Schiffen versehen, und durch eine große Kette gesperrt, die von Schiffen unterstützt wurde. Einige Schiffe der Genuesen und Venetianer waren aus Rücksicht auf die Gefahr, die ihnen drohete, der bedrängten Stadt zu Hilfe gekommen; überdieß hatten sich zwei- bis dreitausend Freiwillige eingefunden, und unter ihnen der edle Genuese Johann Justiniani, der allein durch seine Geschicklichkeit im Kriegswesen ein ganzes Heer aufwog. Eben deshalb hatte ihn Kaiser Constantin zum Oberbefehlshaber aller seiner Truppen ernannt und ihm die Herrschaft

über

über Lesbos versprochen, wofern er den Feind zur Aufhebung der Belagerung zwingen würde. Wirklich vollbrachte auch Justiniani ruhmwürdige Thaten. Mit seinen Freiwilligen schlug er die Feinde bei ihren häufigen Stürmen zurück, stürzte ihre Streitthürme um und vernichtete, wo er nur konnte, ihre Minen und Schanzen. Ueberall, wo Hilfe nöthig war, geschäftig, ließ er die Mauern, die durch des Sultans Geschütz niedergerissen waren, wieder aufrichten und die Graben reinigen. Auch auf der Seeseite konnte der Sultan anfangs nichts ausrichten. Vergebens war es, daß er mit seinen Schiffen den Hafen sperren ließ: vier genuesische Schiffe und eines mit kaiserlicher Flagge schlugen sich durch seine Flotte und kamen in den Hafen; vergebens war es, daß er selbst in den Hafen zu dringen suchte: er konnte die Kette, die ihn verschloß, nicht sprengen.

Hierüber bis zur Wuth erbittert und überzeugt, daß die Stadt nur dann zu erobern sey, wenn vom Hafen und Land zugleich gegen sie angestürmt werden könnte, faßte Muhamed den seltsamen Plan, seine Schiffe zu Lande in den obern Theil des Hafens zu bringen. Er ließ dazu einen Weg von dem Bosporus bis an die obere Seite des Hafens ebenen, bedeckte denselben mit Walzen, Balken und Bretern, die mit Fett bestri-

chen

chen waren, setzte dann auf selbige siebzig bis achtzig Schiffe und brachte sie in einer Nacht, acht italienische Meilen weit, glücklich in den Hafen. Hierauf ließ er am schmalsten Ort desselben durch Tonnen oder Fässer, die zusammengebunden und mit Balken und Bretern belegt wurden, eine Schiffbrücke oder schwimmende Batterie errichten, um auch von der Seeseite her die Stadt beschießen und bestürmen zu können.

Als die Griechen dieß Unerwartete sahen, wurden sie sehr bestürzt. Immer deutlicher wurde ihnen nun der Untergang ihres Reiches, und Kaiser Constantin schickte Abgeordnete an Muhamed II. mit dem Erbieten, sich für seinen Vasallen zu erklären und ihm jährlich so viel Tribut zu entrichten, als er fordern würde; nur sollte er von Constantinopel abziehen. Vergebens! Der Siegerstolz des Sultans verlangte die Uebergabe Constantinopels, und sein Machtgebot wußte diese Uebergabe zu erzwingen.

Nachdem alles zum Hauptsturm vorbereitet war, bestimmte er den 29sten Mai zur Ausführung desselben. Die Nachricht von diesem Vorhaben verbreitete in Constantinopel Angst und Schrekken. Man flehete zum Himmel um Gnade, man trug das Bild der Maria in feierlichen Aufzügen umher.

umher. Constantin selbst versammelte am Abend des 28sten Mai die vornehmsten seiner Krieger, um sie aufzumuntern und ihnen ihre Posten anzuweisen. Dann zog er in die Sophienkirche und empfing das heilige Abendmahl. Als er von hier in seinen Palast zurückgekehrt war, nahm er im Vorgefühl des nahen Todes von den Seinigen Abschied. Hierauf stieg er zu Pferd, um die Wachen zu besuchen und die Bewegungen des Feindes zu erforschen, und als das Stürmen begann, stellte er sich mit Justiniani und 3000 Griechen und Lateinern an das Thor Karsia auf der Landseite, wo wegen eines beträchtlichen Mauerbruchs der Hauptangriff zu erwarten war.

Um drei Uhr des Morgens begann der Sturm. Muhamed ließ ihn durch solche Truppen machen, auf die er am wenigsten hielt. Sie wurden zurückgetrieben. Auch die Janitscharen konnten anfangs nichts ausrichten: mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigten sich die Christen. Aber ihre Zahl war viel zu gering, als daß sie der Uebermacht der Feinde hinlänglichen Widerstand leisten konnten. Und als nun immer neue Schaaren der Türken anrückten und schon an mehreren Orten durch die äussere Mauer eindrangen; als ferner Justiniani verwundet seinen Platz verlassen hatte; und als endlich der Kaiser selbst, der noch immer mit Hel-

denmuthe kämpfte, mitten im Gewühle von Türken, die ihn nicht kannten, getödtet worden war: da gerieth das christliche Heer in Verwirrung und Flucht, Widerstand und Ordnung hörte auf, und die Türken drangen ohne Aufenthalt in die Stadt. Der noch übrige Theil derselben ergab sich auf Bedingungen.

Das Schicksal der eroberten Stadt war erträglich, wenigstens im Vergleich mit jener Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer in den Jahren 1203 und 1204. Die Stadt ward nicht, wie damals, durch Feuersbrünste verheert, oder durch Rohheit verwüstet. Auch die Zahl der Getödteten war nicht allzugroß: nur bei ihrem Eindringen hatten die Türken auf zwei- bis dreitausend der Einwohner getödtet; der übrigen verschonten sie, nicht sowohl aus Mitleid als vielmehr aus Habsucht, weil sie für das Verkaufen oder Losgeben der Gefangenen ansehnliche Summen erwarteten. Doch wurde die große und reiche Stadt drei Tage lang geplündert, und dabei manches herrliche Denkmal des Alterthums vernichtet. Muhamed selbst zeigte Großmuth und Wildheit, je nachdem Leidenschaften in ihm aufwogten oder ruheten. Er kaufte griechische Große seinen eignen Soldaten, von denen sie zu Gefangenen gemacht worden waren, ab und ließ wiederum viele von

denen, die er losgekauft hatte, hinrichten, wenn sie seiner Wollust oder Härte sich widersetzten. Uebrigens, entschlossen, Constantinopel zur Hauptstadt seines Reiches zu machen, schonte er der Stadt, ihrer Kirchen, Paläste und andrer öffentlichen Gebäude und versprach den Einwohnern seinen Schutz, ja sogar freie Religionsübung.

So ging mit der Eroberung Constantinopels das griechische oder oströmische Kaiserthum zu Grunde, nachdem es seit dem Tode des großen Theodosius 1058, und 977 Jahre länger als das weströmische Kaiserthum bestanden hatte. Zum Besitz seiner herrlichen Länder gelangte ein asiatisches Volk, das mitten unter den christlichen Staaten, unter die es sich drängte, seine fremdartigen Sitten, seine fremdartige Verfassung und seine das Christenthum anfeindende Religion hartnäckig beibehielt. Bei der wildaufstrebenden Kraft, die es zu Eroberungen trieb, drohete es den europäischen Staaten Verderben und Vernichtung. Schon hatte es durch die Schlachten bei Nikopolis (1396) und bei Varna (1444) der abendländischen Christenheit seine Furchtbarkeit fühlbar gemacht, und nach Ueberwältigung Constantinopels konnte es wohl auch Ungern überwältigen, dann nach Italien, Deutschland, ja selbst nach Frankreich seine Arme ausstrecken. Angst und Schrecken verbreitete daher

die Nachricht von der Eroberung Constantinopels über die abendländische Christenheit, und der Pabst forderte dringend erst zu Frankfurt (1454), dann zu Mantua (1455) die deutschen und italienischen Fürsten, so wie Frankreich und Burgund zu einem Kreuzzuge gegen die Türken auf. Vieles wurde ihm versprochen; aber der Kreuzzug kam nicht zu Stande. Es fehlte an Gemeingeist und festem Zusammenhalt von Seiten der christlichen Fürsten. Der damalige Kaiser Friedrich III. war bei seiner Lage und Geistesschwäche zu einem so großen Unternehmen nicht geeignet, und die übrigen Fürsten hielt Selbstsucht oder Verblendung in Unthätigkeit. Nur Ein Fürst, Matthias Corvinus, König von Ungern, strengte sich, wie sein Vater Johann von Hunyad, an, das weitere Vordringen der Türken zu hindern; aber kaum konnte er sich ihrer erwehren, geschweige denn, daß er sie aus ihren Eroberungen zu vertreiben vermochte. Die Türken blieben also in Europa, ein Schrecken für Ungern, Italien und Deutschland. Indessen mochten sie selbst bei dem Widerstande, den sie in Ungern, dann in Deutschland bei den Belagerungen Wiens fanden, zu der Ueberzeugung gelangen, daß es für sie nicht wohlgethan sey, sich weiter in Europa auszubreiten. Und als späterhin unter Sultanen, die im Harem, nicht im Lager erzogen waren, das

erste

erste Feuer ihres kühnen Muthes verrauchte, trat an die Stelle des wilden Eroberungsgeistes das beßre Streben, das Errungene zusammen zu halten und zu behaupten.

Doch nicht bloß durch die wechselnden Schicksale Constantinopels, nicht bloß durch die Schrecknisse, die sie verbreiteten, nicht bloß durch die Leiden der Besiegten und den Ungestüm der Sieger ist die Eroberung Constantinopels wichtig; bedeutender und anziehender wird sie für uns, wenn wir den Einfluß betrachten, den sie auf die Fortbildung des westlichen Europa's hatte.

In Constantinopel hatte sich während des ganzen Mittelalters, troß aller Ausartung und Verkehrtheit seiner Einwohner, ununterbrochen das Mechanische der Künste und ein Schimmer der Cultur, gleichsam ein Nachglanz der alten Herrlichkeit erhalten. Seit Constantins des Großen Zeiten bestanden hier Bibliotheken und gelehrte Schulen, nicht bloß für Geistliche, sondern für die vornehme Jugend überhaupt; gelehrte Kenntnisse galten für einen wesentlichen Theil der feinen Bildung; Gelehrte wurden zu den ersten Stellen des Staats erhoben; selbst viele Kaiser, besonders aus der Familie der Comnenen, zeichneten sich durch Gelehrsamkeit aus, und in jedem Jahrhundert gab es

hier

hier Männer, die sich durch eigene Schriften, oder durch Sammlung früher vorhandener, oder durch Auszüge aus denselben hervorthaten. Ja noch im funfzehnten Jahrhundert, so traurig auch damals die innere und äussere Lage des griechischen Kaiserthums war, starb das Studium der alten Litteratur in Constantinopel nicht aus: es blieb fortdauernd ein Haupttheil des Jugendunterrichts und ward noch von den letzten Kaisern gepflegt.

Das Wohlgefallen an diesem Studium hatte sich bei dem häufigen Verkehr mit dem Abendlande, den besonders Kreuzzüge und religiöse Fehden beförderten, allmählich von Constantinopel nach Italien verpflanzt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte es hier ausgezeichnete Männer ergriffen und durch sie auch die Großen Italiens. Aus den Schriften der alten Römer lernte man ahnen, wie weit herrlicher die Schriften der alten Griechen seyn müßten. Fürsten strebten daher, die Schriften der alten Griechen zusammen zu bringen, und Privatgelehrte, dieselben durch Abschriften zu vervielfältigen. Aber bei aller Mühe und allem Kostenaufwande rückte man nur langsam in diesem Streben fort. Es mangelte an den wichtigsten Werken der griechischen Litteratur und noch mehr an Sprach- und Sachkenntniß, um sie zu verstehen. Diesem Mangel wurde nun durch den Untergang des griechi-

schen

schen Kaiserthums abgeholfen. Schon als Constantinopel bedrohet, noch mehr als es erobert war, flüchteten von dort aus viele Gelehrte nach dem Abendlande und besonders nach Italien. Diese Flüchtlinge brachten, ausser mancherlei Geschicklichkeiten in Künsten und Gewerben, viele Werke des griechischen Alterthums und Sprach- und Sachkenntnisse zum Verstehen und Erklären derselben mit sich. Sie wurden daher, bei der hier schon erwachten Liebe für alte Litteratur, die Lehrer wißbegieriger Jünglinge und Männer, und die Bücher, die sie verbreiteten, führten zur weitern Kenntniß des Alterthums und zum tiefern Eindringen in ein Studium, das der Bildung des Geschmacks, der freiern Ansicht der Kunst und Natur, und darum auch dem Anbau aller Wissenschaften wohlthätig zu Statten kommt. Befördert aber und weiter verbreitet wurde dieses Studium durch edle Fürsten, wie die Mediceer, Cosmo und Lorenzo, waren, durch das Hinströmen wißbegieriger Ausländer nach Italien, durch die neuerfundene Buchdruckerkunst, die fast gleichzeitig mit dem Fall von Constantinopel aufkam, und durch den Briefwechsel der Gelehrten, der damals die Stelle gelehrter Zeitungen ersetzte.

So ward also der Untergang des griechischen Kaiserthums dem Reich der Wissenschaften heilbrin-

bringend, und obschon man nicht behaupten kann, daß dieser Untergang die erste und einzige Ursache des Wiederauflebens der klassischen Litteratur in Italien war *): so muß man doch gestehen, daß er zur Erhebung und Verbreitung desselben sehr vieles beitrug.

XLII.

Die Entdeckung Amerika's.

Das denkwürdigste Ereigniß am Schlusse des Mittelalters, mit dessen Darstellung wir die Erzählungen aus demselben am füglichsten beschließen können, ist die Entdeckung Amerika's, eben so wichtig an sich als wichtig durch ihre unabsehbaren Folgen.

Nicht, wie andre Entdeckungen, ist diese durch einen glücklichen Zufall bewerkstelliget worden, sondern durch gereiftes Nachdenken, durch scharfsinnige Benu-

*) Heeren (Geschichte des Studiums der griechischen und römischen Litteratur, Thl. I. S. 283) sagt: „Wenn man die Geschichte des vierzehnten und der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts mit Aufmerksamkeit studiert hat, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß die griechische Litteratur auch ohne den Fall von Constantinopel nach Italien, vielleicht nur langsamer gewandert seyn würde. Wären die griechischen Musen nicht nach Italien geflüchtet, so würde man sie geholt haben."

Benutzung gemachter Erfahrungen und durch ausdauernden Muth. Aber wie andre große Begebenheiten, so ward auch diese durch vorangehende Ereignisse vorbereitet. Besonders dienten hierzu die großen Entdeckungen, welche von den Portugiesen seit der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts (1418) auf der Westseite Afrika's gemacht wurden und am Ausgang desselben Jahrhunderts (1498) den Seeweg nach Ostindien aufschlossen.*) Denn durch diese Entdeckungen ward nicht nur die Ansicht der Erde erweitert, die Schiffahrtskunst verbessert, die Scheu vor Beschiffung unbekannter Meere gemindert und ein lebendiger Eifer für immer weitere Entdeckungen angeregt, sondern auch der Mann erweckt und gebildet, dessen hoher Geist die Entdeckung Amerika's bewerkstelligte.

Dieser Mann, **Christoph Columbus**, der Sprößling einer angesehenen, aber durch mancherlei Umstände verarmten Familie, war zu Genua im Jahr 1446 oder 1447 geboren. Schon in früher Jugend äusserte er die entschiedenste Neigung und Geschicklichkeit zum Seeleben: schnell und leicht lernte er alle darauf Bezug habende Künste und Wissenschaften. Seit seinem vierzehnten Jahre (1461) ging er zur See, zuerst nach den Häfen am mittelländischen Meere, dann nach dem atlantischen

*) S. histor. Bildersaal, Bd. IV. Th. I. S. 178 ff.

tischen Meere bis zur Insel Island. Im Kampfe gegen die Feinde seines Vaterlandes, Venetianer und Türken, erwarb er sich Ruhm und Reichthum. Ein Unfall führte ihn nach Portugal (1471). Als er einst unweit der portugiesischen Küste gegen einige venetianische Schiffe kämpfte, gerieth sein Schiff sammt dem feindlichen, das er geentert hatte, in Brand. Doch er, auch in den schwierigsten Lagen besonnen, erhaschte ein schwimmendes Ruder und erreichte die über zwei Seemeilen weit entlegene Küste Portugals. Gar bald empfahl er sich hier, wo Geschicklichkeit im Seewesen geachtet wurde, erhielt Dienste, that Seereisen nach den canarischen und azorischen Inseln und heurathete die Tochter eines erfahrnen Seehelden, Bartholomäus Perestrello, der schon an den ersten Entdeckungen der Portugiesen mitwirkenden Antheil genommen hatte. Durch ihn erhielt er Seekarten und Tagebücher, aus denen er mit den Grundsätzen und Weisen bekannt wurde, nach welchen die Portugiesen bei ihren Entdeckungen verfuhren. Diese Bekanntschaft weckte sein Nachdenken, und sein kühner Geist strebte es den Portugiesen zuvorzuthun. Diese hatten bis jetzt gemeint, einen Seeweg nach Ostindien zu finden, wenn sie ostwärts um Afrika segeln könnten; ihm aber drängte sich nach langem Nachsinnen und nach sorgfältiger Vergleichung neuerer Erfahrungen mit den Muthmaßungen alter

Schriftsteller der Gedanke auf, daß dasselbe Zie weit eher und gefahrloser zu erreichen sey, wenn man westwärts, quer durch das atlantische Mee segle. Einsichtsvolle Freunde, denen er diesen Ge danken (seit 1474) mittheilte, bestärkten ihn i demselben. Hierauf suchte er zur Ausführung des selben den Beistand einer europäischen Macht; abe nicht anders, als sollte er auf alle Leiden und Wi derwärtigkeiten seines spätern Lebens vorbereite werden, mußte er schon hierbei lange Jahre hin durch das Quälende des Zögerns und das Krän kende des Zurückweisens erfahren.

Zuerst wendete er sich (1482) an seine Va terstadt Genua; aber seine Landsleute hatten kei Vertrauen zu ihm und keine Lust zu einer weite und gewagten Seereise. Er wendete sich darau an den König von Portugal, Johann II. (1483) aber sein Vertrauen wurde gemißbraucht: heimlic wurde ein anderer als er zur Beschiffung des atlar tischen Meeres ausgesendet, und als dieser, erschreck durch widrige Winde und die unabsehbare Weit des Weges, bald und fruchtlos zurückkehrte, sei Plan als thörigt und unnütz verworfen. Nun er (1484) wendete er sich nach Spanien, währen er zu gleicher Zeit, besorgt wegen seiner Aufnahm am spanischen Hofe, seinen Bruder Bartholomäu nach England sendete; aber auch dieses doppelt

Begl

Beginnen schien gänzlich zu scheitern. Sein Bruder ward auf der Reise nach England von Seeräubern ergriffen, beraubt und einige Jahre gefangen gehalten; und als es demselben endlich gelang, von ihnen befreit, nach England zu kommen, befand er sich in solcher Armuth, daß er erst geraume Zeit mit dem Zeichnen und Verkauf von Landkarten sich beschäftigen mußte, um so viel Geld zusammen zu bringen, daß er in anständiger Kleidung bei Hofe erscheinen konnte, wo er vom König Heinrich VII. wenigstens nicht ungünstig aufgenommen wurde. Columbus selbst hatte inzwischen acht Jahre lang in Spanien vielerlei Kränkungen zu erfahren. Ferdinand der Katholische, der mit seiner Gemahlin, Isabelle von Castilien, gemeinschaftlich daselbst regierte, war bei seiner argwöhnischen und eigennützigen Denkart zu kühnen und ausserordentlichen Entwürfen nicht geneigt, und Isabelle, obschon hochsinniger und unternehmender, fühlte sich beschränkt durch Geldmangel und einen schwierigen Krieg mit den Mauren in Granada. Auch hatten sich die Spanier bis dahin noch nicht auf Seezügen versucht, und die Männer, denen der Hof die Prüfung des vorgelegten Planes übertragen hatte, erklärten denselben für unausführbar. Columbus wurde daher nach fünf Jahren vergebliches Harrens zurückgewiesen. Zwar wurde er nach einiger Zeit auf Empfehlung des Johann

Perez, Priors des Klosters Rabida bei Palo wiederum an den Hof berufen; aber seine Gegn wußten seine Hoffnungen abermals zu vereiteln Tief gekränkt wollte er nun nach England gehe als endlich sein Gesuch Genehmigung fand. Granada ward am 2ten Januar 1492 erobert, und der Freude über diese Eroberung öffnete sich da Herz Isabellens den Vorstellungen und Bitten d Freunde Columbens, eines Quintanella und San angel. Innigst gerührt befahl sie, den Columbu augenblicklich zurückzurufen, versprach jede sein Bedingungen zu genehmigen, und erbot sich soga ihre eignen Juwelen zu verpfänden, um das n thige Geld zusammen zu bringen. Columbu der gern jedes Ungemach verschmerzte, wo es d Ausführung seines großen Planes galt, kehrte gleich an den Hof von Santa Fé (bei Granad zurück und fühlte sich durch die gütige Aufnahm die er bei der Königin fand, für alle seitherig Kränkungen entschädigt. Am 17ten April 14 kam ein Vertrag mit ihm zu Stande. Es wur ihm zugesagt, daß er (und nach ihm seine Erbe in allen Meeren, Inseln und Ländern, die er e decken würde, Oberadmiral und Unterkönig sey daß ohne seine Beistimmung kein Statthalter selbst angestellt werden; daß er den zehnten Th von dem reinen Gewinn, den seine Entdeckung einbringen würden, genießen; daß er, oder

u

von ihm ernannter Richter alle Streitigkeiten, die über Handelssachen in den zu entdeckenden Ländern ausbrechen würden, entscheiden; und daß er den achten Theil zu den Kosten des bevorstehenden Seezuges beitragen, dafür aber auch den achten Theil des Gewinnstes desselben genießen sollte.

Nach Abschluß dieses Vertrags wurde zur Ausführung des Vorhabens geschritten; aber die Feinde Columbens wußten es gegen den Willen Isabellens dahin zu bringen, daß die Zurüstungen weder der Würde des Hofes noch der Wichtigkeit des Vorhabens angemessen waren. Nur drei unbeträchtliche Schiffe, die den Namen Santa Maria, Pinta und Nigna erhielten, wurden in dem Hafen zu Palos ausgerüstet und mit Lebensmitteln auf zwölf Monate versehen; nur aus 90 Mann, worunter nur wenige Edelleute vom Hofe Isabellens waren, bestand die Schiffsmannschaft; und nur auf 24,000 Thaler belief sich der Aufwand, der auf diese Ausrüstung verwendet wurde. Dennoch war Columbus damit zufrieden: es lag ihm zuviel an der Ausführung seines großen Gedankens!

Nachdem nun alle nöthigen Vorkehrungen vollendet waren, machte er sich zur Abreise fertig. Schon am 12ten Mai 1492 nahm er Abschied von dem König und der Königin; am 2ten August

zog er mit allen seinen Gefährten nach dem Kloster Rabida, wo er mit ihnen beichtete, das heilige Abendmahl genoß und Gott um das Gelingen seines Unternehmens anflehete. Darauf segelte er am 3ten August kurz vor Aufgang der Sonne aus dem Hafen von Palos ab. Er selbst befand sich als Oberadmiral auf dem größten seiner kleinen Schiffe, der Santa Maria, und die Brüder Pinzon, zwei spanische Edelleute und im Seewesen wohlerfahren, befehligten die beiden andern Schiffe: Martin Pinzon die Pinta und Vincenz Pinzon die Nigna.

Columbus steuerte zuerst den canarischen Inseln zu, und schon hier war es nöthig anzuhalten, um die schlecht gebauten Schiffe auszubessern. Doch war die Fahrt bis dahin ohne bedeutenden Anstoß fortgegangen. Aber als nun Columbus am 6ten Sept. von der canarischen Insel Gomera westwärts in ein noch unbekanntes, noch nie befahrenes Meer schiffte, hatte er nicht nur mit den Schwierigkeiten einer solchen Fahrt, sondern weit mehr mit der Aengstlichkeit und Verzagtheit seiner Gefährten zu kämpfen, und es bedurfte so vieler Wachsamkeit, Standhaftigkeit, Menschenkenntniß und Gewandheit, als er besaß, um die Kleinmüthigen zu ermuthigen und die Widerstrebenden zu beschwichtigen. Er verbarg ihnen die Weite des Weges,

Weges, den sie zurücklegten, deutete ihnen die auffallenden Naturerscheinungen, die sich ihnen zeigten, und ermunterte sie durch Aussichten auf große Reichthümer, die sie am Ziel ihrer Reise finden würden. Als aber immer weiter die Fahrt sich hinzog, als Tage kamen und Tage vergingen, und kein Land sich ihnen zeigte, sondern immer nur der weite Himmel und das unabsehbare Meer vor ihren Blicken lag, da ging ihre Aengstlichkeit und Verzagtheit in Wuth und Verzweiflung über. Alle Bande des Gehorsams löseten sich, und unter mörderischen Drohungen verlangten sie von ihm, augenblicklich umzukehren. Jetzt blieb ihm nur Eins übrig. Er verlangte von seinen Gefährten, „sie „sollten ihm nur noch drei Tage weiter folgen; „zeige sich dann kein Land, so wolle er die Unter„nehmung aufgeben und nach Europa zurücksegeln.“ Er wagte nicht allzuviel, indem er sich auf eine so kurze Zeitfrist beschränkte: die Nähe des Landes wurde immer gewisser. Das Senkblei erreichte den Grund des Meeres, die Züge der Vögel nahmen zu und bestanden auch aus Landvögeln; man sah Zimmerholz schwimmen, fing einen Baumast mit ganz frischen rothen Beeren; die Luft ward milder und während der Nacht veränderlich. Columbus befahl daher am Abend des 11ten October die Segel einzuziehen und genaue Wacht zu halten, um nicht mit Gewalt ans Land getrieben zu werden.

Kurz

Kurz vor Mitternacht bemerkte er in der Ferne ein Licht, und bald nach Mitternacht erschallte von der Pinta, die den übrigen Schiffen voraus war, das Freudengeschrei: „Land! Land!“ Mit der Beklemmung der Ungeduld und Ungewißheit erwarteten die Schiffenden den Anbruch des Tages. Er erschien (12. Oct. 1492), und vor ihnen lag eine reizende Insel. Freude und Jubel, Beschämung und Reue erfüllte nun die Schiffenden. Unaufgefordert und inbrünstig sangen sie das Danklied: „Herr Gott dich loben wir ꝛc.,“ baten dann auf ihren Knieen den Columbus um Verzeihung und gelobten ihm im Gefühl seiner Weisheit den unverbrüchlichsten Gehorsam.

Mit festlichem Gepränge, fliegenden Fahnen und lautschallender Kriegsmusik ruderten sie der Insel zu. Columbus selbst war der erste, der sie betrat. In einem reichen Kleide, mit dem bloßen Degen in der Hand, schritt er ans Land; seine Mannschaft folgte ihm, und alle knieeten nieder und küßten den so lange ersehnten Boden. Darauf errichteten sie ein Kreuz, dankten Gott für das Glück ihrer Reise und nahmen für die Krone Castiliens Besitz von dem neuentdeckten Lande.

Während dieses geschah, wurden sie von vielen Eingebornen umgeben, die mit Verwunderung eine

eine Begebenheit anstaunten, die sie nicht begriffen und deren Folgen sie nicht ahneten. Aber auch die Europäer waren voll Erstaunens über das viele Neue, was sie sahen. Ganz andre Stauden und Bäume, ganz andre Thiere, ganz andre Menschen, als sie in ihrer Heimath zu sehen gewohnt waren, fanden sie hier. Die Insel schien fruchtbar, war aber wenig angebaut. Von den Eingebornen wurde sie Guanahani genannt; Columbus aber gab ihr zum Dank für die gefundene Rettung den Namen St. Salvador. Sie ist eine der lukayschen oder Bahama-Inseln. Die Einwohner, gutmüthige Wilde, nackt, kupferfarbig und ohne Bärte, anfangs scheu und schüchtern, wurden bald mit den Spaniern vertraulich, als ihnen diese Schellen, Glaskorallen, Spiegel und andre Kleinigkeiten schenkten. Sie gaben dafür, was sie besaßen, rohe Lebensmittel und Baumwolle. Gold hatten sie nicht, nur Goldbleche, die sie als Zierrathen in ihren Nasen trugen. Auf die Frage, woher sie dieselben bekämen, wiesen sie nach Süden. Hierdurch bewogen, brach Columbus nach Süden auf. Jetzt entdeckte er mehrere kleine Inseln, dann die große Insel Cuba, und am 6ten December Haiti, von ihm Hispaniola, späterhin St. Domingo genannt. Hier zeigten sich Spuren von Reichthümern, aber noch nicht das eigentliche Goldland, nach welchem alle begierig waren. Doch ausser

Stand, jetzt dieses Goldland aufzusuchen — sein größtes Schiff, Santa Maria, scheiterte am 24sten December, und mit der Pinta hatte sich Martin Pinzon heimlich entfernt — beschloß Columbus, nach Europa zurückzukehren. Er legte daher mit Beistimmung der Einwohner von Hispaniola, die er durch Freundlichkeit gewann, auf der Nordseite ihrer Insel eine kleine Festung, Navidad, an, ließ daselbst 38 Spanier unter Anführung des Diego d'Arada zurück, ermahnte sie zu einem liebreichen Betragen gegen die Einwohner und trat am 4ten Januar 1493 mit dem einzigen Schiffe, das er noch hatte, die Rückreise nach Europa an.

Der Anfang derselben war glücklich. Am dritten Tage (den 6. Jan.) traf er mit der Pinta zusammen, deren treulosem Befehlshaber er verzieh, und ein günstiger Wind begleitete ihn bis zum 14ten Februar. Jetzt aber erhob sich ein furchtbarer Sturm, der den Schiffenden den Untergang drohete. Alle schrieen, beteten oder fluchten; nur Columbus bewährte auch hier die Standhaftigkeit eines großen Geistes. So lange er konnte, wendete er alle Geschicklichkeit zur Rettung seiner beiden Schiffe an, und als ihm selbst diese Rettung unmöglich schien, suchte er wenigstens seine Entdeckung für Europa zu erhalten. Er beschrieb auf Pergament die Reise, die er vollführt,

die

die Länder, die er entdeckt, und die Colonie, die er daselbst zurückgelassen hatte; versiegelte dann dieses Schreiben und richtete die Aufschrift an den König von Spanien, mit dem Bemerken, daß wer es unerbrochen demselben einhändigen würde, tausend Ducaten Belohnung erhalten sollte. Hierauf wickelte er es in ein geöltes Tuch, schloß dieses in einen Wachskuchen, legte letztern in eine sorgfältig verschlossene Tonne, und warf die Tonne in die See. Aber es bedurfte dieser Vorsicht nicht, um eine so wichtige Entdeckung zu erhalten. Der Wind legte sich, die See wurde ruhig, und am 16ten Februar gelangte Columbus auf die azorische Insel St. Maria. Hier erholte er sich von den erlittenen Beschwerden und versah sich mit neuen Lebensmitteln. Doch kaum war er wieder abgesegelt, als er in neue Gefahren gerieth. Abermals erhob sich ein furchtbarer Sturm, und nach zwei schreckvollen Tagen sahe er sich genöthigt in den Tejo einzulaufen (4. März). So gelangte er, statt nach Spanien, zuerst nach Portugal. Fünf Tage blieb er daselbst, wo er nun die beschämen konnte, die ihn vorher als einen eiteln und betrüglichen Abenteurer zurückgewiesen hatten. Dann segelte er nach Spanien und am 15ten März 1493 lief er in denselben Hafen von Palos ein, den er vor sieben Monaten und eilf Tagen verlassen hatte.

Jetzt

Jetzt genoß er den schönsten Lohn seiner preiswürdigen Anstrengungen. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner des Geschützes und dem lautschallenden Jubel des Volkes stieg er ans Land. Sein frommer Sinn führte ihn zuerst in die Kirche, um Gott für die glückliche Vollendung seiner gefahrvollen und wichtigen Reise zu danken. Dann ließ er dem königlichen Paare seine Ankunft melden, und Ferdinand und Isabelle ladeten ihn ein, sogleich nach Barcellona, wo sich damals der Hof befand, zu kommen, um einen ausführlichen Bericht seiner Anstrengungen und der Erfolge derselben zu erstatten. Mit Freuden folgte er dieser Einladung, und sein Zug nach Barcellona glich einem Triumphzuge der altrömischen Feldherren: allenthalben drängte sich das Volk herbei und begrüßte ihn mit Bewunderung und Ehrfurcht. Und wie mußte er sich belohnt fühlen, als er nun feierlich in Barcellona einzog, noch mehr angestaunt, als alle Menschen, Thiere, Pflanzen und andere Erzeugnisse der neuen Welt, die er mit sich führte; und als dann Ferdinand und Isabelle von dem Throne, auf dem sie im königlichen Schmucke saßen, vor ihm aufstanden, ihn, der knieend ihre Hand küssen wollte, aufhoben und auf einen für ihn bereiteten Stuhl niedersetzen ließen. Mit würdevollem Anstand und zugleich mit jener edlen Bescheidenheit, die wahrhaft großen Männern eigen

ist,

ist, erstattete er jetzt einen umständlichen Bericht von seiner Reise; und kaum hatte er geendigt, als der König und die Königin niederknieeten, und Gott für eine Entdeckung dankten, die ihrem Reiche Ruhm und Vortheil und dem christlichen Glauben weite Verbreitung versprach. Dann aber bethätigten sie auch ihren Dank gegen Columbus. Sie bestätigten ihm die schon zugesagten Rechte, erhoben ihn mit seiner Familie in den Adelstand und ertheilten, was ihn am meisten erfreute, den Befehl, unverzüglich eine starke Flotte auszurüsten, womit er die bereits entdeckten Länder und noch mehrere, wie er zuversichtlich hoffte, in Besitz nehmen könnte. Dabei wurde auch des Pabstes nicht vergessen. Ferdinand und Isabelle wendeten sich an ihn, um durch ihn ein Recht auf die neue Welt zu erhalten. Und gern sprach ihnen der Pabst, damals Alexander VI., ein geborner Spanier, die neue Welt, die er weder besaß noch kannte, zu (4. Mai 1493): er sah hierin eine Vermehrung seiner Macht. Um aber den Portugiesen, denen früher (1452) eine ähnliche Schenkung gemacht worden war, nicht wehe zu thun, zog er eine Linie von einem Pole zum andern, hundert Seemeilen westwärts von den azorischen Inseln, und befahl, daß alles, was ostwärts dieser Linie liege, den Portugiesen, was aber westwärts derselben liege, den Spaniern zukommen sollte.

sollte. Späterhin ward diese Linie, auf Antrag der Portugiesen, weiterhin nach Westen gezogen. Das neuentdeckte Land aber bekam, da man es nach der Meinung des Columbus für einen Theil Indiens hielt, den Namen Westindien. Erst in der Folge, als der Florentiner Amerigo Vespucci mit dem Spanier Ojeda eine Entdeckungsreise nach dem festen Lande der neuen Welt unternommen (1499) und dann eine Beschreibung der letztern herausgegeben hatte, die mit der größten Theilnahme gelesen wurde, geschah es, daß diese neue Welt nach dem Namen ihres ersten Beschreibers Amerika genannt wurde.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle weitern Entdeckungen, die durch jene erste veranlaßt wurden, umständlich schildern wollten: wie z. B. der kühne Nugnez de Balboa nach muthiger Bekämpfung vieler Schwierigkeiten, von der Landenge Panama aus, das große Südmeer entdeckte (1513) und der Portugiese Ferdinand Magellan, der erste Weltumsegler (10. August 1519 — 7. Sept. 1522), dasselbe zuerst beschiffte; wie die goldreichen und schon geordneten Reiche Mexiko und Peru, jenes von Ferdinand Cortes (1519—1521), dieses von Franz Pizarro (1531 — 1535) aufgefunden und erobert wurden; wie ferner die Engländer unter Cabot die Küste von Neufoundland 1496, die Portugiesen unter

Cortereal die Küste von Labrador (1500) und unter Cabral Brasilien (1500) entdeckten; wie 1512 Florida, 1515 die Gegend am Ausflusse des la Plata, 1533 Californien, 1534 Canada aufgefunden wurde ꝛc. Nur die erste Entdeckung Amerika's sollte hier dargestellt werden. Doch sind wir es dem Ruhme und Verdienste Columbens schuldig, den Fortgang seiner Unternehmungen und den Ausgang seiner Schicksale wenigstens kürzlich anzudeuten.

Noch dreimal reiste Columbus nach der neuen Welt und entdeckte ausser vielen Inseln auch das feste Land von Amerika. Am 25sten Sept. 1493 trat er seine zweite Reise an mit 17 Schiffen, 1500 Mann und versehen mit allem, was zu großen Eroberungen und Niederlassungen nöthig schien. Jetzt kam er zuerst nach den Inseln Desirade (Deseade), Guadeloupe, Portorico, und mehrern andern der Antillen. Das Fort Navidad zu Hispaniola fand er sammt den daselbst zurückgelassenen Spaniern vertilgt: die rohe Ausgelassenheit der letzteren hatte den Zorn der gutmüthigen Einwohner bis zu deren Vertilgung gesteigert. Er legte daher auf der Nordseite von Hispaniola eine Stadt an, die er Isabelle nannte und drang in das Innere der Insel bis zu dem Gebirge Cibao, das einen ergiebigen Bergbau darbot. Darauf machte

machte er im Jahr 1494 weitere Entdeckungen auf dem caraibischen Meere, wo er unter andern Jamaika fand. Aber neue Kümmernisse trafen ihn, als er nach Hispaniola zurückkehrte. Die Goldgier seiner Gefährten und seines Hofes und der Unwille beider über getäuschte Erwartungen nöthigten ihn, die Eingebornen mit Menschen, Pferden und Hunden zu bekriegen und ihnen drückende Abgaben an Goldkörnern und Baumwolle aufzulegen (1495). Und doch konnte er den Verleumdungen seiner Gefährten und dem Mißtrauen eines argwöhnischen Hofes nicht entgehen. Ein spanischer Kammerjunker Aguado kam mit königlichen Vollmachten zur Untersuchung seines Betragens nach Hispaniola. Um diesem Schimpf zu entgehen, kehrte er 1496 nach Spanien zurück. Hier ward er ehrenvoll aufgenommen, gewann aufs neue das Zutrauen des Hofes, und die Ausrüstung einer Flotte zu einer neuen Ansiedelung in der neuen Welt wurde ihm versprochen. Aber auf Betrieb seiner Feinde vergingen zwei Jahre, ehe diese Ausrüstung zu Stande kam. Um sie zu beschleunigen, that er einen Vorschlag, der höchst schädliche Folgen hatte. Er erbot sich Verbrecher, die das Leben verwirkt hätten, mit sich zu nehmen und sie zu Ansiedlern in der neuen Welt zu machen.

Erst

Erst am 4ten Juli 1498 konnte er seine dritte Reise antreten mit sechs Schiffen von ziemlicher Größe. Dießmal schiffte er südlicher und entdeckte die Insel Trinidad, das feste Land am Ausfluß des Orinoco, Paria und Cumana, dann die Perleninseln Cuagua und Margarita. Aber zu Hispaniola traf er große Zerrüttungen. Zwar hatte sein Bruder Bartholomäus auf der Südseite dieser Insel eine neue Stadt angelegt, St. Domingo, nach welcher nun die ganze Insel benannt wurde; aber ein Spanier, Franz Roldan, den er als Oberrichter zurückgelassen hatte, hatte mit andern Spaniern einen Aufstand gegen ihn und seinen Bruder erhoben. Nur mit großer Mühe konnte er den Aufstand stillen, und gleich darauf wurde er selbst ein Opfer seiner redlichen Anstrengungen. Die verleumderischen Berichte, die die Aufrührer über sein Verfahren an den spanischen Hof absendeten, fanden dort, wo Eifersucht, Neid und Argwohn einheimisch waren, mehr Glauben als die von ihm erstatteten Berichte. Eingenommen gegen ihn sendeten Ferdinand und Isabelle den Ritter Franz de Bovadilla nach Hispaniola mit der Vollmacht, Columbens Betragen zu untersuchen und, falls die wider ihn angebrachten Beschuldigungen gegründet wären, ihn abzusetzen und die Regierung zu übernehmen. Bovadilla machte von der ihm übertragenen Gewalt den schnödesten Mißbrauch.

Gleich bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der Wohnung und Schätze des Columbus und behandelte ihn als einen überwiesenen Verbrecher. Ohne ihn zu hören, ließ er ihn und seinen Bruder gefangen nehmen, in Ketten legen und auf ein Schiff bringen, das ihn nach Spanien führen sollte. Columbus ertrug dieses alles mit der Würde der Unschuld, ja er gab nicht einmal zu, daß der, über solche Mißhandlung gerührte Schiffscapitain ihm die Ketten abnehmen durfte. So kam er am 23sten November 1500 gefesselt nach Spanien. Hier schämten sich selbst Ferdinand und Isabelle des Verfahrens gegen ihn. Sie ließen ihn sogleich frei und ladeten ihn ein, nach Hofe zu kommen. Er erschien, rechtfertigte sich mit Nachdruck und Würde und bewirkte dadurch so viel, daß Bovadilla sogleich abgesetzt wurde. Aber noch wirkte ihm Eifersucht und Argwohn entgegen: die ihm verliehene Würde eines Unterkönigs wurde ihm, wie oft und dringend er auch darum bat, nicht zurückgegeben, vielmehr wurde der Ritter Nicolaus d'Ovando als Statthalter nach Hispaniola gesendet. Tief empfand Columbus das Ungerechte und Kränkende dieses Verfahrens. Er nahm daher die Ketten, mit denen er gefesselt worden war, überall mit sich und verlangte, daß sie ihm nach seinem Tode mit ins Grab gelegt werden sollten.

Nur eines konnte er noch von dem spanischen Hofe erlangen, nämlich die Einwilligung zu einer neuen Reise, um mitten durch die von ihm entdeckten Länder eine Durchfahrt nach Indien, die er hier gewiß zu finden hoffte, aufzusuchen. Demnach trat er am 9ten Mai 1502, begleitet von seinem Bruder Bartholomäus und seinem Sohne Ferdinand, von Cadix aus seine vierte und letzte Reise nach der neuen Welt an. Nur vier Schiffe waren ihm mitgegeben, und die schlechte Beschaffenheit derselben nöthigte ihn, sich zuerst nach Hispaniola zu wenden. Hier kam er am 29sten Juni an; aber er wurde schmählich von St. Domingo zurückgewiesen und mußte in einer andern Gegend dieser Insel eine Zuflucht suchen. Nach einigen Wochen verließ er sie wieder, um eine neue Straße in das indische Weltmeer aufzufinden. Jetzt entdeckte er die ganze Küste des festen Landes von dem Vorgebirge Gracias a Dios bis zum Hafen von Portobello; aber die gesuchte Durchfahrt fand er nicht, und wüthende Stürme, so wie die gänzliche Untauglichkeit seiner Schiffe nöthigten ihn, sich nach Jamaika zu wenden. Kaum konnte er diese Insel erreichen (24. Jan. 1503); die zwei ihm noch übrigen Schiffe zertrümmerten auf dem Strand, und an Wiederherstellung derselben war nicht zu denken. Jetzt befand er sich in der trübseligsten Lage. Abgeschnitten von der übri-

übrigen Welt, schien er unter Wilden sein Leben beschließen zu müssen. Da wagten zwei seiner Vertrauten zu seiner Rettung das eigne Leben. In ausgehöhlten Baumstämmen ruderten sie dreißig Seemeilen weit auf dem Weltmeer nach Hispaniola. Sie kamen glücklich daselbst an, aber acht Monate vergingen, ehe sie von dem hartherzigen Ovando Hilfe für ihren geliebten Columbus erbitten konnten. Indessen hatte dieser die herbesten Leiden auf Jamaika zu bestehen. Die Eingebornen, von den habsüchtigen Spaniern troß aller seiner Warnungen gemißhandelt, entzogen ihm den nöthigen Beistand und seine eigenen Leute empörten sich wider ihn. Gegen jene nützte ihm in den gefahrvöllsten Augenblicken seine Kenntniß der Sternkunde: er sagte ihnen eine Mondfinsterniß voraus, wodurch er so hohe Ehrfurcht bei ihnen gewann, daß sie ihm Lebensmittel, an denen es ihm gänzlich mangelte, im Ueberfluß darbrachten; aber gegen diese mußte er die Gewalt der Waffen gebrauchen, um sie zu dem schuldigen Gehorsam zurückzuführen. So hatte er über ein Jahr auf Jamaika hinbringen müssen, als endlich zu seiner Rettung Schiffe aus Hispaniola herbei kamen, mit denen er am 13ten August 1504 auf diese Insel gelangte. Hier wurde er scheinbar mit Ehrenbezeigungen empfangen, aber in der That auf vielfache Weise gekränkt. Nach vielen Bitten erlaubte ihm Ovando nach

Spa-

Spanien abzusegeln (12. Sept. 1504); aber so schlecht waren die Schiffe, die er ihm übergab, daß er nur mit Mühe Spanien erreichte (Dec. 1504.). Und was konnte er hier ausrichten? Seine einzige Stütze, die Königin Isabelle, hatte ihm eben der Tod entrissen (26. Nov. 1504), Castilien war voll Verwirrung und Unruhe, und Ferdinand hörte nicht auf seine Bitten und Klagen: er erschien als ein Ueberlästiger. Der Gram über so viele Kränkungen nagte an seinem Leben und beschleunigte seinen Tod. Er starb zu Valladolid, den 20sten Mai 1506 im 59sten Jahre seines Alters, und zu St. Domingo auf Hispaniola wurde er begraben mit den Ketten, die er einst getragen hatte.

Selten haben die Urheber großer Entdeckungen und Erfindungen und andere Wohlthäter der Menschheit das Lebensglück genossen, das sie verdienten. Neid und Eifersucht ihrer Zeitgenossen hat ihnen mit Undank gelohnt; Verfolgungen und Qualen sind über sie gekommen, und erst die Nachwelt hat ihnen durch Ehre und Ruhm vergolten, was ihre Mitwelt an ihnen verschuldete. So muß, wer Großes leisten will, auch zu großen Opfern bereit seyn: das Große und wahrhaft Ersprießliche kann nur unter Mühen und Thränen reifen. Auch Columbus mußte dieß erfahren. Ungerecht und undankbar wurde er von dem Könige und vielen der

der Spanier behandelt; aber bei der Nachwelt blühet ihm der unverwelkliche Ruhm, durch seinen hohen Geist und ausdauernden Muth die wichtige und folgenreiche Entdeckung Amerika's bewerkstelliget zu haben.

Ja, wichtig und folgenreich muß diese Entdeckung genannt werden! Um dieß zu bewähren, sey es genug, hier nur einige Folgen anzudeuten, die sie für Europa überhaupt, für Spanien insbesondere und für Amerika hatte.

Nicht für Spanien allein, sondern für ganz Europa ward die Entdeckung Amerika's errungen. Denn ganz Europa hat durch sie an wissenschaftlichen Kenntnissen, an Betriebsamkeit, an Reichthümern und an Erweiterung seines Einflusses gewonnen. Wie ganz anders gestaltete sich nun den Europäern die Ansicht und Kenntniß der Erde, die Natur- und Menschenkunde! Wie ganz anders wurde nun der Gang des Handels und der Schiffahrt, wie weit reger und verbreiteter der Unternehmungsgeist, wie weit lebhafter und ausgedehnter der Verkehr unter den verschiedensten Völkern und damit der Austausch der Ideen! Ferner, welche Mannichfaltigkeit neuer Lebensmittel, Gewürze, Arzneien und Färbestoffe wurde nun bekannt; welche ungeheure Masse von Reichthümern

an Gold und Silber, an Perlen und Edelsteinen wurde nun in Umlauf gesetzt, und welchen Einfluß hatte dieses auf die Preise der Dinge! Auch gelangte Europa jetzt erst zum Gefühl seiner Ueberlegenheit an Geisteskraft und Geistesbildung; es faßte den kühnen Gedanken einer Weltherrschaft; und wirklich gelang es dem kleinsten Welttheil über einen großen Theil der übrigen Welttheile seine Herrschaft zu verbreiten.

Nur ein Land Europa's, Spanien, das am ersten und meisten durch diese Entdeckung zu gewinnen schien, verlor am meisten. Den Glanz und Reichthum, den es von selbiger einerndete, erkaufte es mit seiner Entvölkerung und Entartung. Unter der Regierung Ferdinands und Isabellens war das spanische Volk eines der thätigsten und angesehensten Europa's; aber schon seit der Regierung Philipps II. verlor es an Thatkraft und Ansehn. Viele seiner Bürger und gerade die kühnsten und kräftigsten wurden ihm durch die neue Entdeckung entzogen. Denn wer nur über das Loos der Niedrigkeit sich zu erheben strebte, oder wer begierig nach Reichthümern war, und für die Befriedigung jenes Strebens und dieser Begierde Gefahren gering achtete, der zog nach Amerika, als dem Lande, das Ruhm und Reichthum jedem Kühnen darbot. Ferner, je schneller

und reichlicher von dort Reichthümer nach Spanien flossen, um so mehr entwöhnten sich die Spanier der Thätigkeit und Geduld, die zum Betrieb eines langsam, aber sicher nährenden Gewerbes erforderlich ist. Darüber kamen Fabriken und Manufakturen, Handel und Ackerbau in Spanien zum Verfall; kaum erzeugte es noch den nothdürftigsten Lebensunterhalt für seine Einwohner, und bald mußte es, troz seiner Bemühungen alle Ausländer von dem Verkehr mit Amerika auszuschließen, die Schäze der neuen Welt mit diesen theilen. Von Engländern, Holländern, Franzosen und Deutschen mußte es die Fabrikate, deren es für sich und seine amerikanischen Besizungen bedurfte, einkaufen, und nicht lange dauerte es, daß diese thätigeren Nationen unmittelbaren Handel mit Amerika trieben. Dadurch theilte sich der Strom von Reichthümern, der aus Amerika nach Europa floß, in unzählige Bäche, und Spanien wurde bei aller Zufuhr von Schäzen arm, während andre Länder bei regsamen und ausdauerndem Fleiße reich wurden. Demnach lehrt Spaniens Beispiel auf das Ueberzeugendste, daß der Wohlstand eines Volks keineswegs von der Masse des ihm zuströmenden Reichthums abhängt, und daß ganzen Völkern, wie einzelnen Menschen, plözlich erworbener Reichthum oft mehr zum Schaden als zum Vortheil gereicht.

Blicken

Blicken wir endlich auf Amerika hin, so zeigen sich die ersten Wirkungen der Entdeckung dieses Welttheils für ihn selbst sehr traurig. Die Spanier sahen das Volk Amerika's als ein niedriges Geschlecht an, das kaum den Namen Menschen verdiene, und durch die Schenkung des Pabstes wähnten sie zur Unterjochung desselben berechtigt zu seyn. Mit aller Härte tyrannischer Herren wütheten sie gegen dasselbe und gebrauchten ihre Ueberlegenheit an Kriegsgeschicklichkeit, Schießgewehr, Pferden und Hunden zu dessen Unterdrükkung. Mehr als die Hälfte der ursprünglichen Einwohner Amerika's wurde eben so wohl durch das Schwert als durch unmenschlich harte Behandlung und Arbeit vertilgt. Aber wie in der physischen Welt schreckhafte Stürme, die große Verheerungen anstiften, oft dazu dienen, Fruchtkörner nach weitentlegenen Klippen und Felsen zu treiben und eine Schöpfung voll Leben da zu schaffen, wo sonst alles öde und wüste seyn würde: so dienen in der Menschenwelt wilde Leidenschaften, die das Lebensglück Vieler zertrümmern, oft dazu, eine beßre Zukunft herbeizuführen. Dasselbe gilt auch in Bezug auf Amerika! Während die unglücklichen Amerikaner durch die wilde Leidenschaftlichkeit der Spanier gemißhandelt wurden, wurde der Same beßrer Zeiten unter ihnen ausgestreut. Alle Kenntnisse und Geschicklichkeiten, alle Wissenschaf-

ten

ten und Künste der Europäer kamen dahin und fanden langsamen, aber sicher wirkenden Eingang. Selbst das Christenthum, das mit unchristlicher Härte den Amerikanern aufgedrungen wurde, kann und wird immer mehr seinen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung roher Gemüther offenbaren. So erhebt sich Amerika unter den Einflüssen der von Europa ihm zugeführten Cultur; schon ist daselbst mehr als ein Freistaat entstanden; und wer weiß, ob nicht Amerika von der Vorsehung dazu bestimmt ist, der Herrlichkeit Europa's, namentlich dessen Uebergewichte über andere Erdtheile ein Ende zu machen.

Ueberhaupt sind die Folgen der Entdeckung Amerika's für uns noch unübersehbar; erst einer spätern Zeit werden sie deutlicher werden, und nur der unendliche Geist, der alles umfaßt und das Unglück Einzelner zum Glück des Ganzen lenket, vermag sie zu überschauen und zu leiten.



In-

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von den Kreuzzügen bis zur Reformation.

(Fortsetzung.)

XX.V.

Vierzehn Kupfer
zum
historischen Bildersaal.

Vierten Bandes zweiter Theil. Wohlfeilere Ausgabe.

Tafel. XLVI. **Kaiser Friedrich I. im Kampfe gegen die Lombarden.**
Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, hielt auf die Nachricht von dem Abfall der Lombarden und des Bundes, den sie geschlossen hatten, eine Versammlung zu Pavia (21. Sept. 1167), die als Anfangspunkt seines Kampfes gegen den Lombardenbund angesehen werden muß. Er sprach die Reichsacht über diesen Bund aus, und indem er nach Rittersitte seinen Handschuh mitten in die Versammlung warf, betheuerte er feierlichst, er werde die Frechheit der Rebellen züchtigen.

- XLVII. **Heinrich der Löwe demüthiget sich vor Kaiser Friedrich I.**
Der kräftige Herzog zu Baiern und Sachsen, Heinrich der Löwe, war durch Kaiser Friedrich I. geächtet und seiner Herzogthümer entsetzt worden (Würzburg, Jan. 1180). Anfangs hatte er sich dieser harten Verfügung widersetzt, aber bald sah er sich genöthigt, der Uebermacht zu weichen. Auf einer Fürstenversammlung zu Erfurt (Nov. 1181) warf er sich dem Kaiser, vormals seinem Freunde, zu Füßen und überließ seine Sache der Gnade desselben.

- XLVIII. **Kaiser Friedrich II.**
Kaiser Friedrich II. befand sich zu Turin, umgeben von einigen seiner Großen, als er die Nachricht empfing, daß der Pabst Innocenz IV. Bannfluch und Thronentsetzung über ihn ausgesprochen habe (16 Jul. 1245). Er gerieth in den heftigsten Zorn, ließ sein Schmuckkästchen herbeibringen, öffnete es, und nahm aus demselben eine seiner Kronen. Dann rief er mit donnernder Stimme: „Noch habe ich meine Krone nicht verloren, und troß der Angriffe des Pabstes und der Beschlüsse der Synode will ich sie nicht ohne blutigen Kampf verlieren.''

- XLIX. **Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel.**
Konradin, der Enkel Friedrichs II., unglücklich im Kampfe gegen Karl von Anjou, der ihm sein Erbreich, das Königreich beider Sicilien, entrissen hatte, war bei Tagliacozzo geschlagen, dann gefangen und zum Tode verurtheilt worden. Am 26. Oct. 1268 wurde dieses Urtheil vollzogen. Konradin wurde mit seinen Unglücksgefährten, unter denen Friedrich von Oestreich besonders genannt wird, auf das Blutgerüste gebracht. Eine unzählbare Volksmenge umringte dasselbe, und Karl von Anjou befand sich mit seinem Hofe auf einem nahen Thurme. Der Richter Robert von Bari las das gefällte Todesurtheil nochmals vor, das Volk murrte und Konradin widersprach. Vergebens! Da zog er seinen Handschuh aus und warf ihn als eine Aufforderung zur R[illegible]hung seines Todes unter die versammelte Menge. Einer der Anwesenden soll den Handschuh aufgehoben und dem Fürsten von Aragonien überbracht haben.

- L. **Rudolf von Habsburg.**
Rudolf von Habsburg gerieth, ehe er deutscher König wurde, mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Basel in Händel. Gefährlich schien es ihm, zwei Fehden zugleich zu führen. Er begab sich daher, ohne Fried' und Geleit und nur von Wenigen umgeben, in die Burg seines Feindes, des Abts von St. Gallen. Erstaunt trat ihm dieser entgegen, aber bald ward er von Rudolfs mannhafter Entschlossenheit so gerührt, daß er sich nicht nur mit ihm aussöhnte, sondern auch mit ihm gegen Basel vereinigte.

Tafel. LI. Die Ermordung Albrechts I.

Am Fuße seiner Stammfeste, der alten Habsburg, ward Kaiser Albrecht I. von seinem Neffen, Johann von Schwaben, und dessen Mitverschwornen mörderisch überfallen und tödlich verwundet. Nach einem lauten Schrei sank er ohnmächtig vom Pferde. Eine arme Frau, die in der Nähe war, eilte herzu und in ihrem Schooße gab er seinen Geist auf. Die Mörder aber flohen, von dem erwachten Gewissen getrieben, auf verschiedenen Wegen auseinander.

LII. Die Stiftung des Schweizerbundes.

In der Nacht des 7. Nov. 1307 kamen Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold vom Melchthal, jeder begleitet von zehn rechtschaffenen Männern seines Landes, auf dem Rütli, einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstettersees, zusammen, und schwuren zu Gott, mannhaft die angestammte Freiheit zu behaupten und sich von ihren Zwingherren zu befreien.

LIII. Arnold von Winkelried.

In der Schlacht bei Sempach (9. Jul. 1386) suchten die Eidgenossen lange Zeit vergebens die dichten Reihen der wohlgerüsteten Oestreicher zu durchbrechen: wie ein Wald voll eiserner Stacheln starrten ihnen deren Lanzen entgegen. Da rief voll Heldenmuth und Vaterlandsliebe Arnold von Winkelried seinen Gefährten zu: „Ich will euch eine Gasse machen! Sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ Mit diesen Worten sprang er aus den Reihen der Eidgenossen, umfaßte so viele Lanzen der Oestreicher als er konnte, drückte sie gegen seinen Leib und zog sie im Fallen mit sich zu Boden. Seine hochherzige Hinopferung entschied den Sieg.

LIV. Friedrich von Oestreich und Ludwig der Baier.

Friedrich von Oestreich im Kampfe um die Kaiserkrone gegen Ludwig den Baier geschlagen und gefangen (28. Sept. 1322), dann unter gewissen Bedingungen von seinem Gegner freigegeben (6. März 1325), kehrte, da er nicht erwirken konnte, was er versprochen hatte, freiwillig zu Ludwig'n zurück und übergab sich als Gefangenen. Und Ludwig, innigst gerührt über so viele Herzensgüte, umarmte Friedrich'n, und behandelte ihn forthin nicht als einen Gefangnen, sondern als seinen trautesten Freund.

LV. Die sicilianische Vesper.

Am zweiten Osterfeiertage des Jahres 1282 zogen die Einwohner von Palermo schaarenweise nach Monterale, um dort in der Kirche zum heiligen Geiste die Vesper zu hören. Da geschah es, daß ein Franzose ein vornehmes Mädchen unanständig behandelte. Ohnmächtig sank sie in die Arme ihres Bräutigams; ihr Vater aber forderte die Rache des Volkes gegen den Frevler auf, und ein kühner Sicilianer entriß dem Franzosen das Schwert und tödtete ihn. Diese rasche That war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand gegen die Franzosen, die damaligen Herren von Sicilien. In kurzer Zeit wurden alle Franzosen in Sicilien getödtet.

LVI. Die Jungfrau von Orleans bei der Krönung Karls VII. zu Rheims.

Als König Karl VII. (17. Jul. 1429) zu Rheims gekrönt und gesalbt worden war, warf sich die Jungfrau von Orleans, seine Retterin, jetzt in dem glänzendsten Augenblicke ihres Lebens und Wirkens, ihm zu Füßen und wünschte ihm unter tausend Freudenthränen Glück.

LVII. Heinrich II. am Grabe des Thomas Becket.

Getödtet war der Erzbischof von Canterbury Thomas Becket, zwar nicht auf Befehl aber doch auf eine unvorsichtige Aeußerung des englischen Königs Heinrich II. (26. Dec. 1170). Darauf sahe sich dieser genöthigt, deshalb Kirchenbuße zu thun. Am 8. Jul. 1174 ging er barfuß, im Gewand eines Büßenden in die Kirche von Canterbury zu dem Grabe des Ermordeten. Hier entblößte er seinen Rücken, und jeder der anwesenden Bischöfe mußte ihm fünf, und jeder der übrigen Geistlichen und Mönche drei Ruthenstreiche geben.

LVIII. Eduard III. und die Einwohner von Calais.
Als der englische König Eduard III. Calais so weit gebracht hatte, daß es sich ergeben mußte, erboten sich sechs der angesehnsten Einwohner, zur Rettung ihrer Mitbürger ihr Leben hinzugeben. Sie kamen am 4. Aug. 1347, wie es der König verlangt hatte, in bloßen Füßen, mit Stricken um den Hals und mit den Stadtschlüsseln in das brittische Lager, wo sie sich dem König zu Füßen warfen. Vergebens baten die englischen Ritter, vergebens der schwarze Prinz, des Königs heldenmüthiger Sohn, für sie. Erst den Bitten und dem Fußfall der Königin gelang es, des Königs harten Sinn zu beugen. Er hob seine Gemahlin auf und schenkte jenen sechs edeln Einwohnern von Calais das Leben.

LIX. Johann Huß vor seinen Richtern zu Costnitz.
Als Huß schon auf dem Scheiterhaufen stand, angekettet an den daselbst errichteten Pfahl, und bedeckt mit einer papierenen Mütze, auf welcher drei Teufel gemalt waren, ritt der Kurfürst von der Pfalz zu ihm hin, und fragte ihn, ob er seine Ketzereien abschwören wolle? Er antwortete: „Ich will die Wahrheit, die ich verkündiget habe, mit dem Tode besiegeln." Darauf wurde der Scheiterhaufen angezündet.

Von der im v. J. angekündigten, durch Herrn Prof. Schulze umgearbeiteten neuen Auflage der Moralischen Bilderbibel von J. F. Lossius; fünf Bände mit 74 Kupfern,

ist der erste Band bereits erschienen, und die übrigen vier werden unverzüglich folgen.

Ueber den bey der Umarbeitung dieses Werkes zu befolgenden Plan hat sich der Herr Herausgeber in der Ankündigung folgendermaßen ausgesprochen:

„Viele verehrliche Besitzer der moralischen Bilderbibel und deren Fortsetzung, des historischen Bildersaales, haben gewünscht, daß beide Werke auf gleiche Weise eingerichtet, oder daß in der moralischen Bilderbibel, eben so wie in dem historischen Bildersaale, zuerst zusammenhängende Uebersichten der wichtigsten historischen Ereignisse, dann Schilderungen einzelner merkwürdiger Begebenheiten und Personen aufgestellt werden möchten. Gern möchten wir diesem Wunsche entsprechen; allein die Verschiedenheit des Zweckes beider Werke hindert uns, ihm völlig nachzukommen."

„Beide Werke haben zwar den gemeinsamen Hauptzweck, durch Mittheilung historischer Kenntnisse auf die Verstandes- und Herzensbildung der Jugend hinzuwirken, und machen zusammen Ein Ganzes aus. Aber die moralische Bilderbibel ist für die frühere Jugend bestimmt und der historische Bildersaal für die reifere, oder für Jünglinge, die eines ernstlichern Studiums der Geschichte fähig sind. Wie nun zwar gleicher Lehrstoff verschiedenen Altern mitgetheilt werden kann, aber die Behandlung desselben nach der Verschiedenheit derer, denen er vorgetragen wird, verschieden seyn muß: so ist auch der Vortrag und die Behandlung des historischen Stoffes anders in der moralischen Bilderbibel, anders in dem historischen Bildersaale. Dort werden nur die merkwürdigsten Personen und Begebenheiten aus der biblischen und nicht-biblischen Geschichte dargestellt, das sittliche Gefühl zu üben und zu stärken: das Historische ist dort dem Moralischen untergeordnet; hier aber wird tiefer in das Gebiet der Geschichte eingedrungen, der

Zusammenhang der Begebenheiten gezeigt, ihre Ursachen und Wirkungen entwickelt: kurz das historische ist hier vorherrschend, ohne daß dabei des Moralischen vergessen wird."

„Diese Verschiedenheit beider Werke sollte und konnte bei der neuen Auflage der moralischen Bilderbibel nicht verwischt werden, da das Ganze auf das stufenweise Fortschreiten der Verstandes-Entwickelung gegründet ist. Es bleibt daher der moralischen Bilderbibel ihre wesentliche Einrichtung, die gemüthvolle Darstellung einzelner Begebenheiten und Personen, eben so wie die vortrefflichen Kupfer bleiben, die selbiger beigegeben sind. Dagegen soll Unrichtiges und Weitschweifiges entfernt, und eine historische Einleitung vorausgeschickt werden, die kurz und bündig die hauptsächlichsten Begebenheiten der alten Geschichte bis zur Stiftung des Christenthums, oder bis zu der Zeit, wo der historische Bildersaal anhebt, umfaßt. Dadurch, hoffe ich, werden die einzelnen Erzählungen, die in der moralischen Bilderbibel vorkommen, einen Zusammenhalt erhalten, den man vorher daselbst vermißte, und das Ganze wird, wie man gewünscht hat, hinfort eben so wie der historische Bildersaal bei dem historischen Unterricht gebraucht werden können."

* * *

In der Voraussetzung, daß diese neue Auflage gleichen Beifall, wie die erste, erhalten werde, lasse ich von neuem dieselben billigen Vorauszahlungspreise eintreten, wie sie für jene bestanden haben, nämlich:

3 Thlr. 12 Gr. (6 fl. 18 kr.) für jeden Band der bessern Ausgabe auf Schreibpapier mit ausgesuchten Kupferabdrücken und

2 Thlr. 12 Gr. (4 fl. 30 kr.) für jeden Band der wohlfeilern Ausgabe auf Druckpapier.

Gotha, im Jul. 1822.

Justus Perthes.

Für den Buchbinder.

Das Kupfer, T. LII, wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die größte Vorsicht ist beym Binden dieses frisch gedruckten Bandes anzuwenden, indem unvorsichtiges Schlagen und Pressen leicht Text, wie Kupfer verderben kann.

Diese Kupfererklärung ist hinter das Inhaltsverzeichniß anzubinden.







